

HEIDELBERG

Jahrbuch
zur Geschichte
der Stadt

2014

herausgegeben vom
hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2014

Jahrgang 18

Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein

Redaktion:

Jochen Goetze, Carola Hoécker, Ingrid Moraw,
Petra Nellen, Reinhard Riese, Julia Scialpi, Jürgen Zieher

Für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



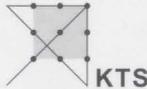
KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelsberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1.1996
Jg. 1. 1996–

ZA 10572, 18.2014 LS
0002722

Mit freundlicher Unterstützung der

**Klaus Tschira Stiftung
gemeinnützige GmbH**



2013

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren

Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelsberger Geschichtsverein e. V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Dr. Julia Scialpi, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-41-8
ISSN 1432-6116

Inhalt

11 Vorwort

I. Beiträge der Mitglieder – Orte in Heidelberg

Vom Heidelberger Schloss zum Universitätsplatz

- 15 Wolfgang Schröck-Schmidt**
Der Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss
- 17 Sigrid Gensichen**
Aus den Notizen Adolf von Oechelhäusers: Der Kaiser und das Heidelberger Schloss
- 21 Martin Blumröder**
Die Villa Remler in der Neuen Schlossstraße 38
- 25 Elisabeth Südkamp**
Das Institut für Zeitungswesen im Haus Buhl und Hans von Eckardt
- 30 Heike Hawicks, Ingo Runde**
Das Studentenlokal „Zum Roten Ochsen“
- 34 Petra Nellen**
Das Palais Graimberg, Kornmarkt 5
- 37 Michaela Escher-Eisel**
Die farbigen Glasfenster im „Alten Sitzungssaal“ des Heidelberger Rathauses
- 43 Jochen Goetze**
Die mittelalterliche Wasserversorgung Heidelbergs
- 48 Hermann W. Lehmann**
Die Krambuden an der Heiliggeistkirche und die Bedeutungsverschiebung des Wortes Laden
- 51 Egon Hassbecker (†) in Zusammenarbeit mit Barbara Schulz**
Unser Weg in das Haus Cajeth
- 54 Marco Neumaier**
Groove im Gewölbe: Das Cave 54
- 57 Carola Hoécker**
Ingrimstraße 8. „Wie er heiße? – Joseph Süß, Oppenheimer, von Heydelberg“
- 61 Gabriele Faust-Exarchos**
Die Zwingerhalle. Vom „Deutschen Haus“ zum „Jungen Theater“
- 64 Dietrich Hildebrandt**
Fauler Pelz
- 68 Manfred Metzner**
Die Carlo Sponti Kulturbrigade und das Gloria Kino in den 1970er Jahren

72 Walter Mühlhausen

Das Friedrich-Ebert-Haus in der Pfaffengasse als historischer Ort

76 Ildiko Mumm

„Versuch zu überleben“. Ein Treffen auf dem Synagogenplatz im April 1945

79 Thomas Schipperges

Aula der Neuen Universität, 3. Mai 1943: Kein Klavier-Abend mit
Karlrobert Kreiten

Vom Universitätsplatz zum Bismarckplatz

82 Oliver Fink

Der Universitätsplatz

86 Enno Krüger

Der Chor der Peterskirche

89 Norbert Giovannini

Der alte jüdische Friedhof vor dem Klingentor

93 Ilona Scheidle

Welch' ein Theater. Das „Anna-Blum-Haus“. Zur Geschichte der Theaterstraße 10

97 Frieder Hepp

Der Garten im Kurpfälzischen Museum Heidelberg

100 Jürgen Zieher

Das Edith-Stein-Haus, Neckarstadt 32

103 Charis Willems

Die Stadthalle

107 Anneliese Seeliger-Zeiss

Die Heidelberger Providenzkirche. Zerstörung und Verwandlung im
19. Jahrhundert

111 Reinhard Düchting

Der Herrengarten

115 Christine Kratzert

Die Evangelische Kapelle in der Plöck

119 Ingrid Moraw

Die Synagoge der orthodoxen Juden in der Plöck

123 Susanne Fiek

Der Europäische Hof

**Durch Bergheim und die Weststadt über den Hauptbahnhof in den Pfaffengrund und
nach Wieblingen**

127 Dino Quaas

Das Kaufhaus „Galeria Kaufhof“, vormals „Horten“

131 Gabriela Skolaut

Polnische Spuren in Heidelberg

- 135 Heike Haß**
Museum Sammlung Prinzhorn – ein Haus für wahnsinnige Schönheit
- 139 Christel Schmidt**
„In Scientia Salus“ – Krebsforschung in Heidelberg von Czerny bis zum Nationale(n) Zentrum für Tumorerkrankungen (NCT). Eine Erfolgsgeschichte
- 143 Julia Scialpi**
Das Heidelberger Thermalbad
- 147 Volker von Offenber**
Vom „Paradies“ zu „Schlossquell“. Zur Geschichte der Brauerei in der Bergheimer Straße 91
- 151 Luitgard Nipp-Stolzenburg**
Von der Zigarrenproduktion zur Weiterbildung. Das Volkshochschulhaus in der Bergheimer Straße 76
- 155 Michael Braun**
Ein Stück Heidelberger Wirtschaftsgeschichte: „Holzhof“ und „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ in Bergheim
- 159 Jo-Hannes Bauer**
Von der Reis' schen Baumwollfabrik zum gemeinnützigem Wohnen in der Bergheimer Straße 107 „W. Reis Erben“
- 163 Karin Buselmeier**
Die Stadtbücherei
- 165 Angelika Andruchowicz**
Blumenstraße 1
- 169 Thomas Apfel**
Die Architektur des Heidelberger Hauptbahnhofs
- 173 Georg Machauer**
Bürogebäude, Kurpfalzring 113. Ein Tempel im Industriegebiet
- 177 Walter Petschan**
Die „Wieblinger Kapelle“
- 181 Martin Krauß**
Das Neckarwehr Wieblingen

Über den Schlangenweg zum Heidenknörzel und den Philosophenweg nach Neuenheim und Handschuhsheim

- 184 Sonja Rohleder**
Der Schlangenweg in Neuenheim
- 187 Hans-Martin Mumm**
Die Freischarenschanze auf dem Heidenknörzel
- 190 Reinhard Riese**
Das Mithräum von Heidelberg-Neuenheim
- 194 Christa-Huberta Kemmer**
Mönchhofstraße 12 – ein Ort, der nachdenklich stimmt

197 Benedikt Bader

Die St. Raphaelskirche in Neuenheim. Zur Rezeption des Historismus in Heidelberg

202 Ernst Gund

Konversionen der Villa Krehl

205 Maïke Rotzoll

Zwei Gräber von Professoren für Kinderheilkunde des 20. Jahrhunderts – oder: Die Geschichte der Pädiatrie im Spiegel des Handschuhsheimer Friedhofs

209 Christian Jansen

Beethovenstraße 39. Hier wohnte von 1923 bis 1932 Emil Julius Gumbel

213 Kurt Mattes

Das versteckte Gebäude

Von Kirchheim über Rohrbach zum Bierhelderhof

215 Dietrich Dancker

Die Petruskirche in Kirchheim – ein reformiertes Baudenkmal?

218 Wolfgang G. Nestler

Der Turm wird 100. Ein Industrie-Wasserturm ist Namensgeber für das „Quartier am Turm“ in Rohrbach

223 Ludwig Schmidt-Herb

Die Rohrbacher Villenkolonie

226 Gustav Knauber

Das Rohrbacher Schlösschen

229 Claudia Rink

Die Melanchthonkirche in Rohrbach

233 Renate Marzolff

Der Bierhelderhof

Von Schlierbach nach Ziegelhausen

237 Dietrich Bahls

Valerieweg

240 Peter Saueressig

Die Villa Bosch. Ein Haus des Wissens und der Wissenschaft

243 Folkwin Vogelsang für den Freundeskreis Wolfsbrunnen e.V.

Lebenserinnerungen einer 463 Jahre alten Dame

246 Arnold Schwaier

Die „Schlierbacher Landstraße“ – Vom Leinpfad zur überregionalen Verkehrsader

250 Tobias Städtler

Das Luisenheim in Ziegelhausen. Die wechselvolle Geschichte eines Hauses

254 Marcus Popplow

Drickelschöpfe

- 257 **Hansjoachim Räther**
Der Weg über das Münchel
- 260 **Gheorge Stanomir**
Warum die Ziegelhäuser den Peterhof früher Reppebuckel nannten
- 263 **Jörg Tröger**
Gespicktes Rindfleisch auf englische Art. 100 Jahre Gastlichkeit auf Stift Neuburg
- 267 **Christmut Präger**
Das Russenkreuz bei der „Neuenheimer Schweiz“

II. Berichte

- 269 **Hansjoachim Räther**
Der Internet-Auftritt des Heidelberger Geschichtsvereins

III. Rezensionen

- 271 **Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.):** Forschungen zum Heiligenberg bei Heidelberg. Forschungen, Fundmaterial, Restaurierung (Reinhard Riese)
- 273 **Susanne Fiek:** Heidelberg zu Fuß. Die schönsten Sehenswürdigkeiten zu Fuß entdecken; diess.: Heidelberg. Bilder, die Geschichten erzählen (Claudia Rink)
- 274 **Peter Sinn:** Zur Landschaft und Geschichte von Heidelberg-Handschuhsheim (Bertil Mächtle)
- 275 **Christian Reinhardt:** Fürstliche Autorität versus städtische Autonomie. Die Pfalzgrafen bei Rhein und ihre Städte 1449 bis 1618 (Hans-Martin Mumm)
- 276 **Burkhard Pape:** Das Heidelberger Schloss und seine Befestigungen (Dietrich Bahls)
- 277 **Reinhard Zimmermann:** Das Heidelberger Schloss. Seine Bauten, seine Bewohner, seine Geschichte (Dietrich Bahls)
- 279 **Volker Hartmann, Wilhelm Kühlmann:** Heidelberg als kulturelles Zentrum der Frühen Neuzeit (Julia Scialpi)
- 279 **Norbert Bosslet:** Heilige Mauern. Heidelbergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte (Hansjoachim Räther)
- 281 **Heinz Scheible:** Beiträge zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands (Hans-Martin Mumm)
- 282 **Macht des Glaubens – 450 Jahre Heidelberger Katechismus.** Hg. v. Karla Apperloo-Boersma u. Herman J. Selderhuis (Jochen Goetze)
- 284 **Gerhard Schwing:** „Flegeljahre“ der badischen evangelischen Kirche? (Hans-Martin Mumm)
- 285 **Petra Stumm:** Leopold Gmelin (1788–1853) (Martin Krauß)
- 285 **Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.):** Akademische Lebenswelten (Norbert Giovannini)

- 287 **Melitta Grünbaum:** Begegnungen mit Gundolf; **Jürgen Egyptien:** Friedrich Gundolf in Heidelberg (Oliver Fink)
- 288 **Bertha Kipfmüller:** „Nimmer sich beugen“ (Hansjoachim Räther)
- 291 **Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.):** Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925) (Carola Hoécker)
- 292 **Walter Berschin:** Einleitung in die Lateinische Philologie des Mittelalters (Mittelatein) (Hansjoachim Räther)
- 294 **Karl Heinz Sonntag (Hg.):** Heidelberger Profile (Ingrid Moraw)
- 295 **Hilde Schramm:** Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux 1882–1959 (Ingrid Moraw)
- 297 **Alice Habersack:** Fremdarbeiter in Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs (Martin Krauß)
- 298 **Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhsheim 2013** (Hansjoachim Räther)
- 300 **40 Jahre Bürger für Heidelberg.** Hg. vom gemeinnützigen Verein Bürger für Heidelberg (Julia Scialpi)

303 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

- 313 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 317 **Register nach Autorinnen und Autoren**
- 319 **Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

Vor 20 Jahren, im November 1993, wurde der Heidelberger Geschichtsverein gegründet. Im Blick auf dieses Jubiläum hat der Heidelberger Geschichtsverein seine Mitglieder im Juni 2012 gebeten, die Ausgabe 2013 durch eigene Beiträge zu gestalten. Vorgegeben war lediglich, dass jeder Beitrag von einem Ort – einer Straße, einem Gebäude, einem Park o.ä. – ausgehend die dazugehörige Geschichte recherchiert und erzählt. In dem Aufruf hieß es: „Entstehen soll bei diesem Vorhaben ein aus Mosaiksteinen zusammengesetztes Heidelbergbild, das die Klischees von Schloss und Fluss (die beide als Ort vorkommen dürfen, aber nicht zu oft) konterkariert, wie in einem Kaleidoskop neue, fragmentarische Bilder entwirft, Lust auf Entdeckungen macht und den Verein als schreibende Körperschaft präsentiert.“ Die Beiträge sollten in der Regel mit einer Abbildung und ohne Anmerkungen auskommen, der Gesamtumfang und die Literaturlisten sollten knapp gehalten sein.

Ein gutes Drittel der Mitgliedschaft hat sich an diesem Jubiläumsband beteiligt. Die Betreuung von 70 Autorinnen und Autoren war für die Redaktion eine große kommunikative Herausforderung. Zu gestalten war weder ein Symposiumsband mit wechselseitigen thematischen Bezügen noch eine Anthologie ausgewählter gleichartiger Texte, sondern es galt, die Mitglieder bei der Themenwahl zu beraten und die in großer Vielfalt angemeldeten Beiträge bis zu ihrer Schlussfassung zu begleiten.

Das Ergebnis, das nun vorliegt, hat die Erwartungen übertroffen. Entstanden ist ein Lesebuch der besonderen Art, ein Blick auf Heidelberg in multiplen Blickrichtungen und Stilarten mit einer Vielzahl monografischer Studien, von denen einige erwarten lassen, in den kommenden Jahren noch vertieft zu werden. Die Themenschwerpunkte liegen räumlich in der Innenstadt und zeitlich im 19. und 20. Jahrhundert, es sind aber in der Summe fast alle Stadtteile und fast alle Zeitabschnitte vertreten – geordnet nach dem Prinzip eines gedanklichen Spaziergangs. Insgesamt also ein Jahrbuch, das Lust macht auf Entdeckungen und weitere Forschungen.

Traurig stimmt uns der Tod von Egon Hassbecker, der am 6. Oktober im Alter von 89 Jahren verstorben ist. Sein Beitrag in dem vorliegenden Band gilt der Würdigung seiner mit Barbara Schulz in langen Jahren zusammengetragenen Sammlung Primitiver Kunst des 20. Jahrhunderts. Gespannt sind wir auf die Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen, die für das Frühjahr 2014 angekündigt ist. Besucher des Museums Haus Cajeth können sich daran erinnern, dass Egon Hassbecker bereits in früheren Jahren bei Ausstellungseröffnungen kapitelweise aus seinen Aufzeichnungen gelesen hat.

Der vorliegende Band bietet wie gewohnt Rezensionen und die listenmäßige Erfassung der Neuerscheinungen zur Heidelberger Stadtgeschichte. Wer hier Titel vermisst, ist herzlich eingeladen, der Redaktion Hinweise zu geben. Es ist mit unseren ehrenamtlichen Mitteln einfach unmöglich, alle neuen Beiträge mit historischem Heidelberg-Bezug zu erfassen, insbesondere im Bereich der Fachzeitschriften. Eingegangene Hinweise arbeiten wir gerne auch in künftigen Ausgaben des Jahrbuchs als Nachträge ein.

Zu danken haben wir in diesem Jahr in besonderer Weise den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, der Redaktion für die Bewältigung der großen Herausforderung, der Herstellerin Julia Scialpi, dem Fotografen Tobias Städtler, dem Verleger Hermann Lehmann, der Druckerei Neumann, dem Vertrieb, dem Buchhandel, den Anzeigenkunden, den Vereinsmitgliedern und natürlich allen Leserinnen und Lesern, insbesondere denjenigen, die das Jahrbuch für sich selbst kaufen oder weiterver-schenken. Die Klaus-Tschira-Stiftung hat mit der Gewährung einer großzügigen Unter-stützung den Druck des Jahrbuchs ganz wesentlich gefördert.

Angesichts des hier dokumentierten Engagements der Mitglieder für ihren Heidel-berger Geschichtsverein ist uns um dessen weiteres Wirken in den beiden folgenden Jahrzehnten nicht bange.

Heidelberg, im Oktober 2013
Hans-Martin Mumm
Claudia Rink

Der Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss

Der Frauenzimmerbau in der Nordwestecke des Heidelberger Schlosshofes ist eines der wenigen barocken Gebäude und hat alles von seiner ursprünglichen Intention einen Architekturausdruck.

Erst unter Kurfürst Ludwig IX. durch seinen bedeutenden Architekten Lorenz

I. Beiträge der Mitglieder – Orte in Heidelberg

Balthus wird dem Nordteil, sowie der Südflügel und später errichtet, wozu unter Friedrich von der Pfalz der Altstadt bis gut zu sehen war. Letzter wurde der Bau im Französischen Erbfolgekrieg und durch die Brand von 1764 zerstört, die beiden oberen Geschosse danach abgetragen und mit dem heute noch bestehenden Nordteil in der Zeit des Kurfürsten Carl Theodor vertriehen.

Nach den letzten dem Kurfürsten erst neu gestalteter Königssaal, kann man noch die frühere Bedeutung des Palastes erkennen. Der große Saal, der einstige Saal, ab dem diese Maßnahme ist; auf seiner Nordseite befindet sich durch mächtige gotische Bögen abgetrennt, erhielt der sogenannte Fortsetzungssaal. Man wird sich der Saal in historischer Zeit dekoriert vorstellen haben, ähnlich wie es in dem jüngeren Fortsetzungssaal des Schlosses Wetzlar heute noch zu sehen ist. Nur spätere Reste dieser Dekoration haben sich in den Gewölbebrücken des Fortsetzungssaales erhalten. Die Bauweise des Frauenzimmerbaus im Inneren ist ebenfalls ein Beispiel dessen Lichtgebäude.



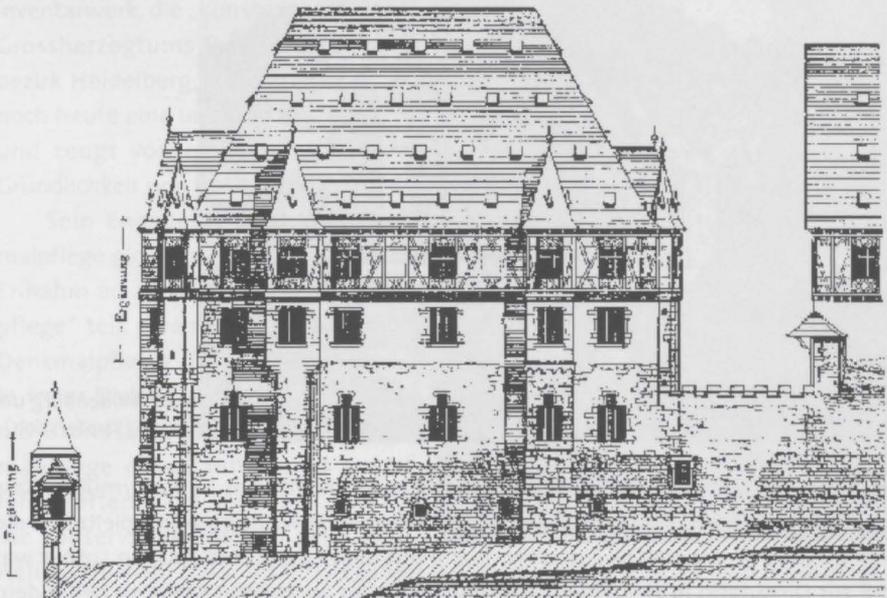
Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss (Zeichnung: Schöb und Schöb)

Der Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss ✓

Der Frauenzimmerbau in der Nordwestecke des Heidelberger Schlosshofes ist eines der weniger beachteten Gebäude und hat alles von seiner ursprünglichen repräsentativen Architektur verloren.

Einst unter Kurfürst Ludwig V. durch seinen bedeutenden Architekten Lorenz Lechler um 1520 als dreigeschossiger Palast erbaut, war er ein ebenbürtiges Pendant zu dem heute noch stehenden älteren Ruprechtsbau. Der Friedrichsbau und der Englische Bau mit samt dem Nordwall, sowie der Stückgarten sind später errichtet, sodass unser Palast von der Heidelberger Altstadt aus gut zu sehen war. Leider wurde der Bau im Französischen Erbfolgekrieg und durch den Brand von 1764 ruiniert, die beiden oberen Geschosse danach abgetragen und mit dem heute noch bestehenden Notdach in der Zeit des Kurfürsten Carl Theodor versehen.

Nur im Inneren, dem kürzlich erst neu gestalteten Königssaal, kann man noch die frühere Bedeutung des Palastes erkennen. Der große längs-rechteckige Saal kommt ohne Mittelstützen aus; auf seiner Nordseite befindet sich durch mächtige gotische Bögen abgetrennt, erhöht, der sogenannte Fürstenerker. Man wird sich den Saal in historischer Zeit dekoriert vorzustellen haben, ähnlich wie es in dem jüngeren Rittersaal des Schloss Weikersheim heute noch zu sehen ist. Nur spärliche Reste floraler Dekoration haben sich in den Gewölbbögen des Fürstenerkers erhalten. Die Besonderheit des Frauenzimmerbaus im Inneren ist zweifelsohne dessen Lichtgestaltung.



Frauenzimmerbau auf dem Heidelberger Schloss (Zeichnung: Koch und Seitz)

Durch die hohen, ebenerdigen Fensternischen dringt das Licht wie durch Schneiden in den Raum und teilt ihn in Segmente von Hell und Dunkel auf. Offensichtlich war dem Bauherrn die Inszenierung des Innenraums beziehungsweise die optische Erhöhung der Nischen wichtig.

Die berühmten Bauforscher des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Koch und Seitz, rekonstruieren dann für die Außenseite des Baus analog zu den Fensternischen sieben schmale über die drei Stockwerke gehende sogenannte Standerker, die den Bau von außen regelrecht gliedern, ähnlich wie eine Westfassade einer gotischen Kirche. Der Standerker der Südseite und zwei auf der Westseite haben sich rudimentär erhalten, die drei Erker zum Innenhof hin sind wahrscheinlich im 18. Jahrhundert abgebrochen worden, die Erker zur Stadtseite hin sind im Zuge des Baus des Fasskellers in der heutigen Außenwand aufgegangen.

Diese heute leider verloren gegangene markante Gestaltung der Fassaden sollte dann in der gesamten Kurpfalz Nachahmer finden. So hat heute noch das Schwetzingen Schloss zwei schlanke Standerker auf der Seite zum Ehrenhof hin, ein dritter Treppenturm, den noch Liselotte von der Pfalz beschreibt, ist nach dem Französischen Erbfolgekrieg abgebrochen worden. Der Wormser Hof in Ladenburg (heute Lobdengaumuseum) und die Mildenburg in Miltenberg haben ihre drei Erker bewahrt. Viele zeitgenössische Burgen im Umkreis zieren solche Erker, wie die Minneburg, Schloss Fürfeld und Schloss Bürg (jeweils ein Standerker).



Die Mildenburg um 1620 (Kupferstich)

Leider wissen wir nichts über die Funktion solcher Standerker, es ist zu vermuten, dass ihre Funktion in der Repräsentation des Hofstaates eine wichtige Rolle spielte. Ob die Lichtwirkung im Inneren in Zusammenhang mit der neuen Lehre (Martin Luther war 1518 zur Disputatio in Heidelberg) zu sehen ist, wird an anderer Stelle zu behandeln sein.

Aus den Notizen Adolf von Oechelhäusers: Der Kaiser und das Heidelberger Schloss ✓

Diese Veröffentlichung ist dem Gedenken an Dr. Manfred von Schickfus gewidmet, der bis zum Beginn seiner Erkrankung am Kirchoff-Institut für Physik der Universität Heidelberg arbeitete. Ende Januar vergangenen Jahres nahm er Kontakt zu mir auf, ange-regt durch meinen Vortrag über den Denkmalstreit um das Heidelberger Schloss im Königssaal am 25. Januar 2012. Er berichtete, dass sein Urgroßvater, Adolf von Oechel-häuser, Notizen hinterlassen habe und fügte einen von ihm transkribierten Auszug bei, der sich auf den Denkmalstreit um das Heidelberger Schloss bezieht. Wir sprachen darüber, die Notizen zu veröffentlichen. Zur geplanten Sichtung des gesamten Dokuments mit ihm zusammen kam es indessen nicht mehr: Dr. von Schickfus verstarb am 8. Dezember desselben Jahres, an seinem 72. Geburtstag. Seine Witwe Antje von Schickfus war so freundlich, den Abdruck des Auszugs zu genehmigen.

Einige Notizen zum Autor und zum Kontext der Aufzeichnungen:

Adolf von Oechelhäuser (1852–1923), aus einer politisch einflussreichen Familie stammend, war Kunsthistoriker und Denkmalpfleger. Nach der Privatdozentur in Heidelberg wurde er 1893 auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an die Karlsruher Technische Hochschule berufen. Dort bemühte er sich neben der Lehre im beson-deren um die Kunstwerke des Landes Baden und deren Pflege, mit zahlreichen Ver-öffentlichungen und vor allem mit der Bearbeitung von sechs Amtsbe-zirken für das große badische Denkmal-inventarwerk, die „Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden“. Der Amts-bezirk Heidelberg, 1913 erschienen, ist noch heute eine unentbehrliche Quelle und zeugt von respekteinflößender Gründlichkeit und Fachkompetenz.

Sein Engagement für die Denk-malpflege ging über die Region hinaus: Er nahm an allen „Tagen für Denkmal-pflege“ teil, einem Forum, in dem die Denkmalpfleger der deutschen Länder in freier Diskussion von 1900 bis 1922 die Grundsätze der modernen Denk-malpflege entwickelten und ausdif-ferenzierten. Dort vertrat er anfangs die konservative Position gegen Cor-nelius Gurlitt, dass historisierende Ergänzungen an Denkmälern nicht zu



Adolf von Oechelhäuser um 1900 (Stadtarchiv Karlsruhe)

verurteilen seien, wenn sie gekennzeichnet würden. Vor allem aber setzte er sich nachdrücklich ein für eine hauptberuflich betriebene, staatlich finanzierte Denkmalinventarisierung.

Einer breiten Öffentlichkeit in der Region war und ist er (hoffentlich noch) bekannt durch sein zuerst 1891 erschienenenes und bis 1987 achtmal aufgelegtes Buch „Das Heidelberger Schloss. Bau- und kunstgeschichtlicher Führer“, die erste Veröffentlichung, die den Schlosskomplex und seine (Kunst-)Geschichte verständlich und nach dem damals neuesten Forschungsstand vermittelte. Der Gegenstand war ihm vertraut, nicht erst durch die heißen Debatten auf dem fünften „Tag für Denkmalpflege“ 1905 in Bamberg und die Arbeit am Heidelberger Inventarband – er war selbst involviert in die Entscheidungsfindung über den Schlosskomplex: Obwohl eine erste Kommission im Jahr 1891 die Rekonstruktion der Palastbauten um den Schlosshof entschieden abgelehnt hatte, wurde seit 1898 – vor allem auf Verlangen des Finanzministers Buchenberger – der Friedrichsbau durch Carl Schäfer, einem Architekten des Historismus, historisierend wiederhergestellt. Dessen Entwürfe zur Wiederherstellung der nordöstlichen Hofbebauung, vor allem des Ottheinrichsbaus, sollte eine weitere, 1901 zusammengerufene und entsprechend besetzte Kommission „abnicken“. In sie war auch Adolf von Oechelhäuser berufen worden. Es gab aber keine aussagefähigen Bild- und Schriftquellen oder Befunde zum ursprünglichen Aussehen des Ottheinrichsbau-Daches. Oechelhäuser und sein Heidelberger Kunsthistorikerkollege Henry Thode protestierten in dieser Sitzung vergeblich gegen die unhaltbare Abstimmungs-Alternative Ausbau (mit erfundenen oder nach späterem Muster wie den auf Merians Stich erkennbaren Dachgiebeln) oder Untergang der Ruine mangels Bedachung.

Im selben Jahr brach ein Pressesturm los; ganz Deutschland echauffierte sich über Carl Schäfers Ottheinrichsbau-Giebelentwürfe, zumal der Überraschungsfund einer datierten Giebelzeichnung von 1616 (inschriftlich als Giebel des Ottheinrichsbaus bezeichnet) dessen bisherige Entwürfe inzwischen unglaublich gemacht hatte.

In diese Phase des Zusammenbruchs der Wiederherstellungskonzepte fallen wohl die im Textauszug geschilderten kleinen Reibereien Oechelhäusers mit „S. M.“, seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. Da bisher noch wenig Informationen zur Position des Kaisers in der Schlossdebatte vorliegen, haben sie durchaus Erkenntniswert: „S. M.“ war offensichtlich unbelehrbar und nicht abzubringen vom Wiederherstellungswunsch. In welchem Jahr genau sich die eingangs geschilderte kaiserliche Frühstückspaulerei zugetragen hat, ist nicht sicher auszumachen; in jedem Fall vor 1902 (denn da fand eine weitere statt, die der Text am Schluss schildert). Der Textauszug zeigt den Kaiser und seinen mit Humor und spitzer Feder begabten Kontrahenten aber nicht nur beim Frühstück, sondern auch in einem leicht surreal anmutenden Ambiente – man stelle sich vor: die beiden schnaubbärtigen würdigen Herren auf ihren Yachten, vermutlich in weißer Seglergewandung, einander über die Kieler Förde hinweg nicht Koordinaten oder Windstärken, sondern Sottisen über das Heidelberger Schloss zurufend...

„Zu dem Frühstück im Liebenauschen Hause wurden in der Regel außer der engeren Familie und außer Freytags und uns, nur einige wenige Persönlichkeiten eingeladen, die den Kaiser besonders interessierten. Sein Benehmen uns gegenüber nach mehr-

jähriger Pause war das alte liebenswürdige, möchte fast sagen, herzliche. Bei Tisch saß meine Frau bei diesen Gelegenheiten wiederholt neben ihm, ich wurde stets so in die Nähe placiert, dass der hohe Herr sich mit mir über den Tisch hinüber unterhalten oder wie er sich ausdrückte, „herumzanken“ konnte. Durch irgendwelchen, mir nicht mehr erinnerlichen Zufall waren wir eigentlich gleich bei unserem ersten Wiederzusammentreffen, wahrscheinlich als er hörte, dass wir inzwischen nach Heidelberg gezogen seien, auf das Thema: Heidelberger Schloss gekommen, das fortan sich wie ein roter Faden bei jeder Gelegenheit durch unsere Unterhaltungen ziehen sollte. Natürlich handelte es sich hierbei um die damals alle Welt bewegende Frage eines eventuellen Wiederaufbaues des alten kurpfälzischen Schlosses. Der Kaiser konnte nicht begreifen, wie man sich seinen Restaurations-Plänen prinzipiell widersetzen konnte und Bodo Ebhards Wiederbelebungs- oder vielmehr Galvanisierungsversuche mittelalterlicher Bautätigkeit aus Ehrfurcht vor der geschichtlichen ebenso wie vor der kunstgeschichtlichen Wahrheit ablehnen konnte. Ähnlich wie auf sein Geheiß damals die Hochkönigsburg aus den Trümmern zu neuem Leben erweckt zu werden begann, sollte auch das Heidelberger Schloss in alter Pracht und Herrlichkeit neu erstehen, d.h. die schönste Ruine Europas als solche zerstört werden. Außer seinem Onkel, dem Großherzog von Baden, wusste der Kaiser hierbei das große Publikum und daneben auch zahlreiche Kunstgelehrte und Künstler, unter letzteren besonders solche, die bei des Kaisers Wiederaufbau-Plänen zu profitieren hofften, auf seiner Seite. Meine Opposition erschien ihm unbegreiflich.

Ich kann in diesem Zusammenhang nicht näher darauf eingehen, wie ich zu der entgegengesetzten Auffassung gekommen bin, die ich von vornherein, natürlich in entsprechender Form, aber mit aller Entschiedenheit meinem kaiserlichen Gegner gegenüber vertreten habe. Wie gesagt, seit diesem ersten Wiederzusammentreffen, ist das Heidelberger Schloss der Erisapfel geworden, den S. M. mit großem Eifer immer wieder aufzunehmen pflegte, sobald ich die Ehre hatte, mit ihm zusammen zu sein, sei es zu Lande, sei es zu Wasser, in Gesellschaft, im Theater, auf dem (?) beim Segeln während der Kieler Woche oder an Bord der Hohenzollern. Allmählich war es ein Sport bei ihm geworden, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten mit mir eine Lanze in diesem Streit zu brechen, und ich konnte oft genug beobachten, wie die Umgebung des Kaisers nur darauf lauerte und ihre stille Freude daran hatte, wenn das bekannte Thema von S. M. angeschnitten und dabei über die ganze Tafel hinweg disputiert wurde. Hierfür ist auch folgende Episode charakteristisch. Gelegentlich einer der Wettfahrten während der Kieler Woche befand ich mich als Gast von Krupp v. Bohlen auf dessen Yacht Germania, die in der ersten mit der Kaiserlichen Yacht an den Wettkämpfen teilnahm. Beim Ansegeln zum Start, als die beiden großen Yachten unter vollen Segeln und in schneller Fahr hart aneinander vorüberfuhren, und wir uns dabei in üblicher Weise an Bord aufgestellt hatten, erkannte mich der Kaiser und rief mit weithin schallender Stimme von Bord zu Bord: „Und das Heidelberger Schloss wird doch wieder aufgebaut“, worauf meine prompte Gegenantwort lautete: „Zu Befehl Majestät, es braucht aber wohl nicht gleich zu sein“.

Nur einmal, glaube ich, ist das Thema zwischen uns nicht zur Sprache gekommen. Es war im Jahre 1916 bei meinem Besuche im Kaiserlichen Hauptquartier zu Mezieres-Charleville. Die Zeiten waren damals zu ernst, wir hatten andere, wichtigere Dinge zu reden.

Wie ihn die Streitfrage fortwährend beschäftigte, beweist ein Zeitungsblatt, das ich „Auf allerhöchsten Befehl“ vom geheimen Kabinett – 27. August 1904 – zugesandt erhielt und worin ein Dr. med. Haedicke unglaubliches Zeug über den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses gefaselt hatte. Dabei hatte er aber so sehr die laienhaften Ausführungen der Ansichten des Kaisers getroffen, dass dieser mit Bleistift einzelne Sätze unterstrichen und in seiner beliebten Manier Randbemerkungen wie „bravo“, „brillant“ usw. zugefügt hatte. Bei einem Satz, der anfangs: „solche banalen Dutzendmenschen etc.“ findet sich die Marginal-Bemerkung: „ich bin auch so einer“. Die Unterschrift lautet: „vorzüglich, ganz meine Ansicht. Gesunder Menschenverstand“. Oben auf dem Blatt, es ist ein Ausschnitt aus dem „roten“ Tag vom 24. XII. 1904, steht: an 1.) Geh. Rat Professor Dr. Ihne in Berlin 2.) Professor von Oechelhaeuser, Karlsruhe, d.h. das Kabinett erhielt dadurch den Befehl, uns beiden dieses Blatt zur Kenntnisnahme zu schicken, offenbar mit der Absicht, uns damit einen gehörigen Trumpf auszuspielen. Dass Ihne und ich darüber nur belustigt worden sind, ist selbstverständlich, denn ebenso wenig wie es uns gelungen ist – des Kaisers Lieblings-Architekt und Vertrauter in Kunstsachen stand nämlich als alter Heidelberger durchaus auf meiner Seite – den hohen Herrn von der Unrichtigkeit seines Standpunktes zu überzeugen, ist es ihm gelungen, uns eine andere Auffassung beizubringen. Ein anderes Mal hatte er geglaubt, freilich in liebenswürdigster Form, mir dadurch eins auszuwischen zu müssen, dass er nach einem Frühstück bei Liebenaus, bei dem wir ganz besonders heftig unsere Klängen gekreuzt hatten, am 20. Mai 1902 unmittelbar nach meiner Rückkehr nach Potsdam ein Telegramm an meinen Schwager schickte, in dem es heißt: „Ich lebe noch unter dem Charme des Frühstücks in dem hübschen, gastlichen Hause. Der dicke Professor ist ein kreuzbraver, prächtiger Kerl, aber von Kunst hat er keinen blassen Schimmer. Bitte alle zu grüßen. Wilhelm R.“

Veröffentlichungen Adolf von Oechelhäusers zum Heidelberger Schloss

Das Heidelberger Schloss. Bau- und kunstgeschichtlicher Führer, Heidelberg 1891 (Erschienen sind neun Auflagen, auch in englischer Sprache, bis zur Ausgabe 1998 mit Anmerkungen und dem Kapitel „Die Heidelberger Schloßruine im Rahmen der romantischen Bewegung“ von Joachim Göricke)

Die Giebelzeichnung vom Heidelberger Ottheinrichsbau im Wetzlarer Skizzenbuch. Eine Entgegnung, Sonderdruck aus: Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig 1905, S. 136–143

Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg (Kreis Heidelberg), Tübingen 1913 (Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, hrsg. Von Franz Xaver Kraus)

Die Villa Remler in der Neuen Schlosstraße 38 ✓

Johann Remler, der in der neuesten Literatur auch fälschlich als Remmler geschrieben wird, war ein Heidelberger Architekt und Bauunternehmer, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Stadtbild bis in unsere Tage prägend gestaltet hat.

In Heidelberg am 1. August 1847 geboren und ebenda am 3. November 1907 verstorben, war er der Sohn des Gerbermeisters Franz Remler und seiner Ehefrau Elisabeth, geborene Klar. Er besuchte die Gewerbeschule in der Kettengasse 16 in Heidelberg und war anschließend in einer großen Ludwigshafener Firma tätig, bis er 1872 sein eigenes Baugeschäft, die Firma Heusch in der Hauptstraße 86 (heute Hauptstraße 88) erwarb. Remler war bestrebt, zweckmäßige Gestaltung, solide Ausführung und architektonische Schönheit zu vereinigen. Sein Charakter wird mit Geschäftstüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit umschrieben, das zu einem „Vertrauen und Ansehen in weiten Kreisen“ führte und Staatsaufträge und Aufträge von privater Hand zur Folge hatte. Das Reichspostamt (Sofienstraße, 1884), das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium (Neckarstaden, 1894), das Haus der Burschenschaft Frankonia (Neue Schlosstraße, 1892/93) errichtete er, und ebenso wirkte er am Heidelberger Rathaus und einer Kaserne mit. In Neuenheim legte er die Moltkestraße an und errichtete Villen in der Weber- und der Werderstraße, sowie am Schloss-Wolfsbrunnenweg. Private Bürgerhäuser wurden in der Altstadt realisiert. Die Stadt ehrt ihren Bürger seit 1929 mit der Remlerstraße im Stadtteil Neuenheim.

Johann Remler war Mitglied der Heidelberger Loge ‚Ruprecht zu den fünf Rosen‘. In der Loge bekleidete er diverse Ämter, wie das des ‚Ersten Aufsehers‘ (1897/98) und das des ‚Vertreters der Großloge‘ (1901/02 und 1904/05). Auf dem Bergfriedhof befindet



Villa Remler
(Foto: Martin Blumröder)



Villa Remler – Architektenwerkzeug
(Foto: Martin Blumröder)

ist mit Zinnen und Strebepfeiler versehen. Ein mächtiger „Bergfried“ erhebt sich, in einem steilen Helmdach endend, und mit vier kleinen begehbaren Ecktürmchen dekoriert. Zu allen Seiten erblickt man diverse Terrassen, Balkone und Erker. Skulpturaler und plastischer Schmuck in Form von Wasserspeiern, Adlern und einem mannshohen Ritter runden das herausragende Erscheinungsbild der 1898/99 erbauten Villa ab. An



Villa Remler – Detail der Fassade
(Foto: Martin Blumröder)

sich das Familiengrab, ein imposantes Mamorgrabmal mit lebensgroßer, am Grabmal sitzender Frauenfigur. Die sehr sorgfältig, lebensnah und ausdrucksvoll gearbeitete Trauernde soll Züge der Tochter des Baumeisters, Emma Remler (1881–1981), tragen.

Sein eigenes Wohnhaus baute er an der Neuen Schlosstraße 38, wo er bis zu seinem Tod lebte. Seine Frau und seine Tochter bewohnten es auch danach noch. Das weithin sichtbare Gebäude wurde aus dem hiesigen roten Buntsandstein im historisierenden Architekturstil des ausgehenden 19. Jahrhunderts errichtet. Mittelalterliche Architektur-elemente sind neben Stilelementen der Gotik und Renaissance zu erblicken. Die das Grundstück umgebende Stützmauer

der straßenzugewandten Seite erblickt man Zirkel und Winkelmaß von einem schleifengebundenes Blütenkranz umkränzt: Ein Verweis sowohl auf sich selbst, den Architekten, als auch auf seine Heidelberger Loge ‚Ruprecht zu den fünf Rosen‘.

Es handelt sich um ein Grundstück mit 1.560 qm und das Innere, nahezu im Originalzustand erhalten, bietet 800 qm Wohn- und Gewerbefläche. In allen Räumen ist Fischgrätparkett verlegt. Holzvertäfelungen, Stuckdecken und Wandmalereien im neugotischen Stil sind bis auf geringe Schäden erhalten, die in den letzten Jahren behutsam von der Sinsheimer Restauratorin Silke Böttcher behoben wurden.

Geringfügig wurden auch Veränderungen durchgeführt. Ein Kachelofen wird in Zukunft lediglich als Dekor dienen. Ein Anderer wurde reaktiviert und ist umfassend für die heutigen Bedürfnisse modernisiert worden. Eine völlig neue Warmwasserheizung wurde, unter Verwendung der vorhandenen Heizungskörper, eingebaut. Die Nutzung des Dachstuhles erfuhr eine gravierende Veränderung. In die vorgegebenen Raumverhältnisse wurde ein Wellness-Bereich des heutigen gehobenen Standards eingerichtet.

Literatur

Chronik der Stadt Heidelberg, 1913. Bd. XV-XII 1907–09 1913 160

Eugen Bentmann: Die Geschichte der gerechten und vollkommenen St. Johannis-(Loge) Ruprecht zu den 5 Rosen (Orient in Heidelberg), Wiesloch: Richard Bühler Buchdruckerei, 1932

Bernd Müller: Architekturführer Heidelberg, Mannheim 1998

Leena Ruuskanen: Der Heidelberger Bergfriedhof, Ubstadt-Weiher u.a. 2008

**Ihre direkte Verbindung
zu uns – unsere
KundenService-Nummer:**

Bitte mit
Vorwahl
wählen!

06221 5110

**Schnell, einfach und bequem
per Telefon:**

- Termin vereinbaren
- Kontostand erfahren
- Daueraufträge bearbeiten
- Karten sperren lassen
- Wertpapiere kaufen oder verkaufen
- Lastschriften zurückgeben
- das Limit für Ihr Online-Banking ändern
- und vieles mehr

**Montag bis Freitag von
8:00 bis 18:00 Uhr zum Ortstarif!**

 **Sparkasse
Heidelberg**

www.sparkasse-heidelberg.de

Das Institut für Zeitungswesen im Haus Buhl und Hans von Eckardt

1926 wurde das Institut für Zeitungswesen an der Heidelberger Universität gegründet und hatte seinen Sitz bis 1935 im Haus Buhl in der Hauptstraße 234. Das Gebäude entstand 1722 nach Plänen von Johann Jakob Rischer für den Hofgerichtsrat und Mathematikprofessor Friedrich Gerhard von Lünenschloß. Der heutige Name geht auf den letzten privaten Besitzer zurück, Heinrich Buhl, der das Anwesen 1889 erwarb. Buhl stammte aus der Deidesheimer Winzer- und Politikerfamilie und war seit 1878 Juraprofessor und zeitweilig auch Dekan und Prorektor in Heidelberg. Nach seinem Tod 1907 gelangte sein Haus in den Besitz der Universität und sollte laut Buhls testamentarischer Verfügung als Erholungsheim oder für wohltätige Zwecke genutzt werden. Es dauerte allerdings fast drei Jahrzehnte, bis das Haus Buhl für annähernd „wohltätige Zwecke“ Verwendung fand. Nach dem Ersten Weltkrieg stand es zunächst dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften sowie dem neu gegründeten Institut für Zeitungswesen zur Verfügung. Erst 1938 wurde es ein Wohnheim für ausländische Gäste der Universität und schließlich nach dem Zweiten Weltkrieg ein Studenten- und Gesellschaftshaus. Heute ist das Haus Buhl der Sitz des Marsilius-Kollegs und dient als Gästehaus und Veranstaltungsort.



Haus Buhl, Hauptstraße 234 (Foto: Tobias Städtler)

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg plädierte u.a. der Soziologe und Nationalökonom Max Weber dafür, dem Pressewesen ein Studienfach an der Universität zu widmen, und Berufsverbände von Verlegern und Redakteuren unterstützten diese Idee, allerdings mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Während Max Weber und seine Kollegen vor allem an der wissenschaftlichen Erforschung von kultursoziologischen und politischen Aspekten des Zeitungswesens interessiert waren, lag den Vertretern der Presse verstärkt an einer besseren Ausbildung ihrer Mitarbeiter und an einer damit verbundenen sozialen Aufwertung ihres Berufsstandes. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu den ersten Institutsgründungen in Deutschland, u.a. in Köln (1920) und Berlin (1925), die meist in großem Umfang von Verlegern gefördert und finanziell unterstützt wurden.

Seit Beginn der 1920er Jahre setzten sich der Soziologe Alfred Weber und der südwestdeutsche Verleger Wilhelm Waldkirch (1870–1942) für ein Institut für Zeitungswesen an der Universität Heidelberg ein. Waldkirch hatte 1899 die Pfälzische Rundschau gegründet und war Mitglied im Hauptvorstand des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Nach langwierigen Verhandlungen von Universität, Badischem Kultusministerium und Berufsverbänden von Verlegern und Redakteuren wurde im Juni 1926 der Gründungsantrag für das Institut von der Universität genehmigt. Durch einen Erlass des Badischen Kultusministeriums im August 1926 war die Einrichtung des Instituts zum Wintersemester 1926/27 vorgesehen. Doch Auseinandersetzungen um wissenschaftliche Unabhängigkeit, Studieninhalte und vor allem um die Gleichberechtigung von Verlegern und Redakteuren bei Abstimmungen im Verwaltungsrat verzögerten die Eröffnung des Instituts. Nach erneuten Gesprächen, in denen Alfred Weber zwischen den verschiedenen Interessenparteien vermittelte, konnte das Institut schließlich zum Wintersemester 1927/28 den Betrieb aufnehmen.

Das Institut für Zeitungswesen hatte einen eigenen Verwaltungsrat, Arbeitsausschuss sowie ein Kuratorium, war jedoch an das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften in der Philosophischen Fakultät angegliedert. Für den zukünftigen Institutsleiter wurde ein Extraordinariat neu eingerichtet und auf Wunsch Alfred Webers mit dem Soziologen Hans von Eckardt besetzt.

Hans Felix von Eckardt (1890–1957) war ein Sohn des Barons und kaiserlich-russischen Staatsrats Johannes von Eckardt in Riga und hatte in Moskau, Berlin und Heidelberg Rechtswissenschaften und Soziologie studiert. Eckardt hatte Alfred Weber 1913 in Berlin kennengelernt, und zwischen beiden war eine enge Freundschaft entstanden. In den folgenden Jahren nutzte Alfred Weber häufig seinen Einfluss, um Hans von Eckardts beruflichen Werdegang zu unterstützen.

Als Eckardt 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges als russischer Staatsbürger interniert wurde, setzte sich Alfred Weber für seine Freilassung ein. Eckardt wurde deutscher Staatsbürger und kämpfte 1915–17 in Webers Kompanie. Nach einer schweren Verwundung 1917 war er durch Webers Vermittlung im „Büro für Ostpolitik“ in Berlin tätig. 1919 promovierte Eckardt bei Alfred Weber in Heidelberg über „Das Problem des politischen Führers“ und war in den folgenden Jahren Osteuropa-Referent am Hamburger Politischen Auslandsarchiv, dem späteren Weltwirtschaftsarchiv, und Redakteur des Hamburgischen Wirtschafts-

dienstes. 1925 habilitierte er sich an der Hamburger Universität über „Die Sozialpolitik der UdSSR“ in Nationalökonomie. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte lagen in der Analyse von zeitgenössischen politischen und sozialen Strukturen sowie im Thema „Russland“. Unter Hans von Eckardt bot das Institut für Zeitungswesen ein breit gefächertes Lehrangebot, in dem sich wissenschaftliche Vorlesungen durch Eckardt und Professoren des Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften wie Alfred Weber, Carl Brinkmann und Emil Lederer mit eher praktisch orientierten Veranstaltungen des Verlegers Wilhelm Waldkirch und des Chefredakteurs der Neuen Badischen Landeszeitung Alfred Scheel (geb. 1877) ergänzten.



Hans von Eckardt
(Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

1931 trat eine Veränderung in Eckardts Privatleben ein. Hans von Eckardt hatte 1917 Gertrud Dannheisser (geb. 1895) geheiratet, und 1931 erfolgte die Scheidung des Paares. Im gleichen Jahr heiratete Eckardt Marianne Jaffé (1905–1991), eine Tochter der Soziologin Else Jaffé und des Nationalökonoms Edgar Jaffé. Gertrud von Eckardt heiratete 1936 Hans von Eckardts Kollegen Emil Lederer.

Seit 1932 kam es verstärkt zu Auseinandersetzungen zwischen dem politisch engagierten Hans von Eckardt und Franz Alfred Six (1909–1975), dem Schriftleiter der von nationalsozialistischen Studenten herausgegebenen Zeitung „Der Heidelberger Student“. Anfang März 1933 protestierte Eckardt zusammen mit Alfred Weber gegen das Aufziehen der Hakenkreuzfahnen und entfernte die bereits aufgezoogene Fahne vor dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften. Wenig später wurde eine gründliche Hausdurchsuchung durch Kriminalbeamte mit Unterstützung von Studenten bei Eckardt vorgenommen, und sein Pass erhielt einen Sichtvermerk, der künftige Auslandsreisen verhinderte. Im April 1933 wurde Eckardt „aus politischen Gründen“ aus dem Lehrdienst entlassen und im Februar 1934 wurde ihm die Lehrerlaubnis entzogen. Hans von Eckardt verließ Heidelberg und versuchte, seinen Lebensunterhalt als kaufmännischer Angestellter zu verdienen, u.a. 1934–1938 bei der Normal-Zeit-AG Berlin und 1938–1942 bei Braun und Boveri Mannheim. Doch er verlor mehrfach seinen Arbeitsplatz mit der Begründung, dass er „politisch untragbar“ sei. Da in seinem Wehrpass der Vermerk „wehruntüchtig“ stand, galt er auf dem Arbeitsmarkt als „nicht verwendungsfähig“, und es wurde zunehmend schwieriger, einen neuen Arbeitgeber zu finden. 1941 erschien Eckardts „Iwan der Schreckliche“ und verkaufte sich gut. Durch Eckardts Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer waren allerdings weitere Auflagen in Deutschland nicht möglich. Seit 1942 war Hans von Eckardt arbeitslos und

ohne Gehalt, bis ihm der Münchner Verleger Klaus Piper 1943 eine monatliche Unterstützung von 250 Mark zur Verfügung stellte und ihn in seiner schriftstellerischen Tätigkeit bestärkte.

Währenddessen war das Institut für Zeitungswesen an der Heidelberger Universität national-sozialistisch gleichgeschaltet worden. Hans von Eckardts Nachfolger wurde Hans Hermann Adler (1891–1956), der Redakteur der Schlesischen Zeitung und der Oderzeitung war. Adler organisierte Institut und Fach so schnell wie möglich strukturell und inhaltlich neu und konnte dabei die Entscheidungsgewalt ganz auf sich selbst konzentrieren. 1934 wurde das Institut selbständig und in „Institut für Zeitungswissenschaft“ umbenannt. Nun war es an die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät (seit 1935 Staats- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät) angeschlossen und mit Promotionserlaubnis ausgestattet. Bis dahin hatten Studenten mit einem zeitungswissenschaftlichen Dissertationsthema in anderen Fachgebieten, vor allem im Bereich Sozial- und Staatswissenschaften promoviert. Einer der ersten Doktoranden im neuen Institut für Zeitungswissenschaft war Franz Alfred Six, der 1934 bei Arnold Bergsträsser promovierte, sich 1936 bei Hans Hermann Adler habilitierte und 1937 eine Professur für Zeitungswissenschaft in Königsberg annahm. 1935 zog das Institut vom Haus Buhl in der Hauptstraße in die Grabengasse 14 am Universitätsplatz.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges war Hans von Eckardt seit September 1945 Delegierter des Bayerischen Ministerpräsidenten im Bayerischen Kultusministerium München und damit Vertrauensmann der Bayerischen Militärregierung. In Heidelberg setzte sich Alfred Weber dafür ein, dass Eckardt an der Universität rehabilitiert wurde und seine „alte“ Professur am Institut für Zeitungswissenschaft wieder erhielt. Als 1946 seine außerordentliche Professur für osteuropäische Kultur und Soziologie reaktiviert wurde, kehrte Hans von Eckardt nach Heidelberg zurück und übernahm erneut die Leitung des Instituts für Zeitungswissenschaft. Das Institut war seit 1940 wieder mit der Philosophischen Fakultät verbunden, und auf Anregung Eckardts wurde es 1947 in „Institut für Publizistik“ umbenannt. Eckardt hatte schon bei der Gründung des Instituts für Zeitungswesen 1926 die Konzentration des Fachinhalts auf die Presse als fragwürdig empfunden und 1932/33 bereits eine frühe Rundfunk- und Filmforschung an seinem Institut unterstützt. Wie Alfred Weber war Eckardt mehr an den soziologischen, wirtschaftswissenschaftlichen und politischen Bedingungen und Auswirkungen der Publizistik interessiert und betonte diese Aspekte in seiner Tätigkeit am Institut für Publizistik.

Marianne von Eckardt arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Psychoanalytikerin in der 1949 von Alexander Mitscherlich gegründeten Abteilung für Psychosomatische Medizin an der Universität Heidelberg und war maßgeblich an zahlreichen Publikationen von Mitscherlich, Erik Homburger Erikson, Herbert Marcuse und William Sargant beteiligt.

Von Hans von Eckardt erschienen in den 1940er Jahren u.a. „Russisches Christentum“ (1947) und „Die Macht der Frau“ (1949). Seine Arbeit an „Dostojewski“ war unvollendet, als Hans von Eckardt am 24. Dezember 1957 in Heidelberg starb. Alfred Weber überlebte den Freund nur einige Monate und starb am 2. Mai 1958. Zwei Jahre später, 1960, wurde das Institut für Publizistik aufgelöst, und seine Restbestände wurden vom Institut für Soziologie und Ethnologie aufgenommen.

Literatur

Albrecht Ackermann: Das Institut für Zeitungswesen (Zeitungswissenschaft) an der Universität Heidelberg 1927–45, in Rüdiger vom Bruch, Otto R. Roegele (Hgg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main, 1986, S. 143–180

Dorothee Mussnug: Die vertriebenen Heidelberger Dozenten. Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933, in Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, NF, 1988, Bd. 2, S. 52–53

Viktor Pöschl: Hans von Eckardt, in Ruperto Carola, 10. Jg., 1958, Bd. 23, S. 160–161

Das Studentenlokal „Zum Roten Ochsen“ ✓

Am 2. April des Jahres 1936 besuchte gegen 12 Uhr eine Gruppe Couleur tragender flämischer Studenten das Gasthaus „Zum Roten Ochsen“. Ein am Nebentisch sitzender Student stand auf und richtete eine längere Ansprache an die ausländischen Gäste, die er offenbar für deutsche Studenten hielt. Er freute sich, dass es auch im Dritten Reich noch Personen gäbe, die Couleur trügen, und machte keinen Hehl aus seiner kritischen Haltung gegenüber den „Segnungen des sogenannten Dritten Reichs“. Die ausländische Gruppe befand sich jedoch in Begleitung eines Studenten des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB), der zunächst wohl vergeblich versuchte, sie von der Rede abzulenken. Schließlich führte er den Redner hinaus und verlangte seinen Namen, der recht bereitwillig mit „Ebberegg“ angegeben wurde. Den Hinweis, dass sein Verhalten in dieser Form untragbar gewesen sei, kommentierte Student „Ebberegg“ lapidar mit den Worten „dann hätten wir uns also blamiert“. Wenig später schrieb der Kommilitone des NSDStB an den Hochschulgruppenführer Kreuzer, er habe „bis heute keine Schritte unternommen, um die Angelegenheit auf waffenstudentische Art auszutragen“ und bitte um die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen „Ebberegg“, da dieser auf ihn „auch persönlich einen sehr schlechten Eindruck macht und auf jeden Fall eine sehr bedenkliche politische Einstellung hat“. Es war Hanns Martin Schleyer, der diesen Bericht über die Ereignisse im „Roten Ochsen“ am 6. April 1936 absetzte, woraufhin der Hochschulgruppenführer am 14. April den Ersten Staatsanwalt Dr. Haas bat, „sich der Sache annehmen zu wollen und das ent-



Roter Ochsen, Interieur (Foto: Merges)

sprechende [sic] zu veranlassen“. Der in den Akten des Heidelberger Akademischen Disziplinaramtes (UAH, B 8903/3) erhaltene Vorgang verlief jedoch im Sande, da sich kein immatrikulierter Student namens „Ebberegg“ auffinden ließ.

Das Dokument ist nicht nur ein weiterer Mosaikstein in der Geschichte des traditionsreichen Studentenlokals „Zum Roten Ochsen“, sondern zugleich auch ein Zeitzeugnis seiner Gäste. Es handelte sich zumeist um Burschenschaftler, weniger um Corpsstudenten, die eher im benachbarten Gasthaus „Zum Seppl“ verkehrten. Zu dessen Gästen gehörte zumindest bis zu seinem Austritt aus dem Corps Suevia im Jahre 1935 auch Hanns Martin Schleyer, denn in einem Schreiben vom 16. Januar 1936 beklagte sich der Wirt des „Seppl“, Kurt Sattler, bei dem bereits erwähnten Staatsanwalt Dr. Haas, über die Zechschulden des mittlerweile im NSDStB aktiven Jurastudenten, nachdem er zuvor offenbar vergeblich versucht hatte, diese von Schleyers Vater einzufordern. Nun verkehrte Schleyer offenbar im benachbarten „Roten Ochsen“, wo vom 19. Jahrhundert bis 1965 zur Vereinfachung der Abrechnung beim Monatswechsel Biermünzen gekauft und Zug um Zug eingelöst werden konnten. Dennoch sah sich auch Ochsenwirt Spengel häufig veranlasst, die Zeche der Studenten von deren Eltern bezahlen zu lassen. Dabei kamen viele Studenten aus der Schweiz, denn neben der Burschenschaft „Frankonia“, der Verbindung „Rupertia“ und der „Hamburger Gesellschaft“ gehörte vor allem die „Freie Schweizer Vereinigung“ zu seinen Stammgästen. Carl Spengel, wegen seiner berühmten Sorge um das leibliche wie seelische Wohl seiner Gäste „Papa Spengel“ genannt, reiste entsprechend regelmäßig in die Schweiz. Carl war der Sohn von Albrecht Spengel, der das 1703 errichtete Haus im Jahre 1839 erworben hatte. Bis heute ist das Lokal seit nunmehr 175 Jahren im Besitz der Familie, aktuell mit Philipp Spengel in sechster Generation. Bereits vor dem Erwerb des Roten Ochsen werden in Heidelberg nicht nur andere Gasthäuser „Zum Ochsen“ erwähnt, welche jedoch die Farbbezeichnungen „golden“ oder „schwarz“ tragen, auch der Familienname findet sich in einem ähnlichen Kontext, wenn in den Quellen des



Postkarte aus dem Besitz der Familie Spengel



Biergarten des Roten Ochsens, Photo aus dem Besitz der Familie Spengel Heike Hawicks

Heidelberger Universitätsarchiv der Gastwirt Christoph Carl Spengel zusammen mit mehreren Zeugen wegen des Einwurfs der Fenster der Senatsstube im Oktober 1767 vernommen wird, derselbe ein Jahr später Bewirtungskosten für eine Promotion einfordert und die Metzgermeister Philip Spengel (1754) und Johann Heinrich Spengel (1795) Außenstände von Jurastudenten eintreiben möchten. So berief sich der Stadtpfarrer Götz in seiner Rede anlässlich der Beisetzungsfeier von Carl Spengel 1924 auf eine 200-jährige Gastwirtschafts-Tradition der Familie.

Im Gasthaus „Zum Roten Ochsen“ wird diese Tradition spürbar. Decken und Wände hängen voller Gegenstände, neben 20 Trinkhörnern fallen vor allem 400 Bilder ins Auge. Sie zeigen zahlreiche studentische Gruppen und Prominente. Zusammen mit 30 Gästebüchern legen sie ebenso ein beredtes Zeugnis von der bewegten Geschichte des Studentenlokals ab wie die zahllosen Ritzereien auf Tischen, Wänden und Decken. Um 1900 bestand das Gasthaus „Zum Roten Ochsen“ allerdings nicht nur aus dieser heute noch existierenden Lokalität (Grundstück Nr. 151). Gleich gegenüber lag ein großer Biergarten (Grundstück Nr. 1196), der von der Hauptsraße bis zur Karlsstraße reichte. Als die Universität im Jahre 1910 einen geeigneten Ort für eine Turn- und Fechthalle suchte, bat Carl Spengel, auch das Grundstück seines Biergartens für einen Preis von 100.000 Mark in die Erwägungen mit einzubeziehen. Der Garten war der Bezirks-Bauinspektion jedoch zu schmal. Bald darauf wurde er dennoch veräußert, ohne dass der Erlös die Wirren der Inflation überdauert hätte.

Quellen und Literatur

- Stadtarchiv Heidelberg, B 779p/13 (Papa Spengel. Ein Gedenkbuch), Postkartensammlung, ZGS 1/49
- Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), RA 3867, 5579, 5652, 7750, B 8903/3, StudA Schleyer 1933–37
- Carl Christ: Alt-Heidelberger Wirtschaften, Heidelberg 1922, S. 14
- Lutz Hachmeister: Schleyer. Eine deutsche Geschichte, München 2004, S. 119ff.
- Volker von Offenberg: Prost Heidelberg! Die Geschichte der Heidelberger Brauereien und Bierlokale, Heidelberg / Ubstadt-Weiher / Basel 2005, S. 84ff.
- Papa Spengel (geb. 13.9.1848, gest. 26.3.1924), in: Kurpfälzer Jahrbuch 1926, S. 61–64
- Internet: www.roterochsen.de/chronik.html



Das Palais Graimberg, Kornmarkt 5 ✓

Inmitten der Altstadt befindet sich zu Füßen des Heidelberger Schlosses das Palais Graimberg. Sein Name ist seit mehr als 100 Jahren mit der Familiengeschichte verbunden. Charles de Graimberg erwarb es 1839, 29 Jahre nach seiner ersten Ankunft in Heidelberg – nachdem er das revolutionäre Frankreich verlassen und die Schönheiten des verfallenden Heidelberger Schlosses gezeichnet hatte.

Die ursprüngliche Bausubstanz stammt aus dem Jahr 1743. 1818 wurden dieses Gebäude und das Nachbargebäude sowie ein Gartengrundstück von der reformierten Kirche erworben und diente bis zum Verkauf an Graimberg als reformierte Schule. Er ließ umfangreiche bauliche Veränderungen vornehmen, da er nicht nur darin wohnen, sondern vor allem seine Altertumsammlung präsentieren und Besuchern zugänglich machen wollte.

Durch seine Enkelin Maria von Graimberg erhielt das Gebäude eine ganz neue Bedeutung. 1911 wurde es Sitz der ersten katholischen sozialen Frauenschule Deutschlands. Bei der Eröffnung am 26. April 1911 gab es zunächst lediglich drei Schülerinnen und eine Lehrerin. Doch im Laufe ihrer 39-jährigen Tätigkeit bildete Maria von Graimberg mehr als 1000 Frauen zu professionellen Sozialarbeiterinnen aus. Sie lebte zusammen mit ihren Internatsschülerinnen, ihrer Schwester Camilla und ihrer Mutter. Ab Herbst 1911 kam Theodora Aberle hinzu, zunächst als Schülerin, nach Abschluss der Ausbildung als Schulsekretärin und nach einem Studium der Volkswirtschaftslehre als Dozentin. Wie eng und freundschaftlich diese Verbindung gewesen ist, zeigt sich u.a. darin, dass Maria von Graimberg in ihrem Testament Theodora Aberle ein lebenslanges Wohnrecht am Kornmarkt 5 einräumte.

Trotz der bewusst konfessionellen Ausrichtung der sozialen Frauenschule nahm sie auch jüdische junge Frauen auf. So berichtet die ehemalige Schülerin Honora Friedmann Reis, New York, in einem Brief vom 26. Juli 1975, dass sie Maria von Graimberg nicht erklären musste, warum sie als Jüdin den Besuch einer katholischen Schule anstrebe (vgl. Nachlass Maria von Graimberg, StA HD).

Neben ihrer Lehrtätigkeit war Maria von Graimberg auch sozialpolitisch aktiv. 1916 gründete sie z.B. den Berufsverband „Verein katholischer Sozialbeamtinnen



Das Palais Graimberg am Kornmarkt (Quelle: privat)

Deutschlands“. Ihre Schülerinnen hielt sie an, nicht nur den sozialen Aspekt ihrer Arbeit in den Vordergrund zu stellen, sondern auch für die eigenen Rechte als Arbeitnehmerinnen einzutreten.

Als 1918 das allgemeine Wahlrecht eingeführt wurde, und damit auch die Frauen das aktive und passive Wahlrecht erhielten, setzte sie sich entschieden für die Teilnahme der Frauen an den demokratischen Mitbestimmungsrechten ein. Sie selbst machte im Rahmen der Kommunalpolitik Gebrauch vom passiven Wahlrecht. Aufgrund der Gemeindeordnung gab es in Heidelberg zwei entscheidende Gremien der Kommunalpolitik. Der Gemeinderat bestand aus 18 Personen – und war ein reines Männergremium. Von 1919 bis 1933 gab es keine einzige Stadträtin. Ein wenig besser sah es bei der Stadtverordnetenversammlung aus. Sie hatte mehr als 80 Mitglieder und eine ganz entscheidende Funktion: das Budgetrecht. Frauen waren hier zwischen 1919 und 1933 kontinuierlich vertreten. 1919 erreichte der Frauenanteil 11,4 % und lag damit weit über dem Frauenanteil der Nationalversammlung in Berlin. Der Stadtverordnetenversammlung gehörten insgesamt 83 Männer und 12 Frauen an (Stichtag 25.5.1919). Maria von Graimberg kandidierte 1919 auf der Liste der Zentrumsparterie auf Platz 16. Insgesamt umfasste die Liste 35 Personen, davon sechs Frauen. 17 männliche Parteikollegen wurden für das Zentrum in die Stadtverordnetenversammlung gewählt sowie Maria von Graimberg und Maria Helm (Listenplatz 13). Bis 1933 war das Zentrum kontinuierlich mit Maria von Graimberg und einer weiteren Verordneten in diesem Gremium vertreten, obwohl die Gesamtzahl der weiblichen Stadtverordneten in den folgenden Jahren deutlich abnahm. 1922 waren es nur noch acht Frauen oder 6,64 %, 1926 nur noch fünf Frauen oder 4,2 %, 1930 noch sieben Frauen oder 5,88 %. Nach dem sog. Gleichschaltungsgesetz vom 26.4.1933 fand sich keine einzige Frau mehr in der Stadtverordnetenversammlung.

Die Zeit des Nationalsozialismus stellte Maria von Graimberg vor politische und moralische Herausforderungen. Während der NS-Zeit trat sie konsequent für ihre Schülerinnen jüdischer Herkunft ein. Auch sind Verbindungen zu Hermann Maas, Pfarrer der Heilig-Geist-Kirche, und Marie Baum, Lehrbeauftragte an der Universität für soziale Fürsorge und Wohlfahrtspflege, belegt. Beide verhalfen vielen Juden zur Auswanderung. Nachdem Marie Baum 1933 die Lehrerlaubnis an der Universität Heidelberg entzogen worden war, lud Maria von Graimberg sie ein, Vorträge an der sozialen Frauenschule zu halten. 1934 hielt sie dort fünf Doppelstunden zum Thema Haus und Familie (vgl. Nachlass Marie Baum, UB HD). Inwieweit sie jüdische Mitbürger schützte und Verfolgten Asyl in ihrem Haus gewährte, lässt sich nur schwer schlüssig belegen. Neuere Forschungen haben z.B. ergeben, dass das Ehepaar Anna und Hermann Heinemann (sie katholischen, er jüdischen Glaubens) wohl bis 1940 in ihrem Haus lebte. Am 30.9.1940 allerdings mussten sie in das Haus Marktplatz 7 umziehen, am 5.1.1942 dann in die Mantelgasse 3. Ab dem 15.7.1945 lebten sie wieder am Marktplatz 7. Hier sind auch beide verstorben, Hermann Heinemann am 25.10.1945, Anna Heinemann 1966 (vgl. Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern – Bewahren – Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Heidelberg 2011*). Sicher ist aber, dass ihre Einrichtung unter den Bedingungen des Nationalsozialismus

stark gefährdet war. Erstens widersprach das Betreiben einer Privatschule den Gleichschaltungsbemühungen des Naziregimes, zweitens weigerte sich Maria von Graimberg, die Schule im nationalsozialistischen Geiste zu führen und Unterricht z.B. in Vererbungs- und Rassenlehre zu geben. Gegen den Einfluss nationalsozialistischer Ideologie in ihrem Unterricht wehrte sie sich bis Kriegsende mit Erfolg, sodass die Schule 1945 nach dem Einmarsch der US-Amerikaner ohne Unterbrechung weitergeführt werden konnte.

Die fortdauernde finanziell prekäre Situation der Schule, die sich während der NS-Zeit weiter verschlechtert hatte, veranlasste Maria von Graimberg 1944 zu einem Erbvertrag mit dem Caritasverband. 1950 übergab sie dem Caritasverband die Schule, die nun als Verein betrieben wurde, der ihr eine jährliche Rente auszahlte. 1971 wurde die Heidelberger Schule der Fachhochschule für



Maria von Graimberg bei der Verleihung der Ehrenbürgerinnenwürde am 10.11.1964 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Sozialwesen und Religionspädagogik in Freiburg angegliedert. Erst 1977 wurde die Heidelberger Abteilung aufgelöst. Das Palais Graimberg wurde an die Stadt Heidelberg veräußert, die die Räume seitdem für die städtische Verwaltung nutzt.

Die Bedeutung Maria von Graimbergs Tätigkeit kommt nicht zuletzt durch verschiedene Ehrungen zum Ausdruck. So verlieh ihr 1964 die Stadt Heidelberg die Ehrenbürgerinnenwürde. Nach Anna Blum (Verleihung 1913) war sie die zweite Frau, der diese Ehrung zuteil wurde. Bis heute sind zwei weitere Ehrenbürgerinnen hinzu gekommen: die Dichterin Hilde Domin und die ehemalige Oberbürgermeisterin Beate Weber.

Literatur

- Brita von Decken-Sachs: Der Kornmarkt in Heidelberg. Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg. Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt. Hg. Peter Anselm Riedl, Heft 17, Heidelberg 1983
- Anja-Maria Roth: Louis Charles François de Graimberg (1774–1864). Denkmalspfleger, Sammler, Künstler. Buchreihe der Stadt Heidelberg, Band 8, Heidelberg 1999
- Susanne Zeller: Maria von Graimberg. Vierzig Jahre Sozialarbeiterinnenausbildung in Heidelberg, Freiburg 1989

Die farbigen Glasfenster im „Alten Sitzungssaal“ des Heidelberger Rathauses

Das Heidelberger Rathaus birgt eines der wenigen Beispiele großformatiger profaner Glasmalereien mit figürlichen Darstellungen aus der Zeit Anfang des 20. Jahrhunderts in der Stadt.

Zwischen 1905 und 1908 wurden in den 1886 bis 1890 historistisch ausgestatteten Sitzungssaal des nördlichen Rathausanbaus des Architekten Hermann Lender sechs großformatige, 4,60 m hohe Rundbogenfenster eingebaut: drei Fenster in der nördlichen Längswand des heutigen „Alten Sitzungssaals“ und gegenüberliegend drei weitere Fenster. Die Vorgänge um deren Planung und Herstellung sind durch Briefe, Aktennotizen und Verträge im Stadtarchiv Heidelberg gut dokumentiert. Eine Magisterarbeit von Bärbel Roth an der Universität Heidelberg von 1992 beschäftigt sich ausführlich mit diesen Glasmalereien.

Schon 1887 beschloss eine städtische, künstlerische Kommission eine historische Thematik für die Ausgestaltung des neuen Saales, was durchaus im Trend der Zeit lag. In den Fenstern erscheinen, an der Nordseite beginnend, von Westen nach Osten und auf der Südseite fortgeführt von Osten nach Westen, in chronologischer Reihenfolge alle 21 Kurfürsten, ein Kuradministrator und eine Pfalzgräfin der Zeit zwischen 1329 und dem Ende der Kurpfalz 1803.

Besonders hervorgehoben sind die beiden Mittelfenster der Nord- und Süd-wand, durch die Darstellung eines Kurfürsten als monumentale Ganzfigur. Auf jedem der sechs Fenster erscheint ein Ausschnitt aus der Heidelberger Stadtlandschaft in Bezug auf die jeweils zugeordnete Zeitepoche. Sechs Stifter bzw. Stifterfamilien fanden sich nach und nach zur Finanzierung der Glaskunstwerke bereit. Ihre Namen und die jeweilige Jahreszahl der Fensterfertigung sind am unteren Ende der Fenster vermerkt. Signaturen der Entwerfer oder der ausführenden Werkstatt fehlen.

Die Fenster wurden in zwei Phasen gefertigt: September 1901 bis Juni 1905 die beiden Mittelfenster, Februar 1905 bis Juli 1907 die vier restlichen, nachdem sich auch für diese Stifter gefunden hatten.



Mittleres Fenster im Rathaussaal, Nordseite:
Friedrich I. der Siegreiche
(Foto: Michaela Escher-Eisel)

Der Aufbau des nördlichen Mittelfensters entspricht dem seines südlichen Pendant: Vor einer Landschaft füllt eine frontale monumentale Figur etwa drei Viertel des Fensters, umgeben von einer schlichten Architekturrahmung, in der eine Laubgirlande den Rundbogen dekoriert. Das untere Fensterviertel füllen Wappendarstellungen und Beiwerk sowie die Stifterinschrift.

Die vier seitlich der Mitte angeordneten Fenster sind jeweils in drei vertikale Bahnen im Verhältnis 1:2:1 aufgeteilt. Darüber spannt sich ein Rundbogen in opakem Weißglas, von einer buntfarbenen Eichenblattgirlande umrahmt. Durch die rechtwinklige Anordnung der Windeisen im Mittelfeld der mittleren Bahn erscheinen die zwölf hochrechteckigen Glasfelder wie ein Fenster, durch das der Betrachter scheinbar nach draußen auf eine Stadtansicht von Heidelberg blickt. Fünf Kurfürsten sind in jedem der vier Fenster abgebildet: je drei durch Porträts dargestellt, je zwei weitere in Form von Inschriftentafeln verewigt. Das Brustbild des oben in der Mitte erscheinenden Kurfürsten in einem Rundmedaillon, umgeben von einem Blüten- und Früchtekranz in einem ornamentalen Rahmen aus kleinteiligen Architekturelementen und Schmucksteinen, wirkt wie eine Fensterbekrönung. Eine Inschriftentafel unter dem Bildnis trägt den Namen und die Regierungsdaten des Dargestellten. Zwei weitere Brustbilder von Kurfürsten, ornamental gefasst wie das obere mittlere Kurfürstenbild, erscheinen links und rechts unten in den seitlichen Fensterbahnen, wobei sich ihre Namen über und die Jahreszahlen unter den Medaillons finden. Unter der Stadtansicht komplettieren zwei nebeneinanderstehende Inschriften die jeweilige Fürstenrunde. Der Eindruck, aus einem Innenraum ins Freie zu blicken, verstärkt sich durch die mosaikartige Füllung der oberen Teile der Seitenbahnen mit Opakgläsern in Grau- und Blautönen. Eine Variation im Aufbau zeigt sich in den beiden westlichen Fenstern, die den Anfang und das Ende der Chronologie bilden. Im Fenster 1 und 6 schiebt sich das 4-teilige Kurpfälzer Wappen bzw. ein Wappen mit dem Kurpfälzer Löwen vor einen Teil der Stadtansicht.

Fenster 1 (Nordseite, West, 1907): Bildnisse: Mitte oben: Ruprecht I. (1329–1390), unten links: Ruprecht III. (1398–1410), unten rechts: Ludwig III. (1410–1436); Inschriften: unten links: Ruprecht II. (1390–1398), unten rechts: Ludwig IV. (1436–1449). Stadtansicht, wohl in Bezug auf die Stadterweiterung unter Ruprecht II.: Stadtmauer der Vorstadt von Osten mit Speyrer Tor rechts und dem Rundturm an der Südwestecke. Stifter: Stadtrat und Hotelbesitzer Adam Ellmer, anlässlich seines 70. Geburtstags.

Fenster 2 (Nordseite, Mitte, 1905): Monumentalfigur Friedrich I. (der Siegreiche) (1440–1476) in Rüstung auf gerüstetem Pferd vor einer Stadtansicht. Stifter: die Familie des Wachsfabrikanten und Stadtrats Friedrich Klingel (+ 1902), dessen Witwe Adele 2650 Mark bezahlte.

Fenster 3 (Nordseite, Ost, 1906): Bildnisse: Mitte oben: Ottheinrich (1556–1559), unten links: Ludwig V. (1508–1544), unten rechts: Friedrich II. (1544–1556); Inschriften: unten links: Ludwig VI. (1576–1583), unten rechts: Philipp (der Aufrichtige) (1476–1508). Stadtansicht: Heilig Geistkirche und umliegende Gebäude, möglicherweise im Hinblick auf die Einführung der lutherischen Reformation durch Ottheinrich 1556. In der chronologischen Reihe der Fürsten fehlt Friedrich III., der wohl im Zusammenhang mit den reformierten Fürsten calvinistischer Prägung im gegenüberliegenden Ostfenster



Die Fenster der Nordseite im Rathaussaals. (Foto: Michaela Escher-Eisel)

der Südwand auftritt. Stifter: Familie des Stadtrats und Besitzers einer Eisen-, Stahl- und Messingwarenhandlung in der Hauptstraße 18 Friedrich Wolff.

Fenster 4 (Südseite, Ost, 1907): Bildnisse: Mitte oben: Friedrich V. (1610–1632), unten links: Friedrich III. (1559–1570), unten rechts: Friedrich IV. (1592–1610); Inschriften: unten links: Johann Kasimir (1583–1592), unten rechts: Karl II. (1680–1685). Stadtansicht: Marstall mit Neckar und Neckarschiff in Erinnerung an das von Johann Kasimir errichtete Zeughaus. In der Aufzählung der Fürsten fehlt zwischen Friedrich V. und Karl II. Kurfürst Karl I. Ludwig, der im Nachbarfenster als Großfigur erscheint. Stifter: Kommerzienrat Wilhelm (?) Landfried mit zwei Brüdern Jakob, Fritz und Vetter Hermann, damals die größten Tabakunternehmer der Stadt.

Fenster 5 (Südseite, Mitte, 1905): stehende, dem Betrachter leicht seitlich zugewandte Monumentalfigur Karl Ludwigs (1632–1680) vor dem Heidelberger Schloss zur Zeit Friedrichs V., möglicherweise als Hinweis auf seinen Anspruch, an die alten Rechte und den Stand seiner Familie vor dem 30-jährigen Krieg anzuknüpfen. Stifter: Stadtrat und seit 1862 Unternehmer der Fuchs'schen Waggonfabrik Karl Fuchs und Familie, anlässlich der Verlobung seiner Tochter, der vergeblich um die Einbringung eines Porträts der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte in das Fenster bat, so dass dieser als einziger Frau nur in einer Inschrift, Liselotte 1652–1721, gedacht wurde.

Fenster 6 (Südseite, West, 1907): Bildnisse: Mitte oben: Philipp Wilhelm (1685–1690), unten links: Johann Wilhelm (1690–1716), unten rechts: Karl Theodor (1742–1799); Inschriften: unten links: Karl Philipp (1716–1742), unten rechts: Max Josef (1799–1803). Stadtansicht: Alte Brücke mit Blick von Nordwesten auf das Brückentor, als eines der bekanntesten Heidelberger Bauwerke, unter Karl Theodor errichtet. Stifter: Familie des bekannten Philosophieprofessors und Geheimrats Kuno Fischer. Das 1907 vollendete Fenster wurde im Juli 1908 anlässlich des 2. Todestages Kuno Fischers eingebaut.

Ausführende Werkstatt war die Heidelberger „Glasmalerei-Anstalt“ von Heinrich Beiler sen. (1836–1914), der 1863 den ersten Glasmalereibetrieb in der Stadt gegründet hatte und seit 1878 in der Sandgasse 6 erfolgreich die weit über die Region hinaus bekannte Werkstatt führte. Anfangs vor allem für Glasmalereien in Heidelberger Kirchen beschäftigt, erhielt Beiler zahlreiche Aufträge in öffentlichen Gebäuden und in Privathäusern.

Der Gymnasialprofessor und Konservator der Städt. Sammlungen Karl Pfaff (1856–1908) konnte im Herbst 1901 den frisch ernannten Direktor der Großherzogl. Badischen Kunstgewerbeschule in Karlsruhe Karl Hoffacker (1856–1919) für die Entwürfe der Rathausfenster gewinnen, der diese Aufgabe sogar unentgeltlich übernahm. Vorerst hatte man die Idee, die Fenster der Nordseite mit einem Ereignis aus der Pfälzer Geschichte und zwei Pfälzer Fürsten (Ruprecht I. und Karl Ludwig) auszustatten und die auf der Südseite mit einem Bild aus der badischen Geschichte, den Abbildern des Markgrafen Karl Friedrich und des regierenden Großherzogs Friedrich I. Dieses Bildprogramm wurde jedoch schon bald in das letztlich verwirklichte verändert. August Thorbecke, ehrenamtlicher Betreuer der Städtischen Sammlungen auf dem Schloss und Pfaff bemühten sich in eben diesen Sammlungen und in Bibliotheken nach Vorlagen für die Stadtansichten und für die Fürstenporträts. Man fand sie auf Gemälden, Kupferstichen und auf Münzen. Für die Darstellung der Gebäude in den Stadtansichten der Fenster orientierte man sich überwiegend an der großen Stadtansicht von Matthäus Merian von 1620, teilweise sehr vereinfacht oder in veränderten Proportionen dargestellt. Für die figürlichen Teile der Kartons wurde der Karlsruher Maler und Zeichner Heinrich Kley (1863–1945) verpflichtet, der in Heidelberg durch seine Arbeiten zum Universitätsjubiläum 1886 und durch sein monumentales Wandbild „Heidelberger Sommertagszug“ von 1901/02 für den Ballsaal der Stadthalle, kein unbeschriebenes Blatt mehr war. Hoffacker war somit für die Gesamtkonzeption der Fenster und die Farbgebung zuständig, während Kley die figürlichen Teile der beiden zuerst herzustellen den Mittelfenster entwarf. Die Entwürfe der restlichen vier Fenstern übernahm Hoffacker allein. Die Werkstatt Beilers setzte die Entwürfe um, Beiler besorgte auch die Farbgläser. Alle Fenster sind in der damals modernsten Technik als Kunstverglasungen gearbeitet, wobei die Verbleiung der oft kleinteiligen Farbglasflächen nicht nur die Umrisse, sondern auch die Binnenzeichnungen der Darstellungen nachzeichnet. Kleys Figuren wirken durch die Verwendung von Schwarzlot in den Binnenzeichnungen bei den Mittelfensterdarstellungen weitaus lebendiger, als die von Hoffacker allein entworfenen Fenster, deren Fürstenporträts recht maskenhaft wirken.

Glatte und auch strukturierte Farbgläser mit Riefen, Rillen, rauen Oberflächen in abgestuften Farbtönen, in denen das Licht sich bricht, sorgen für einen lebendigen abwechslungsreichen Ausdruck. Speziell bei den Figuren der Mittelfenster wurden teure, nur schwer zu beschaffende Opaleszenzgläser verwendet. Die Kosten für die sechs Fenster beliefen sich letztlich auf 12.200 Mark.

Kurz vor ihrer offiziellen Einweihung entgingen die Fenster den Schäden durch den großen Rathausbrand am 2. März 1908, so dass der Bad. Großherzog Friedrich II. sie am 2. Juli 1908 bei einem Empfang in Augenschein nehmen konnte.

Literatur

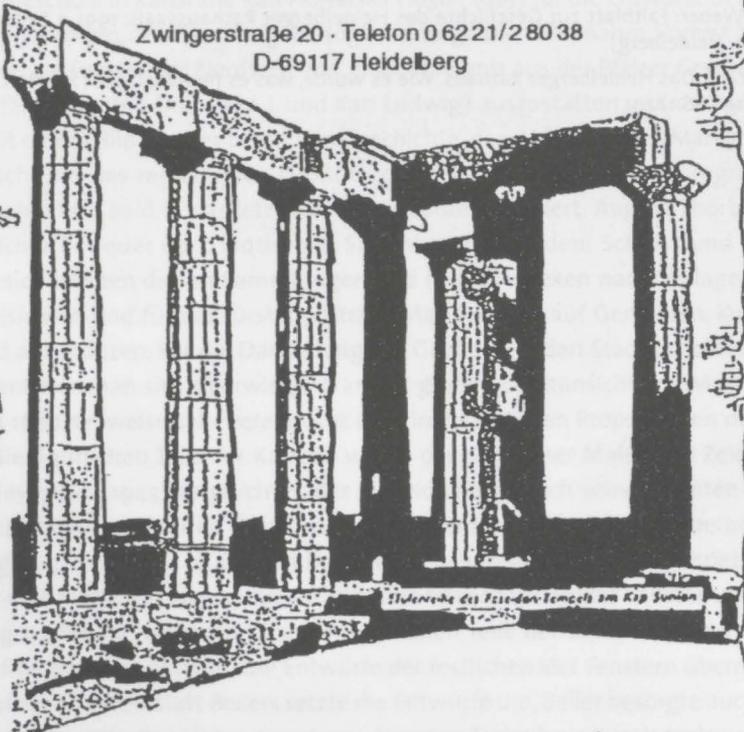
- Stadtarchiv Heidelberg Akte UA Archiv Nr. 64 Fasc. 11 der Stadtgemeinde Jahr 1901/1908: Die Fenster im großen Rathaussaal, hier die Stiftung von Glasgemälden (1901/1908)
- Adressbuch der Stadt Heidelberg nebst den Stadtteilen Neuenheim, Schlierbach und Handschuhsheim für das Jahr 1839, 1860/61, 1874/75, 1882–1896, 1901/1902, 1905, 1906
- Chronik der Stadt Heidelberg, Bd. 13, 1905 und Bd. 15–17, 1907–1909 (gedruckt 1913)
- Alexander Kunkel: Heinrich Kley. Leben und Werk. Diss. Universität München, Weimar 2010
- Bärbel Roth: Sakrale und profane Glasmalerei in Heidelberg zwischen Historismus und Jugendstil. Magisterarbeit Universität Heidelberg, Heidelberg 1992
- Diana Weber: Faltblatt zur Geschichte des Heidelberger Rathaussaals, 1991, 3 Seiten (Stadtarchiv Heidelberg)
- Adolf Zapf: Das Heidelberger Rathaus. Wie es wurde, was es heute ist. O.J. (Stadtarchiv Heidelberg ZGS 1/205)



Griechische Taverne

Restaurant an der Bergbahn
M. Exarchos

Zwingerstraße 20 · Telefon 0 62 21/2 80 38
D-69117 Heidelberg



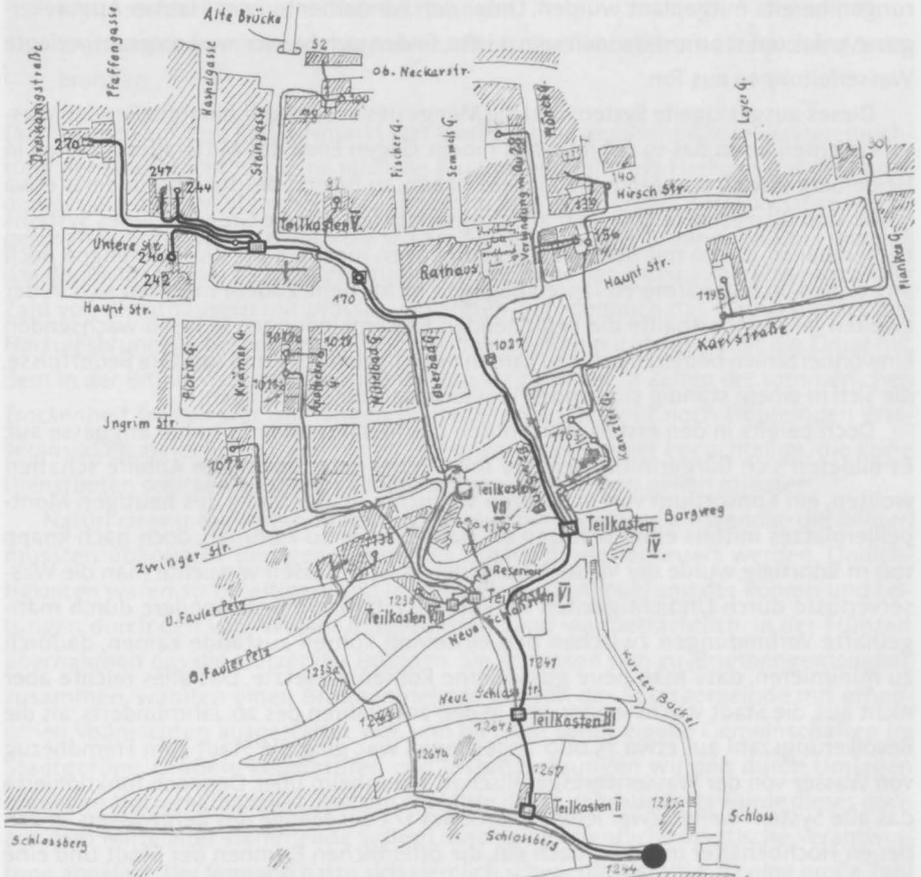
Stulenreihe des Poseidon-Tempels am Kap Sounion

Unsere Gerichte zum mitnehmen.

- anrufen 28038
- bestellen
- abholen

Die mittelalterliche Wasserversorgung Heidelbergs

Neben der inneren und äußeren Friedenssicherung war die Versorgung der Bürger mit den Grundgegebenheiten des täglichen Lebens die Hauptaufgabe der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Kommunen. Wasser spielte dabei eine besondere Rolle. Man konnte es aus tief gegrabenen Brunnen gewinnen, aus Flüssen oder Bächen schöpfen, seit dem Spätmittelalter auch durch komplizierte Hebewerke in die Städte leiten. Mit welchem System auch immer eine mittelalterliche Stadt sich mit dem notwendigen Wasser versorgte, die Stadt war ein genossenschaftlicher Personenverband und auf die aktive und verantwortliche Beteiligung der Bürger am Gemeinwesen angewiesen. In entsprechender Weise waren alle kommunalen Aufgaben geregelt, wobei dem Stadtregiment eine organisatorische und planerische Leitung zukam. Dieses ist in Heidelberg deutlich zu erkennen.



Verlauf der Brunnenleitungen aus der Quelle Nr. 31. Aus der Akte 'Privatquellen' der Heidelberger Verkehrs- und Versorgungsbetriebe.

Heidelberg war in der glücklichen Lage, sein Wasser nicht aus dem mit zahlreichen Fremdstoffen belasteten Neckar schöpfen zu müssen. Wasser von hervorragender Qualität lieferten die zahlreichen Quellen am Nordhang des Königstuhls, man musste das Wasser nur sammeln und in einzelnen Rohrleitungen in die Stadt hinableiten. Dabei besorgten die natürlichen Gegebenheiten die Reinigung und Filtrierung des niedergehenden Regenwassers. Sedimentation, Koagulation, Fällung und Entschlammung des Wassers geschah auf dem Weg des Wassers von der Bodenoberfläche bis zu den einzelnen Quellen.

Durch tief in den Nordhang des Königstuhl gegrabene Stollen führte man die einzelnen Quellabläufe in sogenannten Brunnenstuben zusammen und leitete das Wasser in Rohrleitungen aus unterschiedlichen Materialien in die Stadt hinab. Die Bergleitungen endeten in den sogenannten Teilkästen, von wo aus das Wasser in Leitungen mit geringeren Durchmessern an die einzelnen öffentlichen und auch privaten Abnehmer weiter verteilt wurde.

Das mittelalterliche Heidelberg – die heutige Altstadt – ist unter Berücksichtigung der topographischen Gegebenheiten eine planvolle Anlage des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts. Ein archäologischer Fund zeigt, dass die Wasserzuführungen bereits mitgeplant wurden. Unter den Fundamenten des Hauses Apothekergasse 3, das um 1200 entstanden sein dürfte, finden sich bereits zwei sorgsam verlegte Wasserleitungen aus Ton.

Dieses ausgeklügelte System und die Menge des in die Stadt hinabfließenden Wassers reichten bis in das 19. Jahrhundert hinein. Gegen Ende des Mittelalters dürften in Heidelberg etwa 5.000 Menschen gelebt haben, zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 9.000 und 1850 etwa 14.500. Jetzt allerdings machten sich die Grenzen dieses Systems bemerkbar. In Jahren mit normalen Regenmengen mochten die Wassermengen noch ausreichen, in regenärmeren Jahren dagegen nicht mehr. Zudem machten sich in der zweiten Jahrhunderthälfte die beginnenden Eingemeindungen in rasch wachsenden Einwohnerzahlen bemerkbar, hinzu kamen neue hygienische und sanitäre Bedürfnisse, die sich in einem ständig steigenden Wasserbedarf niederschlugen.

Doch bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts traten Engpässe auf. Es bildeten sich Bürgerinitiativen, die mit allerlei Patentlösungen Abhilfe schaffen wollten, ein Konsortium von Investoren versuchte an der Stelle des heutigen Montpellierplatzes mittels einer Bohrung an Tiefenwasser zu kommen, doch nach knapp 100 m Bohrtiefe wurde der Versuch aufgegeben. Stattdessen versuchte man die Wasserverluste durch Undichtigkeiten im Röhrensystem, die insbesondere durch mangelhafte Verbindungen zwischen den einzelnen Röhren zustande kamen, dadurch zu minimieren, dass man neue gusseiserne Röhren einsetzte. Das alles reichte aber nicht aus, die Stadt wuchs weiter, und in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts, als die Bevölkerungszahl auf etwa 75.000 angestiegen war, ging die Stadt zum Fremdbezug von Wasser von der Wasserwerksgesellschaft Mannheim über. Dennoch funktionierte das alte System weiter. Zwar leitete man etwa 1/3 der Menge des Bergwassers in den neuen Hochbehälter in Schlierbach ein, die öffentlichen Brunnen der Stadt und eine

große Zahl von privaten Abnehmern aber wurden immer noch mit dem reinen und sauberen Wasser vom Königstuhlhang versorgt, und erst in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden die öffentlichen Brunnen auf das Fremdwasser umgestellt.

Im Heidelberger Stadtarchiv ist ein kleines Heft aus dem Jahre 1770 erhalten, die sogenannte ‚Wasserrenovation‘. Sie verzeichnet die Wege der einzelnen Wasserläufe von den Brunnenstuben (Quellen) über die Teilungskästen bis hin zu den öffentlichen oder privaten Abnehmern. Ein Beispiel:

Quelle Nr. 24

Eine Quelle und Brunnen stub, die sogenannte große städtische Quelle unter des Leinen Webers Büblers und gegen das Wittib Kramerin Hauß über, welche durch steinerne Kandel die große Schloßberg Straß herab biß an des Becker Müllers unter Hauß, wo am Eck ein Sandt Kasten sich befindlich, von da in neuelichen steinernen Kantel durch gedachten Müllers Garthen bis an die obere Mauer des Kieferschultzischen Guth geleitet wird, wo ein Theilungs Kasten stehet.

1/3tel rechter Hand zum Ober Bad Bronnen

2/3tel samt dem hinzukommenden unteren Quellwasser zum städtischen Marktbronnen.

Der Brunnen auf dem Rathausmarkt war zweifellos die repräsentativste Wassereinrichtung der Stadt. Nicht nur seine bildliche Ausstattung mit dem Herkules auf der Säule, den der aus Ungarn stammende Glaubensflüchtling Heinrich Charrasky (1656–1710) geschaffen hatte, sondern auch die schiere Ausdehnung des Brunnenbeckens machen das deutlich. Obwohl die Wasserleitungen in der Nähe des Rathausmarktes eine große Zahl von Privathäusern mit Wasser versorgten, war dennoch das Einzugsgebiet des Herkulesbrunnens besonders groß. Zu normalen Zeiten reichte es sicher, die Eimer mit dem in der Brunnenschale vorhandenen Wasser zu füllen, in Zeiten der sommerlichen Trockenheit freilich war mit langen Wartezeiten an den nur noch tröpfelnden Wasserausläßen zu rechnen. Dann waren diejenigen Wasserholer benachteiligt, die keine Dienstboten schicken konnten, sondern selbst zum Brunnen gehen mussten.

Natürlich war die Instandhaltung des gesamten Systems aufwendig: die Röhren mussten überwacht und gegebenenfalls repariert oder erneuert werden, Undichtigkeiten waren zu beseitigen, und insbesondere die Abnutzung der Röhren und Leitungen durch den vom Wasser mitgeführten Sand war beträchtlich. In der Frühzeit übernahmen das die Nutzer der Brunnen. Sie schlossen sich zu ‚Brunnengemeinden‘ zusammen, wählten einen Brunnenmeister, der von der Stadtgemeinde mit erheblichen Vollmachten ausgestattet war, und bildeten somit eigene Gemeinschaften im Stadtgefüge. Größere Reparaturen und Instandsetzungen wurden durch Umlagen unter den Nutzern finanziert. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dieses noch aus dem Mittelalter stammende System durch eine öffentliche städtische Verantwortung abgelöst. Der Vorgang hatte sich ziemlich schwierig gestaltet, da eine große Zahl

von Quellen und damit die Wasserrechte in privater Hand waren, teilweise auch durch Unterverträge und Verpachtungen komplizierte rechtliche Gebilde entstanden waren, die aufzulösen Jahrzehnte dauerte.

Die Kommunalisierung schlug sich sofort in der zentralen Führung der Wasserrenovation nieder. Die einzelnen Seiten der Akte weisen zahlreiche Einträge aus dem 19. und noch 20. Jahrhundert auf, Korrekturen, Zusätze und Vermerke über das Erlöschen und Versiegen einzelner Quellen, aber auch über rechtliche Zusammenhänge und Bedingungen.

Im 20. Jahrhundert wurde von den Städtischen Versorgungsbetrieben ein neues Verzeichnis angelegt, die sogenannten ‚Privatquellen‘. Dieses beschreibt wie die ‚Wasserrenovation‘ von 1770 die einzelnen Quellen am Königstuhlhang, fügt aber sehr ausführlich die aktuellen Verhältnisse hinzu und führt sie bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts weiter. Zu dieser Zeit wurden die letzten öffentlichen Brunnen an das Versorgungsnetz der Stadt angeschlossen, einige private Nutzer allerdings bezogen ihr Wasser immer noch aus den alten Leitungen.

Quellen und Literatur

Akte Privatquellen, Heidelberger Verkehrs- und Versorgungsbetriebe

Klaus Grewe: Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter = Geschichte der Wasserversorgung Bd. 4. Hrsg. v. d. Fontinus-Gesellschaft, Mainz 1991

Jochen Goetze: Geschichte der Wasserversorgung in Heidelberg, in Heidelberg Altstadbrunnen, Heidelberg 1996, S. 13–23

für euch

sagen wir »kernkraft,
nein danke«

Unser Strommix wird bis 2017
komplett atomkraftfrei sein.

**stadtwerke
heidelberg** 

Die Krambuden an der Heiliggeistkirche und die Bedeutungsverschiebung des Wortes Laden ✓

Die Aussage der „Laden ist geöffnet“ bedeutet heute „das Geschäft ist geöffnet“. Man nennt ein Geschäft auch einen Laden, man spricht von Bäckerladen, Kramladen, Ladenöffnungszeiten usw. Seinen Ursprung hat diese Bezeichnung im Fensterladen, einem Gebäudedetail, dessen Bedeutung sich verschoben bzw. erweitert hat. Wie es zu diesem Wandel kam, lässt sich an einem Häuschen an der Heiliggeistkirche heute noch nachweisen und verstehbar machen.

Im Mittelalter waren Märkte, Marktplätze der zentrale Verkaufsort. Dort boten Handwerker und Händler auf Tischen, an Ständen und unter Schirmen ihre Waren an. Innerhalb der Stadtmauern war so wenig umbauter Raum vorhanden, dass in den Häusern selbst meist nur gewohnt und gearbeitet wurde. Allenfalls verkaufte man zum Fenster hinaus.

Dann entwickelten sich an den Häusern um die Märkte herum Vorbauten bzw. Arkadengänge, die einen wettergeschützten Verkauf erlaubten, wie es Michael Hesse in seinem „Handbuch der neuzeitlichen Architektur“ kürzlich beschrieben hat. Diese Entwicklung ist in Heidelberg nicht bekannt.

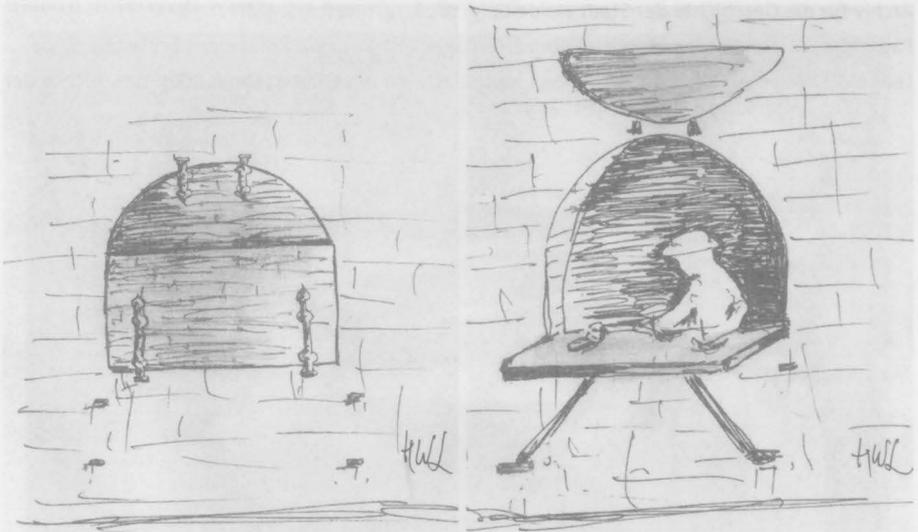
Hesse berichtet weiter: „Ladeneinbauten ohne Verbindung zu einem Wohnhaus umgaben oftmals die großen Kirchen, wie das noch an der Heidelberger Heiliggeistkirche zu sehen ist.“ Diese Einbauten existierten hier schon vor 1487. In einem Kaufbrief aus diesem Jahr wurde festgelegt, dass die Kirche einige der bereits vorhandenen Krambuden, „kreme“ genannt, zum Verkauf von Backwaren, sowie sämtliche noch freien Plätze zwischen den Stützpfailern an die Stadt überträgt, die dort weitere Buden errichten durfte (Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg). Daran wurden allerdings Bedingungen geknüpft. Nicht nur für den Bau der neuen Buden, sondern auch für ihre Nutzung wurden Auflagen gemacht. Die Mägde der Bäcker sollten darin keine „unzimlich oder schampper-lieder“ singen, auch dürfe nichts „unzimlichs und unerlichs feil gehabt oder verkauft werden“; des Nachts seien die Buden zu verschließen, damit darin keine „fahrlässegkeit und sunden“ geschehen könnten.

„Es war genau festgelegt, welche Berufszweige ihren Verkaufsstand dort haben durften“ (Päd-aktiv e.V.). Juden war der Verkauf nicht nur in den Buden an der Heiliggeistkirche verboten. Nach dem 30-jährigen Krieg durften sie zwar wieder in Heidelberg siedeln, jedoch nur in den Traufgängen zwischen den Häusern verkaufen: „Am 9. November 1701 [erging] ein Beschluss der kurfürstlichen Regierung, (...) dass sie keine offene Läden halten und auf den Jahrmärkten nicht mehr feilhalten dürfen“ (Löwenstein).

Im 19. und 20. Jahrhundert hatten Händler manchmal sogar ein zweites Geschäft in der Nähe. Immer wieder veränderte sich das Warenangebot in den Buden. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es beispielsweise hier noch einen Flickschuster und eine Telefonzelle. Heute sind die meisten Lädchen auf den Tourismus ausgerichtet.

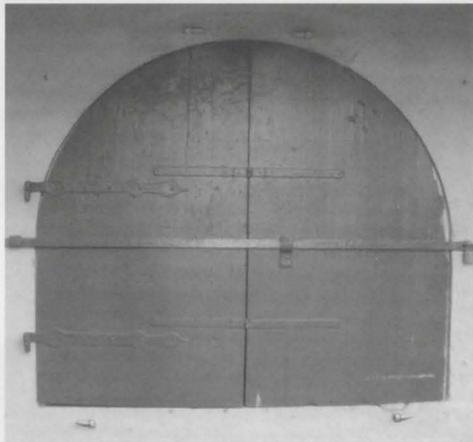
Wie kam es nun zur Bedeutungsverschiebung des Wortes „Laden“? Man konnte die Buden als Kunde nicht betreten, daher wurde zum Fenster hinaus verkauft. Morgens hieß es dann: „Der Laden wird geöffnet“. Der Fensterladen wurde nach vorne geklappt und nach unten gegen die Wand abgestützt. So konnte er zugleich als Verkaufstisch dienen. Oft war der Fensterladen zweigeteilt. Ein Teil wurde dann nach oben geöffnet. Die Kloben für die Fensterläden befanden sich daher nicht wie heute an der Seite, sondern unten und gegebenenfalls oben am Fenster.

An einer der Krambuden an der Heiliggeistkirche sind noch alle alten mittelalterlichen Befestigungen vorhanden. So lässt sich die ehemalige Funktion ablesen. Dieses Lädchen befindet sich an der Nordseite der Kirche zwischen den beiden Treppenaufgängen und wird heute gastronomisch genutzt: So muss diese Krambude früher ausgesehen haben.



Mit geschlossenem Laden ...
(Zeichnung: H. W. Lehmann)

... mit geöffnetem Laden ...
(Zeichnung: H. W. Lehmann)



... und so sieht sie heute aus (Foto: H. W. Lehmann)

Das Fenster wird jetzt mit einem nach der Seite öf-fenbaren Klappladen geschlossen: Die beiden unteren, weiter auseinander stehenden Kloben, die beiden oberen enger zusammen angebrachten Kloben, sowie unten die Haken zum Einhängen der Stützen sind erhalten. Auch die beiden Eisenbänder, an denen der heutige Klappladen links aufgehängt ist, sind originale Barockelemente und wurden wohl bereits früher für den unteren Teil des Ladens genutzt.

„Fensterkreuz“ oder „Treppenhaus“ sind übrigens weitere Beispiele für Architekturdetails, die Bedeutungsverschiebungen durchgemacht haben.

Literatur

Michael Hesse: Handbuch der neuzeitlichen Architektur, Darmstadt 2012, S. 178

Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, 1868, Jg. 1 Heft 1, S. 38ff

Päd-aktiv e.V.: Heidelberg im Mittelalter, 2. Auflage 1987, S. 36, und Bild eines Schusters S. 101

Leopold Löwenstein: Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 1: Geschichte der Juden in der Kurpfalz, Frankfurt 1895, S. 153f.

Unser Weg in das Haus Cajeth

Ende 1949 war ich aus Magnitogorsk, aus russischer Kriegsgefangenschaft, in meine Heimatstadt Leipzig entlassen worden. Im Sommer 1950 habe ich den Weg in den Westen angetreten. 1957 gründete ich in Eberbach am Neckar meine erste Buchhandlung. In meiner zweiten, der (Hinter-) Hofbuchhandlung, eröffnete ich 1965 eine Galerie mit einer Ausstellung von graphischen Arbeiten von Christoph Meckel. 1970 entdeckte ich bei einem befreundeten Maler ein Bild einer ostpreußischen Bäuerin, das mich irritierte. Es war ein Bild von großer Schlichtheit. Minna Ennulat hatte einen Sonntagmorgen gemalt, an dem in der sommerlichen Landschaft ihrer verlorenen Heimat die Bauern unterwegs waren zur Kirche von Rogalen.



Andreas Kretz, Dicke Ente 2012, 40 x 50 cm, Acrylfarbe, Haus Cajeth



Andreas Kretz, Kleinbären, 2010, 40x 50 cm, Acrylfarbe, Haus Cajeth

Es gab damals eine Zeitströmung, in der die Vorzüge Naiver Malerei entdeckt wurden. Auch ich war auf Bilder aufmerksam geworden, die Laien gemalt hatten, die keine akademische Ausbildung genossen und doch zu eigener, stimmiger Form gefunden haben.

Im Januar des folgenden Jahres stellte ich Minna Ennulat in einer ersten Ausstellung bei mir vor. Auf ausgedehnten Reisen fand ich weitere einzigartige Maler, und bald wurde meine Galerie für meine Entdeckungen bekannt. Ich begann eine Sammlung der besten Bilder anzulegen.

Ein Kunde, der gern im Odenwald wanderte, schlug mir eines Tages vor, meine Galerie nach Heidelberg zu verlegen. Er erzählte mir, dass er in der Stadtverwaltung von Heidelberg tätig sei, und dass er mir helfen könnte, einen geeigneten Platz für mein Unternehmen zu finden. Ich war überrascht. Mir war nie in den Sinn gekommen, dass ich mein Geschäft in Eberbach aufgeben könnte. Ein Jahr später kam Wolfgang Wagner mit der gleichen Frage wieder auf mich zu. Als 1979 mein Eberbacher Vermieter das Hinterhaus, in dem ich die Galerie eingerichtet hatte, abreißen wollte, erinnerte ich mich an Dr. Wagner, rief ihn an, und wir vereinbarten einen Termin in Heidelberg.

Wie verwundert waren Barbara Schulz und ich, als uns bei der Besichtigung der Haspelgasse 12 die „schönen Räume“ gepriesen wurden. Die Wände waren schwarzgrau, von der Decke blätterte Kalk in großen Fladen herunter, der Fußboden war aufge-

rissen, eine Kabine aus Pressspanplatten stand mitten im Raum und war mit zahllosen Nägeln im Fußboden verankert. Heizungs- und Wasserrohre zogen sich an Wänden und Böden entlang. Der Eingang war vernagelt und diente als Nische für die Stromzähler des Hauses. Die schönen Gewandungen fanden wir mit dicken Schichten grauer Farbe zugestrichen. Im Korridor hingen Spinnweben. Wir erhielten den Schlüssel für eine Nebentür und begannen mit der Arbeit. Ich zeigte Barbara eine eiserne Türangel, die aus einer Wand herausragte. Als ich die Wand abklopfte, merkte ich, wie dünn sie war. Vorsichtig ging ich mit dem Meißel zu Werke und konnte bald einen Stein herausnehmen. Ich streckte meine Hand durch das Loch in einen dahinter verborgenen Raum. Den Durchbruch erweiterte ich, bis ich zur Rechten und zur Linken an Begrenzungen gelangte. Ich war auf die Gewandung einer Türöffnung gestoßen, die unter Putz und Farbe verborgen war. Mit Hilfe von Stemmeisen und Schraubenzieher legte ich sie frei, sodass das zarte Rosa des Sandsteins sichtbar wurde. Wir fanden einen Raum dahinter, der sich bis unter die Treppe erstreckte, die vom Hausflur aus ins Obergeschoss führt. Hinter einer Verschalung gab es ein Fenster, das sich zum Hof hin öffnen ließ, später ein weiteres, horizontal liegendes, unverglastes Fenster, das mit einem schweren eisernen Gitter versehen war. Den selbst entdeckten, neu gewonnenen Raum nannten wir Kerker. Unter Schutt und Schmutz verborgen lag der Fußboden, der mit großen flachen Natursteinen gepflastert war. Wir scheuerten ihn so lange, bis wir seine Schönheit wieder herausgearbeitet hatten. Mein Interesse an diesem alten Haus begann zu wachsen, und Entdeckerfreuden trieben mich weiter. Im Kerker klopfte ich an die hintere Wand und war überrascht, dass auch sie an einer Stelle hohl klang. Lag dahinter noch ein Raum verborgen? Es waren noch zahlreiche Renovierungsarbeiten nötig, bis wir uns eingerichtet hatten und am 31. Oktober 1980 Hassbeckers Galerie & Buchhandlung eröffnen konnten. Zwei Jahre später, am 19. November 1982, haben wir, um unsere Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, im gegenüberliegenden Raum des Erdgeschosses das Museum Haus Cajeth gegründet. Am 9. Mai 1992 haben wir die „Gesellschaft der Freunde des Museum Haus Cajeth“ ins Leben gerufen und am 29. Mai 1994 auch die Räume im Obergeschoss bezogen. Im Dezember 2005 haben wir aus der Sammlung eine Stiftung errichtet. Wir sind dankbar, dass wir im Laufe der Jahrzehnte ein beständig wachsendes Anteil nehmendes Publikum gewinnen konnten.



Groove im Gewölbe: Das Cave 54 ✓

„Durch eine enge Wendeltreppe, die umwunden ist von einem Maschennetz hellgelber Stahldrähte, die ihrerseits wie vom Schnürboden einer Bühne in das eigentliche ‚Scenarium‘ führen, tastet man sich mit behutsamen Schritten hinunter in einen tiefen Keller. Und was man dort entdeckt, ist nichts anderes als eine fröhliche Stätte einer originellen Freizeitunterhaltung, wie sie die Studenten von Bologna bis Utrecht, von Paris bis Oslo, aber auch in vielen deutschen Städten mit akademischem Klima schon seit Jahren ihr eigen nennen.“ (w. f., „Cave 54“, S. 3)

Mit diesen Worten beschreibt der Autor eines Artikels in der Rhein-Neckar-Zeitung vom 2. August 1954 den ersten Eindruck beim Betreten des im Vormonat von der „Ver-einigung zur Pflege studentischer Geselligkeit“ neu eröffneten Cave 54. Heiner Braun war einer der Begründer. Er hatte sechs Jahre zuvor bereits die „Studentische Interessengemeinschaft für internationale Filmkunst an der Universität Heidelberg“ („Filmclub Heidelberg“) mit ins Leben gerufen, um die Wahrnehmung des Kinos als künstlerische Ausdrucksform zu popularisieren. Beide Initiativen spiegeln das Bedürfnis im akademischen Nachwuchs wider, eine neue kulturelle Identität zu entwickeln.

Zu den orientierungssuchenden jungen Deutschen gehörte auch Fritz Rau, der später zum erfolgreichen Konzertveranstalter werden sollte. Er studierte seit 1950 Jura an der Universität Heidelberg und entdeckte parallel dazu seine Liebe zum amerikanischen Jazz. Ihn reizte die grenzüberschreitende Wirkung und Authentizität dieser Musik. Seine Generation, die unter den Zwängen der nationalsozialistischen Diktatur aufgewachsen war, konnte nun ihre neu gewonnenen Entfaltungsmöglichkeiten nutzen. Eine Anleitung dazu fand sie unter anderem in den Schriften der französischen Existenzialisten um Jean Paul Sartre. Deren Verständnis einer uneingeschränkten Freiheit des Menschen, die ihn zur



Eingang zum Cave 54 (Foto: Marco Neumaier)

selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Daseins regelrecht zwingen, traf auch den Nerv vieler deutscher Studierender der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Ein Massenphänomen entstand daraus freilich nicht. Insbesondere im konservativen Klima Heidelbergs blieben diejenigen, die wie Fritz Rau eine solche kulturelle Neuorientierung durchlebten, auf einen exklusiven Kreis beschränkt. Heiner Braun und seine Mitstreiter schufen für diese eingeschworene Gemeinde einen Ort der Begegnung. Sie mieteten sich in das Haus Krämergasse 2 ein, dessen Gewölbekeller rasch zum Mekka der alternativen Kulturszene wurde. Bezeichnenderweise taufte der Verein als Ausdruck seiner frankophilen Gesinnung die Lokalität „Cave“. Die freischaffende Grafikerin Marie Marcks erhielt den Auftrag, zukünftig Plakate, Einladungs- und Werbekarten zu gestalten. Der Entwurf für den markanten schwarz-weißen Mitgliedsausweis stammt ebenfalls von ihr.

Das Konzept des Vereins ging auf, und das Cave 54 lockte jeden Abend zahlreiche Besucher an: „Nacht für Nacht tobte dort unten eine kleine Jazzhölle [...]“ (Rau, Cave 54, S. 54) Wen es dorthin zog, beschreibt der bereits eingangs zitierte Artikel in der Rhein-Neckar-Zeitung eindrücklich: „Studenten aus Grenoble, junge dunkelhäutige Mediziner von der Goldküste, rassige Französinen mit dem typischen Einschlag von St. Germain de [!] Prés und dazwischen die akademische Jugend von New-Heidelberg.“ (w. f., „Cave 54“, S. 3) In den 1950er Jahren war die Universität Heidelberg wieder attraktiv für internationale Studierende und Wissenschaftler geworden. Manchen gefiel wohl die offene Atmosphäre des Cave. Die Gäste kamen jedenfalls, um Live-Jazz hautnah zu erleben.

Nach 1945 musste Jazz in Deutschland erst wieder aufkeimen und ein Publikum finden. Für die Amerikaner war der Aufbau einer demokratisch gefestigten, deutschen Zivilgesellschaft ausschlaggebend und sie versuchten, dieses Ziel in ihren Besatzungszonen auch über einen Kulturtransfer zu erreichen. Jazz wurde hierbei zu einem wichtigen Instrument, und der US-Militärsender AFN sorgte für dessen Popularisierung. Junge deutsche Musiker, die in diesem Genre ihre Heimat gefunden hatten und Talent bewiesen, wurden von amerikanischer Seite gefördert. Sie durften sich auf den Bühnen der zahlreichen Clubs, die jenseits der Kasernen entstanden, ihre Spuren verdienen.

So bildete sich während der 1950er Jahre vornehmlich in den Metropolen der Besatzungszonen wie Berlin, München und Frankfurt eine lebendige deutsche Jazzszene. Interpreten wie Michael Naura, Albert Mangelsdorff, Joki Freund und Jutta Hipp orientierten sich zunächst an amerikanischen Vorbildern, entwickelten jedoch schnell eine eigene Sprache. Wesentlich beeinflusste sie der von Lennie Tristano geprägte Cool Jazz, eine zurückhaltende, gleitende und durch das Zusammenwirken des Ensembles getragene Spielart.

In der Rhein-Neckar-Region avancierte das Cave 54 zum beliebten Auftrittsort für Jazzmusiker der noch jungen Szene und erlangte deutschlandweite Bekanntheit. Der Pianist Wolfgang Lauth und sein Quartett erhielten ein festes Engagement. Ansonsten spielten im Keller der Krämergasse 2 nationale und internationale Interpreten, mit denen Lauth legendäre Jams bestritt. Es kam auch häufig vor, dass Bühne und Zuschauerraum verschmolzen. Gäste brachten ihre Instrumente mit und in den frühen Abendstunden sprang mancher Amateur kurzfristig ein.

Engagierte Studierende trafen sich im Cave jedoch nicht nur, um Jazz zu hören. Sie diskutierten dort mit kritischem Bewusstsein die Tagespolitik und jüngere deutsche Vergangenheit. Den deutsch-amerikanischen Dialog förderte der Verein, indem zu den Debatten Vertreter der in Heidelberg stationierten US-Truppen und Autoren wie unter anderem Thornton Wilder eingeladen wurden.

Nach nunmehr fast sechzig Jahren hat das Cave 54 nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Die Jam-Sessions sind immer noch allwöchentlich ein fester Bestandteil des Programms. Es treffen sich mittlerweile mehrere Generationen dort. Die Älteren schwelgen in Erinnerungen, die Jüngeren genießen einfach die besondere Atmosphäre, die Heidelbergs wohl berühmtester Gewölbekeller ausstrahlt.

Literatur

- Joachim Ernst Berendt: Ein Fenster aus Jazz. Essays, Portraits, Reflexionen, Frankfurt a. M. 1977, überarb. und erw. Ausg. 1978
- w. f.: „Cave 54“. New-Heidelbergs Studenten fröhlich unter sich, in RNZ Nr. 178, 2. August 1954, S. 3
- Wolfram Knauer (Hg.): Jazz in Deutschland (Darmstädter Beiträge zur Jazzforschung; 4), Hofheim 1996
- Wolfgang Lauth: These Foolish Things. Jazztime in Deutschland. Ein swingender Rückblick, Mannheim 1999
- Fritz Rau: Cave 54. Jazz und Existentialismus im Heidelberg der 50er Jahre, in Thomas Werner (Hg.): Marie Marcks. Karikaturen der letzten 50 Jahre, Heidelberg 2000, S. 53–57

Ingrimstraße 8 ✓

„Wie er heiße? – Joseph Süß, Oppenheimer, von Heydelberg“

Keine Gedenktafel erinnert bisher in der Ingrimstraße 8 daran, dass der jüdische Finanzier Joseph Süß Oppenheimer (1698–1738), Opfer eines Justizmordes, hier, mitten in der Altstadt, aufgewachsen ist. Sein tragisches Schicksal wurde gleich nach seinem Tod durch hämische Flugblätter und Traktate instrumentalisiert und vermarktet, was bis in unsere Zeit nachwirkte und hasserfüllte antijüdische Legenden weiter verfestigte. Erst ab 1918 waren die Verhörprotokolle im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, in denen sich Süß zu seiner Person äußerte, der Öffentlichkeit zugänglich und ließen eine Korrektur der bisherigen Darstellung zu.

Abschätzig Jud Süß genannt, verdankt er seine überregionale Bekanntheit vor allem dem gleichnamigen Bestseller-Roman Lion Feuchtwangers von 1925 und dem antisemitischen NS-Hetzfilm von 1940, dessen Entstehungsgeschichte 2010 Thema eines Kinofilms („Jud Süß – Film ohne Gewissen“) war.

Das recht große Haus in der Ingrimstraße 8, in dem Süß lebte, ist ein dreistöckiges Gebäude aus der Barockzeit, das dem Nebenhaus Nr. 10 ähnelt, dessen Erdgeschoss ebenfalls später im klassizistischen Stil mit Pilastern und über dem Eingang mit einem Dreiecksgiebel verziert wurde. Die Stadt verkaufte es 1981 im Zuge der Altstadtsanierung an die Familie Wessendorf, die es kernsanieren ließ – die Raumkonzeption blieb dabei erhalten (u.a. das Holzfachwerk) – und 1983 mit weiteren Familien bezog. Die Ladenräume im Erdgeschoss mietete der Grafiker und Plakatkünstler Klaus Staeck.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durften sich wenige Juden in Heidelberg ansiedeln. Voraussetzung waren ein Schutzbrief des Kurfürsten und das Einverständnis der Stadt, die die Anzahl der Juden auf wenige Familien limitierte und streng überwachte. Nach der Zerstörung Heidelbergs 1693 durch die französischen Truppen Ludwigs XIV. waren Juden nur unter hohen Auflagen willkommen: Sie mussten entweder ein Haus wiederaufbauen oder ein neues errichten. Als 1704 13 jüdische Familien in Heidelberg gezählt wurden, mehr als gesetzlich erlaubt, gab es zunehmend Protest vom Stadtrat und vor allem von den konkurrierenden Kaufleuten.



Ingrimstraße 8 (Foto: C. Hoécker)

In diese für Juden immer noch unsichere und feindliche Umgebung wurde Joseph Süß im Februar oder März 1698 in Heidelberg geboren. Er war der Sohn von Michele Chasan aus Frankfurt/Main und ihrem 35 Jahre älteren Mann Issachar Süßkind Oppenheimer, Heidelberger Kaufmann und Obereinnehmer der Landjudenschaft, der 1699 ein Grundstück in der „Ingramsgass“ erwarb. Ab seinem zweiten Lebensjahr wohnte Joseph mit seiner Familie in dem darauf erbauten Haus, heute Ingramstraße 8. Als sein Vater 1707 starb, heiratete seine Mutter drei Jahre später den fränkischen Kaufmann Nathan Gabriel und zog auf Druck der jüdischen Gemeinde von Heidelberg weg. Ihre Kinder blieben in der Ingramgasse wohnen und erhielten – bis auf den mündigen Stiefsohn Moyses, an den das Haus überging – als Vormund den Vorsteher der jüdischen Gemeinde Feist Oppenheimer, der in seinem selbst erbauten Haus in der Merianstraße 3 eine kleine Synagoge integrierte. In welchem verwandtschaftlichen Verhältnis Süß zu Feist stand, ist nicht überliefert.

Joseph Süß hatte zwei Schwestern und aus früheren Ehen des Vaters zwei Halbbrüder: Tamar, die mit ihrem Ehemann später nach Edenkoben aussiedelte, und Esther, die als Kind starb. Sein ältester Halbbruder Moyses trat zum Christentum über und arbeitete als hessischer Hoffaktor unter dem Namen Baron von Tauffenberg in Darmstadt. Mit seinem zweiten Halbbruder Daniel hatte Joseph den intensivsten Kontakt; er reichte für ihn 1737 beim Reichskammergericht eine Klageschrift für seine Freilassung ein. Drei weitere Halbbrüder kamen durch die Wiederverheiratung seiner Mutter hinzu.

Schon in jungen Jahren war Joseph der Geschäftstüchtigste und Klügste unter seinen Geschwistern. Im Unterschied zu Moyses blieb er bis zu seinem Tod dem jüdischen Glauben treu, was einer Karriere eher hinderlich war. Doch war Joseph kein orthodoxer Jude, sondern ein Freigeist und Bonvivant, der sich in seinem Auftreten und seiner modischen Kleidung nicht von den christlichen Vornehmen und Wohlhabenden seiner Zeit unterschied.

Als Moyses 1715 in finanzielle Schwierigkeiten geriet, kaufte Joseph für 450 Gulden zunächst ein Viertel des väterlichen Hauses. Zwei Jahre später ersteigerte er das restliche Haus, gegen 500 Gulden traten seine anderen Geschwister ihre Anteile ab. Erst nach langem Rechtsstreit händigte ihm das Gericht 1732 den Kaufbrief auf Druck des Kurfürsten aus. Nachweislich besaß Joseph 1722 in der heutigen Ingramstraße zwei Häuser, sehr wahrscheinlich gehörte dazu das Nachbarhaus Nr. 10, das wohl auf dem gleichen Grundstück stand. Ein weiteres Haus, Nr. 6, kaufte er auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Karriere 1735 für 1450 Gulden hinzu.

Wie sein Vater lernte Joseph Süß den Händlerberuf und stieg in dem judenfreundlicheren, weltoffeneren Mannheim – über 10% der Bevölkerung waren dort Juden – als erfolgreicher Geschäftsmann gesellschaftlich auf. 1718 schloss er einen Mietvertrag mit dem Grafen Julius August de la Marck ab, einer wichtigen Person am Kurfürstenhof, vermutlich für die heutige Ingramstraße 8. Heidelberg blieb trotzdem noch lange sein Hauptwohnsitz, erst 1724 ist Süß in der neuen Residenzstadt Mannheim mit einer Wohnung nachgewiesen. Dort verdiente er seinen Lebensunterhalt im Wechsel- und Agentengeschäft und als Pächter des kurpfälzischen Stempelpapiers. Später wei-



*Das Oppenheimer aus Heidelberg
 Sein erstes Unternehmen in der Pfalz war die Komodifikation des
 gestempelten Papieres im 20. Jh. Herr Carl Süss 1738*

Süss in einem Porträt v. 1738
 (UB HD, Graph. Slg. P 2123)

tete er seine Aktivitäten nach Darmstadt (wo er im Auftrag des Landesherrn für die Münze verantwortlich war), Kurköln, Frankfurt und schließlich selbstbewusst und couragiert nach Württemberg aus. In Stuttgart und Ludwigsburg machte er als Hofjude rasch Karriere und genoss die Sonderrechte eines Hofangehörigen: Carl Alexander, seit 1733 württembergischer Herzog, ernannte ihn zunächst zum Hoffaktor und 1736 zum Geheimen Finanzrat. Süß modernisierte in Württemberg das Finanzwesen, sanierte den Staatshaushalt und schaffte sich vor allem Feinde, als er auf Betreiben des katholischen Herzogs, der ein absolutistisch regiertes Land anstrebte, die Privilegien der evangelischen Landstände bzw. deren Steuerbewilligungsrecht einschränkte. Als am 12. März 1737 Carl Alexander starb, der ohne Wissen von Süß einen Umsturz der Stände- und Religionsverfassung geplant hatte, war Süß' Karriere schlagartig zu Ende. Er wurde verhaftet, Hauptanklagepunkte waren Hochverrat, Ämterhandel und Kränkung der Landesreligion. Man erklärte ihn zum Sündenbock für die Verschuldung des Landes, die vor allem durch den verschwenderischen Lebensstil des verstorbenen Herzogs verursacht worden war. Auch sollte er Schuld an dem Verfall landesständischer Rechte sein. Obwohl ihm kein politisches und finanzielles Vergehen nachgewiesen werden konnte, wurde er am 4. Februar 1738 – nach monatelanger Haft und zahlreichen Verhören – vor den Toren Stuttgarts am höchsten Galgen des Landes hingerichtet und dort zur Abschreckung bis 1744 in einem Käfig ausgestellt. Ein Augenzeugenbericht der jüdischen Gemeinde Stuttgart belegt, dass er als bekennender Jude gestorben war,

obwohl ein Übertritt zum Christentum ihn vor dem Strang bewahrt hätte: Als er vor mehr als 12 000 Schaulustigen zum Galgen hinaufgezerrt wurde, rief er ununterbrochen das hebräische Glaubensbekenntnis zum einzigen Gott.

Schon bei Süß' Verhaftung wurde sein ganzes Vermögen, auch außerhalb Württembergs, beschlagnahmt. Da Heidelberg zur Kurpfalz gehörte, blieb das Haus in der heutigen Ingramstraße 8 bis zu seinem Tod in seinem Besitz und fiel danach an seine Verwandten, die es wegen der unsicheren Lage wohl rasch verkauften. 1755 gehörte es nachweislich nicht mehr der Familie. In seinem in der Haft verfassten Testament vermachte Süß sein Vermögen den Synagogen in Heidelberg und Frankfurt. Zu seinen Erben ernannte er seine Mutter, die ihn trotz Bittschreiben in der Haft nicht besuchen durfte, seinen Bruder Daniel und seinen Schwager. Die Justiz missachtete jedoch überwiegend sein Testament. Sein letzter Wunsch, in heiliger Erde begraben zu werden, wurde auch nicht erfüllt. Als der Käfig mit seiner Leiche nach sechs Jahren abgehängt wurde, verscharrte der Henker sie unter dem Galgen.

Literatur

Norbert Giovannini, Stefan Kopf, Hans-Martin Mumm: Joseph Süß. Geboren in Heidelberg, in HJG 7 (2002), S. 295–305

Hellmut G. Hassis: Totengedenkbuch für Joseph Süß Oppenheimer. Mit dem hebräischen Gedenkblatt von Salomon Schächter, übersetzt von Yair Mintzker, Worms 2012

Jörg Koch: Joseph Süß Oppenheimer, genannt „Jud Süß“. Seine Geschichte in Literatur, Film und Theater, Darmstadt 2011

Aktuelle Informationen zum Haus verdankt die Autorin der Eigentümerin Adelheid Wessendorf.

Die Zwingerhalle. Vom „Deutschen Haus“ zum „Jungen Theater“

1872–74 wurde die Zwingerhalle (heute Zwingerstraße 3–5) auf dem ehemaligen Grund des Deutschen Ritterordens erbaut, der seit dem 13. Jahrhundert in Heidelberg ansässig war.

Von der historischen Bedeutung des Areals Zwingerstraße / Kettengasse zeugt noch heute das am östlichen Giebel der Zwingerhalle angebrachte und aus rotem Sandstein gearbeitete Wappen des Pfalzgrafen Franz Ludwig (1664–1732). Dieser hatte mehrere Bischofsämter teils auch gleichzeitig inne, so war er Fürstbischof von Breslau, Kurfürst und Erzbischof von Trier und Mainz, Bischof von Worms, aber er war auch Großmeister des Deutschen Ordens.

Das „Deutschordenshaus“, auch „Deutsches Haus“ oder „Deutscher Hof“ genannt, ist nach Derwein seit 1407 in der Kettengasse Nr. 21 nachweisbar und diente als Amtshaus für die Administration der Heidelberger Niederlassung des Deutschen Ordens. Der gesamte Besitz des sehr begüterten Ordens umfasste darüber hinaus die heutigen Grundstücke Nr. 1–7 entlang der Zwingerstraße, ehemals „Gasse zum heißen Stein“, deren Verlauf Friedrich Peter Wundt so beschreibt: „Die Gasse zum heißen Stein zieht sich von dem reformirten Pfarrhaus in der Kettengasse, ... bis an die Burggasse hin.“ Die beiden Gebäude Kettengasse 21 und Zwingerstraße 1 waren damals miteinander



1872–1874 wurde „Amman's Concerthalle“ an der Zwingerstraße errichtet, heute eine Spielstätte des Stadttheaters. (Foto: Gabriele Faust-Exarchos)

in einem nach innen zeigenden Winkel verbunden, was bis heute in den Kreuzgewölbekellern zu erkennen ist. Im Haus Zwingerstraße 1 ist eine Mittelsäule erhalten. Nach Ludwig Merz war die Ecke Kettengasse/ Zwingerstraße ursprünglich unbebaut, später entstand dort ein Gebäude entlang der Kettengasse bis zur Ecke, erbaut durch einen Herrn von Hirschhorn, was Merz aus den am heutigen Gebäude vorhandenen Wappen schließt. Dieses Haus ging später in kurfürstlichen Besitz über und wurde als Rüstkammer und dann als Pfarrhaus der reformierten Gemeinde genutzt.

Auf dem Merian-Stich ist dieser Gebäudekomplex vor der auf der nördlichen Seite der Zwingerstraße befindlichen Stadtmauer deutlich zu erkennen. Nach der Zerstörung der Stadt im Orléanschen Krieg wurden die Gebäude Zwingerstraße 1 (1712) und Kettengasse 21 (1716) wieder aufgebaut. Sogar die kurfürstliche Landesregierung konnte bis zum Wegzug Carl-Theodors nach Mannheim (1720) dort untergebracht werden. Mit der Aufhebung des Deutschen Ordens 1809 endete die Geschichte des Deutschen Hauses in Heidelberg. 1809 ging das Haus durch Versteigerung in Privatbesitz über.

Für das Jahr 1839 finden wir den Bierbrauer Daniel Ammann als Besitzer der Gastwirtschaft „Zum Schlüssel“ in der Kettengasse 21. Dieser Name wurde wahrscheinlich in Anlehnung an den Schlüssel im schon erwähnten Wormser Bischofswappen gewählt.

In den Jahren 1872–74 wurde dieses Wirtshaus durch den Bierbrauer Georg Friedrich Amann erweitert, der die Zwingerhalle östlich des Hauses Zwingerstraße 1 erbauen ließ. Seit 1876 ist sie als „Ammann's Concerthalle“ mit Gartenwirtschaft „Zum Schlüssel“, ab 1890 als „Restauration Zum Zwinger“ und von 1897 bis 1900 als Gastwirtschaft und „Varietétheater zum Zwinger“ in den Adressbüchern notiert.

Der Altstädter Hans Flaig schreibt: „In einer Zeit als noch die Postkutsche über das bucklige Pflaster der Zwingerstrasse ... holperte, tanzten unsere Eltern und Großeltern im ‚Zwinger‘, wie sie die kleine Festhalle der Altstadt schlechthin nannten.“ Die Halle war also ein kultureller Treffpunkt für die Altstädter und erfüllte verschiedene Funktionen, was Flaig so ausführt: „Aber nicht allein Tanzlokal war der ‚Zwinger‘, ... er war Bildungs- und Kulturstätte, Konzerthalle und Vergnügens-Etablissement zugleich.“

Das Gebäude Kettengasse 21 und die Halle wurden bis 1890 zusammen bewirtschaftet, danach erscheint das Haus Kettengasse 21 jedoch unter dem Namen „Zum Pfalzgrafen“ und die Halle mit Garten unter „Zum Zwinger“.

Im Jahre 1903 wurde die Halle aufgegeben und durch die Stadtgemeinde angekauft. Das Ende der Konzerthalle korrespondiert vielleicht mit der Eröffnung der Stadthalle als Veranstaltungsgebäude der Bürgerschaft im selben Jahr.

Die Zwingerhalle war zunächst Bauhof der Stadt. Ab 1904 konnte sie durch die 1835 gegründete Oberrealschule, das spätere Helmholtz-Gymnasium, als Turnhalle genutzt werden. Während des Ersten Weltkriegs scheint die Zwingerhalle auch als Lazarett gedient zu haben, 1919 wurde sie dann „städtische Möbelbeschaffungsstelle für Kriegsgetraute“. Ab 1919/20 bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde in der Zwingerhalle wieder Sport getrieben.

Nach 1945 war die Halle jahrelang durch die Firma Süpag (Süddeutsche Papiermanufaktur) belegt, nachdem die US-Army deren Räumlichkeiten in der Vangerowstraße beschlagnahmt und ihr die Zwingerhalle zugewiesen hatte. Eine Kündigung durch die Stadt war nur mittels Bereitstellung von Ersatz möglich, was jedoch erst nach Jahren gelang. Damit befasst sich auch ein Artikel in der Rhein-Neckar-Zeitung vom 1. Oktober 1951, der unter der Überschrift „Aufgeblendet! Unhaltbare Zustände“ das Fehlen einer Turnhalle für 1.300 Schüler anprangert und die Wiederherstellung als Turnhalle fordert. Zum 31. März 1952 wurde die Halle wieder für den Schulsport zur Verfügung gestellt.

Als das Helmholtz-Gymnasium 1969 in die Weststadt zog, wurde es still um die Halle, bis Ende der 70er Jahre ein Kinder- und Jugendtheater geplant wurde. Vom ehemaligen Garten blieb nicht viel übrig, und wie es schon mal in unserer Stadt geschieht, fiel noch während der Baumaßnahme eine große Kastanie dem Bagger zum Opfer. Immerhin können wir uns heute noch an dem verbliebenen Baum erfreuen, der das Bild der Zwingerstraße prägt und dem Jungen Theater ein schönes Ambiente bietet. Das Kinder- und Jugendtheater, in das die Halle integriert wurde, öffnete am 31. März 1984 seine Pforten, den Namen Zwinger 3 erhielt es erst 1995. Zu dieser Zeit Mitte der 80er Jahre wurde auch das umliegende Quartier in großen Teilen saniert, und es entstand ein Innenhof, an den auch das Kinder- und Jugendtheater grenzt. Anlässlich der Namensgebung für dieses Quartier tauchte die Bezeichnung „Deutschordenshof“ in der Diskussion wieder auf, was gleichsam den Kreis vom Ritterorden zum lebendigen Quartier schließt. Obwohl sich der historische Bezug dieses Viertels zum Deutschen Orden sehr gut begründen ließ und sowohl vom Stadtarchiv als auch vom Amt für Stadterneuerung und Liegenschaften favorisiert wurde, firmiert dieses Quartier heute unter dem wenig geläufigen und wenig aussagekräftigen Namen „Quartier Krämergasse“.

Die Zwingerhalle ist seit einigen Jahren als „Zwinger 1“ Studiobühne unseres Stadttheaters und steht damit für die Wiederaufnahme einer kulturellen Nutzung, wie sie schon in der Ammannschen Konzerthalle zu Ende des 19. Jahrhunderts gepflegt wurde.

Literatur

Hans Flaig: Der Neckarschleimerhannes. Ernste und heitere Erzählungen aus Alt-Heidelberg, Heidelberg 1960, S. 88f.

Bild einer Schule. 125 Jahre Helmholtz-Gymnasium, Heidelberg 1960; darin Ludwig Merz: Das Kettentor, und Lothar Scholl: Aus der Geschichte unserer Schule

150 Jahre Helmholtz-Gymnasium Heidelberg. Festschrift, Heidelberg 1985, S. 33

Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg (Archäologisches Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Stuttgart 2006

Klaus Welzel: Die ganze Welt ist Bühne. Das Heidelberger Bürgertheater im neuen Gewand, Heidelberg 2012

Friedrich Peter Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, Bd. 1, Mannheim 1805, ND Heidelberg 1997, S. 239f.

Fauler Pelz ✓

Wer auf dem Weg zum Schloss die hintere Altstadt zu Fuß durchquert wird vielleicht einen kurzen Blick auf dieses einfache wie ein Kasten gebaute Gebäude werfen, das ein Lagerhaus sein könnte, aber mit seinen kleinen vergitterten Fenstern doch seine eigentliche Bestimmung verrät. Es handelt sich um das Gefängnis, das von den Heidelbergern nur „Fauler Pelz“ genannt wird. Angeblich rührt der etwas seltsame Name, den es aber auch in anderen Städten, zum Beispiel in Überlingen, gibt, daher, dass sich hier früher das Gerberviertel befand.

Unser Fußgänger mag mit dem vom roten Sandstein geprägten Erscheinungsbild ein historisches Gebäude vermuten, dessen Nähe zum herrschaftlichen Schloss eine gewisse logische Funktionsteilung gesellschaftlicher Macht verrät, so wie in Rottenburg gleich neben dem Bischöflichen Palais oder in Ludwigsburg neben dem prächtigen Schloss jeweils Gefängnisbauten bestanden.

Aber der Schein trügt, so alt ist der „Faule Pelz“ nicht. Als das Gefängnis gebaut wurde, war das Heidelberger Schloss längst eine Ruine. Das Heidelberger Amtsgefängnis wurde 1847/48 gebaut. Fast zur gleichen Zeit wie das in unmittelbarer Nachbarschaft errichtete Gebäude des Amtsgerichts („Bezirksstrafgericht“). Architektonisch sind beide Bauten Zeugnisse des damals ganz modischen Stils des „Historismus“. Bernd Müllers „Architekturführer Heidelberg“ beschreibt den „massiven und lichtarmen Quaderbau“ als Nachahmung der repräsentativen Bauten der italienischen Frührenaissance mit ihren „fortifikatorischen Palastbauten“.

Das Gefängnis als Festungsbau – passt das nicht? So einfach ist das nicht! Es geht nicht um antike Kerker oder um mittelalterliche Schuldtürme oder venezianische Bleikammern oder um die Verliese des Vatikans.



Das Gefängnis „Fauler Pelz“, 2013 (Foto: Dietrich Hildebrandt)

Es handelt sich um die epochale Modernisierung des Strafvollzugs, an der man mit Recht gesagt hat, man könne daran die Entstehung der modernen Gesellschaft überhaupt beschreiben. Das 19. Jahrhundert ist so auch das „Jahrhundert des Gefängnisses“ genannt worden. Müller bezeichnet den „Faulen Pelz“ als ein „für jene Zeit in funktionaler Hinsicht fortschrittliches Gefängnis“.

Es handelt sich um das Strafsystem der Einzelhaft, wofür man Gefängnisse mit Einzelzellen braucht, die es bis dato nicht gab und die einiger architektonischer Anstrengung bedurften. Das Heidelberger Gefängnis ist nur ein kleines Gefängnis, wahrscheinlich von Anfang an nur als Anstalt für Untersuchungsgefangene und solche, die dem Gericht vorgeführt werden sollten, gebaut. Dafür bietet es die ausreichende Zahl von Einzelzellen. Mit dem 1911 angefügten Erweiterungsbau hat das Gefängnis heute als Außenstelle der Mannheimer Justizvollzugsanstalt 77 Haftplätze, darunter 15 für weibliche Inhaftierte.

Das Mannheimer Gefängnis, 1910 gebaut, bietet als größere Haftanstalt das charakteristische architektonische Bild eines „modernen“ Gefängnisses, wie es sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durchsetzte. Zur gleichen Zeit wie das Heidelberger Gefängnis entstand in Bruchsal (bemerkenswerterweise gleich neben der hochherrschaftlichen barocken Schlossanlage) die neue Strafanstalt nach dem Vorbild der ersten modernen Anstalt in England, des Pentonville Prison: eine sternförmig gebaute Anlage von vier oder auch fünf Zellenflügeln, die ausschließlich Einzelzellen enthielten. Damit wurden die baulichen Bedingungen geschaffen, die die beabsichtigte, die ganze Haftzeit überdauernde und uneingeschränkt durchführbare Isolierung der Gefangenen möglich machte.

Die Reform des Strafrechts und des Strafvollzugs ist ein zentrales Element der Neuordnung und Modernisierung der mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches entstehenden Staaten. Einer dieser Staaten ist das Großherzogtum Baden. Seit 1809 gibt es hier eine moderne Kriminalstatistik. Die Todesstrafe ist zwar noch nicht abgeschafft, spielt aber nur noch eine unbedeutende Rolle. Im ersten Drittel des neuen Jahrhunderts sind über 95% aller Schuldsprüche irgendeine Form von Haftstrafen. Körper- und Schandstrafen verschwinden zusehends. Großherzog Leopold untersagte in einer Verordnung vom 25.11.1831 strikt die Anwendung jeglicher Art der körperlichen Tortur.

Der Abschaffung der Körperstrafen auf der einen Seite steht auf der anderen der Ausbau eines Strafverfolgungs- und Strafvollzugssystem gegenüber. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt einen deutlichen Kriminalitätsanstieg. Das häufigste Delikt ist der sogenannte „Forst- und Feldfrevel“. Es herrscht eben einfach in großen Teilen der Bevölkerung bittere Not. Reformen im „fortschrittlichen“ Baden – das hieß eben auch, dass „die badischen Städte des frühen 19. Jahrhunderts im wahrsten Sinne des Wortes gereinigt, von tierischem und menschlichen Unrat befreit“ wurden (P. Wettmann-Jungblut).

Also mussten jetzt diese „modernen“ Gefängnisse gebaut werden. Und das Heidelberger Gefängnis war noch nicht ganz fertiggestellt, als es schon – völlig überfüllt – eine erkleckliche Anzahl von Demokraten der 48er Revolution aufnehmen musste.

Einige von ihnen kamen vor das Standgericht in Mannheim, andere erhielten zum Teil langjährige Haftstrafen, viele wanderten aus. Knapp hundert Jahre später stand der „Faule Pelz“ auch wieder für die Inhaftierung von Widerständlern zur Verfügung.

Der eigentliche Zweck der Haftstrafe sollte aber der vollständige Verzicht auf Vergeltung und stattdessen die Erziehung und Besserung, die Resozialisierung des Häftlings sein. Ist das gelungen?

Der Heidelberger Strafrechtler Eberhard Schmidt hat (1955) in einem Vortrag über „Zuchthäuser und Gefängnisse“ dazu aufgefordert, doch einmal während der Fahrt von Heidelberg nach Karlsruhe gelegentlich die Blicke auf der linken Fahrtseite aus dem Fenster schweifen zu lassen und dann jenes „eigentümliche Bauwerk“ in Augenschein zu nehmen, „von dessen rundem Zentralbau aus sternförmige Flügel ausgehen, jene Gebäudeteile, in denen Zelle an Zelle mit den hochgelegenen, vergitterten Fenstern sich reiht“. Er hat dies einen „steingewordenen Riesenirrtum in der Geschichte der Strafrechtspflege“ genannt. Das müsste auch für den in derselben Zeit errichteten „Faulen Pelz“ gelten, der Irrtum wird nicht dadurch weniger riesig, dass das Gebäude kleiner ist. Statt Anstalten der Besserung sind die nach diesem Vorbild errichteten Gebäude eher Brutstätten der Kriminalität geworden, mit einem ausgefeilten Zwangssystem nach dem Vorbild militärischer Ordnung, mit der die Eingesperrten im Zaum gehalten werden sollen. Solche „steinernen Zwingburgen“, so Schmidt, seien für die Aufgaben einer kriminalpolitisch sinnvoll erfassten Freiheitsstrafe nicht geeignet.

Nun hat sich seither im Strafvollzug einiges getan. Aber hat sich der Widerspruch zwischen Anspruch auf Besserung und stupidem Wegschließen im „humanen Strafvollzug“ gelöst?

Als ich 1975 auch kurz im „Faulen Pelz“ einsaß, schien mir die Stimmung hier gelöster und gelassener zu sein als etwa in der Mannheimer oder der Ludwigsburger Anstalt. Vielleicht eben nur deswegen, weil hier nur wenige und meist Untersuchungsgefangene einsaßen. Immerhin fanden sich in der Ausstattung der Zellen schon Steckdosen, die den für Radio, Kassettenrekorder oder gar Schreibmaschine benötigten Strom liefern konnten. Aber eben nicht taten: Strom gab es nur kurz am Morgen für – so die Anweisung – den Rasierapparat. Ich und die meisten anderen empfanden das als Schikane, auch wenn man nur Geld sparen wollte. Eine Lappalie, mir schien sie dennoch typisch.

Für den „Faulen Pelz“ ist die Geschichte als Gefängnis allerdings zu Ende. Seit einiger Zeit nur noch Außenstelle der Mannheimer Vollzugsanstalt wird der Standort Heidelberg jetzt aufgegeben. Bisher weiß die Stadt Heidelberg offensichtlich nicht, was sie mit dem selbstverständlich unter Denkmalschutz stehenden Gebäude anfangen soll.

Studierende der Heidelberger Universität haben sich dazu Gedanken gemacht und für die Stadtplanung Vorschläge erarbeitet. Wie wäre es mit einem Hostel für Individualreisende?

Literatur

- Jörg Arndt: Strafvollzugsbau – Der Einfluss des Vollzugszieles auf den Bau von Anstalten für den Vollzug der Freiheitsstrafe, Studienverlag Brockmeyer, Bochum 1981
- Elda Gantner: Das ehemalige Jesuitenkolleg und das ehemalige Landgericht in Heidelberg, Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg, Veröffentlichung zur Heidelberger Altstadt Heft 21, 1988
- Bernd Müller: Architekturführer Heidelberg, Bauten um 1900–2000 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 10), Mannheim 1998
- Eberhard Schmidt: Zuchthäuser und Gefängnisse, in: Ruperto Carola, Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e.V., 7. Jg., Heft 18, 1955
- Peter Wettmann-Jungblut: Modern times – modern crimes, Kriminalität und Strafpraxis im badischen Raum 1700–1850, in: Rebekka Habermas / Gerd Schwertoff (Hgg.): Verbrechen im Blick – Perspektiven der neuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2009



Die Carlo Sponti Kulturbrigade und das Gloria Kino in den 1970er Jahren ✓

Als Kind nahm mich eine Mutter 1953 ins Buchhorn-Kino in Friedrichshafen mit. Dort wurde an einem Sonntag ein Film über die Krönung Elisabeths II. gezeigt. Meine Leidenschaft für den Film war entbrannt. Die Kinos signalisierten durch ihre Namen eine andere Welt in dieser kleinbürgerlichen Stadt: Scala, Rex, Capitol. Aber da war noch ein besonderes: das Cinéma. Da Friedrichshafen nach Ende des Zweiten Weltkriegs in der französischen Besatzungszone lag, war es Garnisonsstadt mit einigen Tausend Soldaten und eigener Infrastruktur: Supermärkte, Wohnblocks – und ein Kino: das Cinéma. Für uns Jugendliche gab es schon seit den 60er Jahren die wunderbare Einrichtung „Jugendfilm“, besondere Filme donnerstags im Rex. Und wir schlichen uns ins Cinéma und sahen mit großem Erstaunen Filme der Nouvelle Vague (Jean-Luc Godard, François Truffaut und die anderen).

Als ich im Wintersemester 1967 zum Studium nach Heidelberg kam, war das Gloria-Kino noch kein „Cinéma d'art et d'essai“, sondern dort spielte man Italo-Western ab. Das Gloriette war noch nicht wieder zum Kino geworden. Anfang der 70er veränderte das Gloria seine Programmstruktur. Der Pächter, Hans Fritsche aus Leutershausen, hatte erkannt, dass mit anspruchsvollen Filmen in einer Studentenstadt Geld zu verdienen ist. Die Sponti-Bewegung entstand, und mit ihr die Zeitschrift „Carlo Sponti“, gegründet 1973 bei den Germanisten-Spontis aus dem Arbeitskreis Sozialistischer Hochschulgruppen und dem Collegium Academicum (CA) heraus.



V.l.n.r.: Herr und Frau Fritsche, Alexander Kluge an der Kasse des Gloria Kinos, 1975
(Foto: Johannes Lindenmeyer © Wunderhorn Verlag)

29. 4. 1976 20 Uhr

PODER POPULAR

Aktivitäten an der Basis – Portugal 75

Der Film entstand im August 75. Er will einige Beispiele geben, wie in Portugal die wichtigste Arbeit beim Aufbau einer befreiten Gesellschaft angegangen wird: Die Arbeit an der Basis.

Im einzelnen wird berichtet über: Volksklinik in Piedade-Centro Civico der LUAR in Lagos-Landkooperative Boa Vista – u.a.

Anschließend kann mit der Portugal-Gruppe über den Film und die gegenwärtige Entwicklung in Portugal diskutiert werden.



– das Alltagsleben von Schwarzen und Weissen gegenübergestellt. Anschl. Diskussion.

3. 6. 1976 20 Uhr

IN DER FREMDE

von Sohrab Şahid Sales „Türken in Deutschland“ heißt der Film in einem Zu-

24. 6. 1976 20 Uhr

KALLDORF GEGEN MANNESMANN

Der Film zeigt, wie sich die Arbeiter gegen die drohende Stilllegung ihres Werkes zur Wehr setzen – mit Warnstreiks bis zum Hungerstreik.

Anschl. Diskussion. Vorausichtlich werden Arbeiter aus Kalletal anwesend sein.

18.–21.6.1976

HERZFLIMMERN

von L. Malle

und jeweils 22 Uhr

22.–23.6.1976

LACOMBE LUCIEN

von L. Malle

Wir zeigen diese Filme parallel zu BLACK MOON, um einen größeren Überblick über L. Malle's Werk zu geben.



Marshallstr. 11 und an der Gloria-Kinokasse!



13. 5. 1976 20 Uhr

LAST GRAVE OF DIMBASA

(Dt. Fassung)

Die 3.-Welt-Initiative HD zeigt im Rahmen der von ihr veranstalteten Informationswoche diesen Film, der vom Rassismus und der Apartheid-Politik in Südafrika handelt. Im Film wird

satztitel. Er schildert am Beispiel des türkischen Arbeiters Husseyin den Alltag eines ausländischen Arbeiters in der BRD.

Anschl. Diskussion mit verschiedenen Ausländergruppen.

... übrigens, den CARLO SPONTI kriegt ihr an der Mensa, in Jörg's Buchladen,

Carlo Sponti Programm im Gloria-Kino, Sommer-Semester 1976 (© Manfred Metzner)

Frauen FilmTage



7.-10. Nov. 75 Heidelberg

Fraueninitiativen

1. Heidelberger Frauenfilmtage 1975 im Gloria-Kino © Manfred Metzner

Unser Logo waren die vier Marx-Brothers: Groucho, Harpo, Chico und Zeppo, den wir durch Karl Marx ersetzt hatten. Die erste Nummer hatte den Titel „Was wollt ihr hier? Euer Fleiß macht uns Sorge.“

Nach 1970 hatte sich an der Universität die Studenten-Bewegung in A- und B-Fraktion aufgeteilt: in undogmatische Gruppen (Spontis) und in die Dogmatiker von KBW, KPD, KPD/AO, DKP etc.

Im Dezember 1974 beschlossen wir, die Carlo-Sponti-Kulturbrigade zu gründen, um langfristig ein eigenes medienpolitisches Konzept und linke Gegenöffentlichkeit zu verwirklichen. Alexander Kluges und Oskar Negts Buch „Öffentlichkeit und Erfahrung“ war Pflichtlektüre. Ich nahm mit Herrn Fritsche Kontakt auf und überzeugte ihn, dass wir sein Kino füllen würden. Am 17. Januar 1975 zeigten wir „In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod“ um 14 Uhr, und die anschließende Diskussion mit Alexander Kluge fand dann um 15.30 Uhr im Hörsaal 10 statt. So begann die enge Zusammenarbeit mit Alexander Kluge.

Im April 1975 startete dann die Carlo Sponti Filmreihe im Gloria: Jeden Donnerstag um 20 Uhr „Ausgewählte Filme mit anschließender Diskussion“. Alle Vorstellungen waren ausverkauft. Zu jedem Film luden wir für die Diskussionen Filmemacher, Schauspieler, Produzenten ein. Außerdem beinhaltete das Konzept, dazu noch Betroffenen-gruppen einzuladen, z.B. zu Themen wie Berufsverbot, Strafvollzug, Stadtsanierung. Das Gloria war zum Mittelpunkt einer neuen Art von Kinoarbeit geworden. Unvergesslich der Abend mit Herbert Achternbusch: Nach der Vorstellung seines Films „Das Andechser Gefühl“ lautete die erste Frage aus dem Publikum „Warum machen Sie Filme?“. Herbert Achternbusch stand auf, sagte: „So a blöde Fragn hob i no nie ghört“ – und ging.

Am 26. Juni 1978 sollte der Film „H.A.H.W.M.B (Hand aufs Herz wir müssen Bauen). Eine Sanierungsrevue“ laufen, der von den Studenten der Film-und Fernsehakademie Berlin Michael Mehr, Rolf Silber und Rainer Winter gedreht worden war und sich mit den Hintergründen der Zundelschen Altstadtanierung beschäftigte. Der Besitzer des Kinos untersagte uns kurz vor Beginn die Vorführung mit der Begründung: „Das ist sicher ein linker Film, der sich gegen die Stadt Heidelberg und die Stadtverwaltung richtet. So einen Film zeige ich nicht im Gloria!“

Das war das Ende des Carlo Sponti Programms im Gloria-Kino. Wir zeigten den Film dann am 27. Juni bei Ilse Camping („Bürger für Heidelberg“) und in der Alten Krone (heute O'Reilly's Irish Pub).

Eine kleine Auswahl von Filmen, die im Carlo Sponti-Programm liefen:

- Gelegenheitsarbeit einer Sklavin (Alexander Kluge)
- Wir halten den Betrieb besetzt (Erwitte)
- Der Weg des Hans Monn (Andreas Kettelhack)
- Das Andechser Gefühl (Herbert Achternbusch)
- 1. Heidelberger Frauenfilmtage vom 7. bis 10. November 1975
- Viva Portugal (Christiane Gerhards, Malte Rauch, Samuel Schirmbeck, Serge July)
- Strafpark (Peter Watkins)
- Kalldorf gegen Mannesmann (DEMAG)
- Die Macht des Volkes (Poder Popular: Patricio Guzmáns)
- Last Grave at Dimbasa (Nana Mahamo)
- In der Fremde (Sohrab Shahid Sales)
- Herzflimmern (Louis Malle)
- Lacombe Lucien (Louis Malle)
- 2. Heidelberger Frauenfilmtage vom 11. bis 14. November 1976
- Der Gehülfe (Thomas Koerfer)
- Die Drehtür (Andreas Kettelhack)
- Hauptlehrer Hofer (Peter Lilienthal)
- Transaktionsanalyse (Eric Berne)
- Das unsterbliche Duell
- Morphinum, Mord und kesse Motten (Eddie Constantine)
- FUZZY Kampf ohne Gnade
- FUZZY gegen Tod und Teufel
- FUZZY der Teufelskerl
- FUZZY rechnet ab
- Zu kund und wisse (Bauern gegen das Kernkraftwerk Wyhl)
- Ich liebe dich, ich töte dich (Uwe Brandner)
- Rosa Winkel? – Das ist doch schon lange vorbei (Peter Recht)
- Die Sachverständigen (Norbert Kückelmann)
- Ein unheimlich starker Abgang (Michael Verhoeven)
- Der aufrechte Gang (Christian Ziewer)
- Vera Romeyke ist nicht tragbar (Max Willutzki)
- Therapiefilme (Fritz Perls)
- Die Atlantikschwimmer (Herbert Achternbusch)

Literatur

Jo-Hannes Bauer: „Gut Licht und volle Kassen!“ Heidelberger Kinos nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–80), in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 15 (2011), S. 145–158

Das Friedrich-Ebert-Haus in der Pfaffengasse als historischer Ort

Mittlerweile hat es sich zu einem weit über die Region hinaus bekannten Anziehungspunkt in dem an historischen Stätten gewiss nicht armen Heidelberg entwickelt: das Friedrich-Ebert-Haus rund um die Geburtswohnung des ersten Reichspräsidenten in der Pfaffengasse 18. Das Haus, ein Altstadtgeviert mit Innenhof, wird von der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte getragen, die am 19. Dezember 1986 durch Beschluss des Deutschen Bundestages, gegen die Stimmen der Grünen, errichtet wurde. Der bundesunmittelbaren Stiftung obliegt nach dem Gründungsgesetz die Aufgabe, „das Andenken an den ersten deutschen Reichspräsidenten Friedrich Ebert zu wahren und einen Beitrag zum Verständnis der deutschen Geschichte seiner Zeit zu leisten“. Die Initiative zu einer nationalen Gedenkstätte ging von der Stadt Heidelberg und der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn) aus, die 1983 eine – Anfang 1986 erweiterte – Projektgruppe ins Leben riefen. Das Vorhaben stieß bei der politischen Linken auf Kritik, gipfelnd in dem Verdikt eines GAL-Vertreterers, dass Ebert „für die Demokratie eine Flasche“ gewesen sei. Ungeachtet solcher verbaler Fehltritte öffnete das Friedrich-Ebert-Haus am 11. Februar 1989, dem 70. Jahrestag der Wahl Eberts zum Reichspräsidenten, mit der Ausstellung „Friedrich Ebert – Sein Leben, sein Werk, seine Zeit“ die Tore.



Innenhof des Friedrich-Ebert-Hauses in der Pfaffengasse 18 mit Aufgang zur Geburtswohnung des ersten Reichspräsidenten (Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte)

Die Geschichte der Gedenkstätte hatte bereits zwanzig Jahre zuvor begonnen, als am 7. Mai 1962 die von der Stadt Heidelberg und der Friedrich-Ebert-Stiftung getragene Erinnerungsstätte feierlich ihrer Bestimmung übergeben wurde. Sie erstreckte sich lediglich auf die kleine 45 qm umfassende Dreiraumwohnung im Zwischengeschoss der Pfaffengasse. Diese bildet auch heute noch als authentischer Ort der Geschichte das Herzstück des Hauses. Freilich lässt der jetzige Zustand nur ungefähr die beengte Wohnsituation erahnen, in die Friedrich Ebert am 4. Februar 1871 als siebtes von neun Kindern von Katharina und Karl Ebert hineingeboren wurde. Die Eltern waren Anfang der 1860er Jahre aus dem südöstlichen Odenwald nach Heidelberg gekommen. Sie wohnten in der aus Küche, Wohnraum und Schlafzimmer bestehenden Wohnung mit einer Deckenhöhe von knapp zwei Metern zur Miete beim Bäcker und Stadtrat Mathias Frisch, der im Hof seine Backstube betrieb und selbst im bürgerlich geschnittenen Vorderhaus zur Unteren Straße wohnte. Im Gegensatz dazu lebte die Großfamilie Ebert auf engem Raum. Zudem diente die kleine Wohnung über der Toreinfahrt als Werkstatt des Vaters, der 1885 immerhin vier Gehilfen beschäftigte. Wenn Karl Ebert unter seinen Berufskollegen auch zu den Besserverdienenden gehörte, so lag sein Einkommen weit unter dem anderer traditioneller Handwerksberufe. Seine Einkünfte waren jedoch viel höher als die der Tagelöhner in der Nachbarschaft.

Hier im Arme-Leute-Viertel der Altstadt durchlebte Friedrich Ebert – räumlich beengt, aber ohne große Not zu erfahren – Kindheit und Jugend, ehe er nach Volksschule und Sattlerlehre Anfang 1889 zur Wanderschaft aufbrach, die 1891 in Bremen endete. In den 14 Bremer Jahren vollzogen sich berufliche und persönliche Weichenstellungen; hier gründete er mit der Fabrikarbeiterin Louise Rump eine Familie und stieg vom einfachen Agitator der Sozialdemokratie zu einem regionalen Parteiführer auf, der 1905 in den zentralen SPD-Vorstand und 1913 zu einem der beiden Parteivorsitzenden gewählt wurde. Am Ende des Ersten Weltkrieges trat er in die staatspolitische Verantwortung, als er zunächst am 9. November 1918 (für einen Tag) das Amt des Reichskanzlers übernahm und dann führend im „Rat der Volksbeauftragten“ tätig war. Dieser sechsköpfigen Revolutionsregierung, paritätisch gebildet aus SPD und USPD, die sich 1917 von der SPD abgespalten hatte, gelang es, das nach dem vierjährigen Krieg drohende Chaos abzuwenden und den Weg in die Demokratie zu bahnen. Am 11. Februar 1919 wählte die in Weimar tagende Nationalversammlung Friedrich Ebert zum Reichspräsidenten. Als erstes demokratisches Staatsoberhaupt in der deutschen Geschichte verstand er sich als „Präsident aller Deutschen“, „nicht als Vormann einer einzigen Partei“ und nutzte sein Amt, die junge Republik zu stabilisieren – mitunter durch Maßnahmen, die in der eigenen Partei auf Kritik stießen. Immer handelte er dabei unter dem Aspekt, die parlamentarische Demokratie zu sichern – bis zu seinem frühen Tod, der ihn mitten aus dem Amt riss. Am 28. Februar 1925 starb Friedrich Ebert an einer zu spät ausgeführten Blinddarmoperation. Er war zermürbt durch mehr als 200 von ihm angestregte Beleidigungsprozesse, von rechtsradikalen Republikgegnern als Landesverräter und von der extremen Linken als Arbeiterverräter verleumdet. Auf eigenen Wunsch fand er seine letzte Ruhestätte auf dem Bergfriedhof seiner Geburtsstadt.



Reichspräsident Friedrich Ebert 1919 (Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte)

Diesen imponierenden Lebensweg vom Sattlergesellen aus Heidelberg an die Spitze der ersten deutschen Demokratie zeichnet die 2007 komplett neu gestaltete Dauer­ausstellung unter dem Titel „Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten – Friedrich Ebert (1871–1925)“ in zehn, entsprechend den baulichen Gegebenheiten unterschiedlich großen Räumen des Ebert-Hauses nach. Sie verknüpft den Weg vom Schneider­sohn bis in das höchste Staatsamt mit der Geschichte seiner Zeit, die von Umbrüchen und Verwerfungen gekennzeichnet ist: vom Kaiserreich über den Ersten Weltkrieg bis in die Anfangsjahre der von ihm mitbegründeten Weimarer Republik – einer Republik, die sich existentiellen Gefährdungen ausgesetzt sah. Die Vielschichtigkeit von Zeit und Biografie wird in einer technisch und pädagogisch modernen, grafisch großzügig aufbereiteten Weise präsentiert.

Neben der ständigen Ausstellung in der Pfaffengasse unterhält die Stiftung drei Wanderausstellungen: über Friedrich Ebert und seine Zeit, über die Weimarer Reichskanzler und über den Reichspräsidenten in der Karikatur. Mit einem vielschichtigen Veranstaltungsangebot im Friedrich-Ebert-Haus, mit weitgespannten politisch-historischen Bildungsaktivitäten auch außerhalb der Region sowie intensiver Forschungs- und Publikationstätigkeit trägt die Stiftung dazu bei, die Erinnerung an den großen Sozialdemokraten und Staatsmann wach zu halten. So hat sich das Friedrich-Ebert-Haus in der Pfaffengasse als lebendiger Lernort deutscher Demokratiegeschichte etabliert, in das bei freiem Eintritt jährlich mehr als 60 000 Besucher kommen. Das Haus

ist zugleich ein fester Bestandteil der bundesdeutschen Erinnerungskultur. Seit seiner Eröffnung glätteten sich die Wogen der Auseinandersetzung um den Namensgeber, der als Gründer und Garant der Weimarer Republik zu den Wegbereitern der modernen deutschen Demokratie zählt.

Literatur

Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012

Walter Mühlhausen (Hg.): Erinnern und Gedenken – 20 Jahre Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2009



„Versuch zu überleben“ ✓

Ein Treffen auf dem Synagogenplatz im April 1945

Als am Karfreitag, den 1. April 1945, die Amerikaner in Heidelberg einmarschierten, saßen zwei junge Frauen, Blanca und Maria, am Straßenrand und weinten. Ihnen war bewusst, dass sie Krieg und Verfolgung zwar überlebt hatten, aber ihr Zuhause und ihre Familien vernichtet waren. Sie wurden von einem Feldprediger der US-Armee angesprochen. Er hatte erkannt, dass die beiden Frauen die ersten jüdischen Überlebenden waren, die er in Deutschland antraf. Er forderte sie auf, ins amerikanische Hauptquartier im Heidelberger Rathaus zu kommen. Als die beiden Frauen ihn am nächsten Tag im Rathaus aufsuchen wollten, war er schon weitergezogen, hatte jedoch Kontakt zu einem Offizierskollegen hergestellt, der nun bei der Wohnungssuche behilflich war. Blanca hatte das letzte Kriegsjahr mit gefälschten Papieren als polnische Fremdarbeiterin Bronislava Panasiak in einer regimetreuen Heidelberger Familie, die von ihrer jüdischen Identität nichts wissen durfte, überlebt. Wie war Blanca in diese Familie gekommen und wo hatte sie vorher gelebt? 1913 wurde sie als Blanca Nebenzahl in Gorlice, Polen, geboren und ist mit drei jüngeren Brüdern aufgewachsen. Trotz antisemitischer Ausschreitungen an der Universität Krakau begann sie dort nach dem Abitur ein Jurastudium. Sie gab dieses jedoch auf, um den Unterhalt für sich und ihren späteren Mann Wolf Rosenkranz zu verdienen, der an der Universität Warschau auf sein medizinisches Staatsdiplom hinarbeitete. Bald nach der Heirat 1936 zog das Ehepaar in Wolfs Heimatstadt Kolomya in Ostpolen (heute Ukraine), wo er eine Arztpraxis eröff-



Der Synagogenplatz, 2013 (Foto: Ildiko Mumm)

nete. Nach dem Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR begann am 1. September 1939 der deutsche Einmarsch in Westpolen, während kurz danach Ostpolen von sowjetischen Truppen besetzt wurde. 1941 mussten die Sowjets den Deutschen dort weichen. Blancas Mann meldete sich zur sowjetischen Armee und ließ Blanca mit dem 1941 geborenen Sohn Zygmund und Blancas Bruder Romek zurück. Sie waren den deutschen Besatzern ausgeliefert, die die jüdische Bevölkerung in ein Getto zusammentrieben und fast alle Bewohner in mehreren Aktionen umbrachten. Vor dem Abtransport aller Kinder konnte Blanca ihren kleinen Sohn in die vermeintliche Sicherheit zu ihren Eltern nach Westpolen bringen lassen. Es sollte jedoch niemand von ihren zahlreichen Familienangehörigen überleben. Auch ihr Bruder Romek wurde abtransportiert und äußerte als letzten Wunsch, dass Blanca überleben und der Nachwelt berichten möge. Die Leiterin einer Fabrik außerhalb des Gettos, die Blanca vorübergehend beschäftigt hatte, besorgte ihr „arische“ Papiere. Ständig bedroht von Menschen, die sich am Vermögen von untergetauchten Juden bereichern wollten, gelang ihr mit ihrer Freundin Maria die Flucht über Lemberg nach Warschau. Da beide gut deutsch sprachen, fanden sie eine Anstellung in einem deutschen Haushalt. Dort erschien eines Tages ein geschäftlicher Besucher aus Heidelberg, der Blanca als tüchtige Haushaltshilfe in seine kinderreiche Familie nach Heidelberg holen wollte. So kam sie im Mai 1944 an den Neckar, wo sie bei karger Ernährung und Hunger hart arbeiten musste. In der Öffentlichkeit sollte sie das Abzeichen „OST“ tragen, was sie vermied. So konnte sie in den wenigen freien Stunden die Stadt und sogar die Universität von innen erkunden. Für ihre Freundin Maria, die den Warschauer Aufstand im August 1944 verletzt überlebt hatte und sich nach Heidelberg retten konnte, hatte sie eine Stelle in einem benachbarten Haushalt vermittelt.

Nach der Befreiung durch die Amerikaner verließen die beiden Frauen ihre Fron-Arbeitsstellen in den Familien und begaben sich auf Arbeitssuche. Einige Zeit später entdeckten sie bei einem Gang durch Heidelberg ein Plakat der amerikanischen Behörden, auf dem zu einem Treffen aller Juden, die überlebt hatten, aufgerufen wurde. Die Versammlung sollte in einem Haus bei der abgebrannten Synagoge stattfinden (vermutlich in der Großen Mantelgasse 3, wo bis 1940 der Synagogenverwalter Seligmann gelebt hatte). Zum angegebenen Termin machten sich Blanca und Maria auf und fragten Passanten nach dem Weg zur alten Synagoge. „In Heidelberg gibt es keine alte Synagoge“ bekamen sie zur Antwort. So schnell war das Wissen um die Synagoge vergessen oder verdrängt.

Die Synagoge war nach Plänen des Kirchenbauarchitekten Hermann Behaghel gebaut worden und hatte seit ihrer Einweihung 1878 bis zum Brand am 10. November 1938 und dem Abriss 1939 zum Bild der Altstadt gehört.

Ein kleiner Junge kannte schließlich den Ort als Kinderspielplatz und wies ihnen den Weg. Eine Gruppe meist junger Leute hatte sich dort versammelt, von denen sich nur wenige kannten. Sie stellten sich einander vor. Einige hatten mit falschen Papieren überlebt, andere waren in Arbeitslagern gewesen. Zwei Männer hatten nebeneinander gearbeitet, ohne von der jüdischen Identität des anderen zu wissen. Sie hatten in ständiger Angst gelebt, vom anderen entdeckt und verraten zu werden. Bei dem Treffen

konnten sie es nicht fassen, dass sie einander nie eine Bedrohung gewesen waren, und fielen sich in die Arme. Ein junger amerikanischer Rabbiner hatte die Versammlung organisiert und war tief berührt, dass er auf dem Synagogenplatz überlebende Juden antreffen und zusammenführen konnte.

Blanca und Maria fanden bald eine Anstellung bei der UNRRA, einer Hilfsorganisation der United Nations in Frankfurt a. M. Nach wenigen Wochen versuchte Blanca das Schicksal ihrer Angehörigen in Polen zu erkunden. Auf abenteuerlichen Wegen gelangte sie nach Kattowitz, wo sie ihren zurückgekehrten Mann Wolf traf, der ihr vorwarf, dass sie den Sohn Zygmund nicht gerettet hatte. Sie ließ sich scheiden und heiratete Ende 1945 in Salzburg Sam Rosenberg, einen befreundeten Arzt, dessen Familie im Getto Kolomya umgebracht worden war. Mit ihm und den 1946 geborenen Zwillingssöhnen wanderte sie 1949 in die USA aus, wo sie studierte und später als Psychotherapeutin und als Professorin für Sozialarbeit an der Columbia University in New York tätig war. Ihre Freundin Maria Rosenbloom ist ebenfalls nach New York ausgewandert.

Nach ihrer Emeritierung schrieb Blanca ihre Erinnerungen auf, die 1993 unter dem Titel „To Tell at Last – Survival under false Identity 1941–45“ erschienen sind. Die Übersetzung ins Deutsche wurde 1996 unter dem Titel „Versuch zu überleben, Polen 1941–1945“ im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag veröffentlicht.

1996 ist Blanca Rosenberg auf Einladung der Stadt nach Heidelberg gekommen und hat alle Orte aufgesucht, die ihr in Erinnerung geblieben waren, darunter auch den heutigen Synagogenplatz. Bei der Lesung aus ihrem gerade übersetzten Buch stieß sie auf ein aufmerksames Publikum.

Sie ist 1998 in New York gestorben, wo die Autorin dieses Artikels sie wenige Monate vorher noch besucht hatte.

Aula der Neuen Universität, 3. Mai 1943: Kein Klavier-Abend mit Karlobert Kreiten ✓

„Das Publikum, das an diesem Tage dem Großen Universitätssaal zuströmte – das Konzert war seit Tagen ausverkauft –, sah an der Eingangstür einen Zettel angeheftet mit der Aufschrift: ‚Kreiten-Konzert fällt aus‘“ (Kreiten, in Lambart, S. 76). Was war geschehen?

Karlobert Kreiten (geb. 1916), Sohn der Sängerin Emmy Kreiten-Barido und des Musikpädagogen Theo Kreiten, blickte 1943 auf eine beachtliche Karriere zurück, auch im NS-Staat. Mit elf Jahren debütierte er in der Tonhalle Düsseldorf, wenig später war das Konzert im Rundfunk zu hören. 1933 gewann er den Wiener Klavierwettbewerb und den Berliner Mendelssohn-Staatspreis. 1937 beendete er seine künstlerische Ausbildung. Meisterkurse führten in die USA. Wilhelm Furtwängler vermittelte Auftritte mit den Berliner Philharmonikern. Aber auch Dirigenten wie Hermann Abendroth und Hans Weisbach, ständiger Gastdirigent des Nationalsozialistischen Reichs-Symphonieorchesters, setzten sich für den jungen Pianisten ein. Die Familie – die Mutter hatte französische und spanische Wurzeln, Vater und Sohn waren niederländische Staatsbürger – verhielt sich dem Regime gegenüber reserviert. Doch gab es einflussreiche Bekannte, so Hugo Balzer, Generalmusikdirektor in Düsseldorf und Funktionär der NS-Kulturgemeinde. Familienintern machte man Witze, und nach außen hin hielt man sich an die Spielregeln.

Klavier-Abend

Karlobert

Montag, den 3. Mai 1943, 19 Uhr
in der Aula der Neuen Universität

KREITEN

Bach-Busoni: Präludium und Fuge D-Dur
Mozart: Sonate C-Dur
Beethoven: Sonate f-moll op. 57 (Appassionata)
Chopin: Sechs Etüden
Liszt: Spanische Rhapsodie

C. Bechstein-Konzertflügel aus dem Lager von E. Pfeiffer, Hauptstraße 86

Karten zu RM. 4,-, 3,-, 2.50, 2,-, 1.50 in der Städtischen Konzertsentrale, Zollstraße 7 (Fernsprecher 3548), bei Karl Hochstein, Hauptstraße 86, Eugen Pfeiffer, Hauptstraße 85-87, Moenheimer Musik-Haus, Brückenstraße 51, sowie an der Abendkasse

Kreitens Repertoire umfasste neben den Klassikern auch Zeitgenössisches, darunter sowohl Pfitzner wie Strauss als auch Strawinsky und Prokofjew. In Heidelberg brachte Kreiten am 27. Januar 1943 unter der Leitung des GMD Bernhard Conz ein Klavierkonzert von Karl Schäfer, Direktor des städtischen Konservatoriums, Gaupropagandaleiter der NSDAP und HJ-Funktionär in Osnabrück, in Anwesenheit des Komponisten zur Uraufführung. „Kreiten ist [...] heute schon einer der größten Pianisten und von der Nachwuchsgeneration unstreitig der beste. [...] Es wird, von Gieseking abgesehen, wenig deutsche Pianisten geben, die in solchem Ausmaß alle Bedingungen zur Interpretation moderner Werke mitbringen“ (Heidelberger Neueste Nachrichten, 27. Januar 1943). Sein letzter Lehrer Claudio Arrau bezeichnete Kreiten im Rückblick als das wahrscheinlich „größte Talent [...] dieses Jahrhunderts“ (Lück, S. 250).

Wie konnte der gefeierte „junge Wundermann am Flügel“ (Berliner Illustrierte Nachtausgabe 1943) in das Netz der Freislerschen Terrorjustiz geraten? Wenn nicht durch unbedingten Widerstand, so doch durch unbedachte Aufrichtigkeit.

Im Mai 1943 sollte eine Konzertreise des Pianisten mit einem Klavierabend in Heidelberg starten. Davor war noch ein Abstecher nach Florenz geplant. Kreiten wohnte inzwischen in Berlin, wo er im Musikzimmer einer Bekannten seiner Mutter üben konnte. In Gesprächen kam die Rede auch auf Hitler und den Krieg. Kreiten – ein verschiedentlich erwähntes Hitlerporträt an der Wand hätte Warnung sein können – äußerte die Meinung, „dass der Krieg praktisch schon verloren sei und zum vollständigen Untergang Deutschlands und seiner Kultur führen würde“ (Kreiten, in Lambart 1988, S. 80). Die Bekannte, Ellen Ott-Monecke (sie starb 1944 bei einem Luftangriff), gab das Gehörte an zwei Nachbarinnen weiter: die Sängerin Tiny von Passavant, geb. Debüser (gest. 1957) und Annemarie Windmüller. Die beiden Funktionärinnen der NS-Frauenschaft erstatteten Anzeige bei der Reichsmusikkammer. Es passierte nichts. Erst eine erneute Denunziation beim Propagandaministerium und bei der Gestapo zeigte Wirkung. Die Presse ignorierte Kreitens letzten Klavierabend in Berlin. Das Visum für das bereits breit beworbene Konzert in Florenz wurde verweigert. Über einen Abstecher ins Siebengebirge fuhr der Pianist direkt nach Heidelberg, um von dort aus seine Tournee zu starten. Der ausverkaufte Heidelberger Klavierabend blieb angekündigt. Erst knapp eine Stunde vor dem Konzert erfolgte im Künstlerzimmer der Aula der Neuen Universität Kreitens Verhaftung durch die Gestapo. Die Konzertlackschuhe erhielt die Familie später zurück, zugebunden „mit je einem Schürzenbändel“ (Brief einer Cousine Kreitens an Lambart, S. 78; abweichend erinnerte sich der Vater an eine Verhaftung „morgens um 8.00 Uhr im Hotel“, ebd., S. 76). Zwei Wochen lang verbrachte Kreiten in Heidelberger Gestapohaft. In Berlin fand dann eine Gegenüberstellung mit der Denunziantin statt. Der Volksgerichtshof unter Vorsitz Robert Freislers verurteilte den Künstler wegen „Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung“ zum Tod durch den Strang. Ein Gnadengesuch scheiterte. Am 7. September 1943 wurde Karl-roboter Kreiten mit 185 Mithäftlingen, die zusammen noch eine furchtbare Bombennacht überlebt hatten, in der Strafanstalt Berlin-Plötzensee gehängt. Er war 27 Jahre alt. Die Kosten für die Hinrichtung, 639,20 Reichsmark, hatte die Familie binnen acht Tagen zu bezahlen.

Das Nachspiel zum Fall Kreiten ist ein legendäres Stück bundesrepublikanischer Nachkriegsgeschichte: „Wie unnachsichtig jedoch mit einem Künstler verfahren wird, der statt Glauben Zweifel, statt Zuversicht Verleumdung und statt Haltung Verzweiflung stiftet, ging aus einer Meldung der letzten Tage hervor, die von der strengen Bestrafung eines ehrvergessenen Künstlers berichtete. Es dürfte heute niemand Verständnis dafür haben, wenn einem Künstler, der fehlte, eher verziehen würde als dem letzten gestrauchelten Volksgenossen“ (Höfer 1943). Seine vollständig vom Geist der NS-Ideologie vernebelten Zeilen – Werner Höfer war seit März 1933 NSDAP-Mitglied – verhinderten nicht eine beispielhafte Journalistenkarriere im Nachkriegsdeutschland. Bereits 1962 wurde Höfers Propagandakommentar publik (freilich in der Neuen Bild Zeitung, Berlin Ost, 6. Jg, Nr. 14), auch in den 1970er-Jahren wurde sie immer wieder mal diskutiert. Drei Tage vor Weihnachten 1987, nach Harald Wiesers Spiegel-Beitrag „Tod eines Pianisten“ vom 14. Dezember, musste der Journalist – zwischenzeitlich noch mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet – beim WDR seinen Abschied nehmen (die Dokumentation zum Fall Höfer in Lambart 1988 umfasst 160 Seiten). Nicht zuletzt Höfers Fall rückte Kreitens Schicksal zurück in die bundesrepublikanische Öffentlichkeit. Rudolf Christian Baisch schuf eine Gipsbüste (Stadtmuseum Düsseldorf), die Kölner Musikhochschule stiftete 1964 einen Klavierpreis, Martha Argerich spielte im Rahmen der Berliner Festwochen 1983 zu seinem Gedenken, Heinrich Riemenschneider schrieb 1984 das Schauspiel „Der Fall Karlobert K“. Eine Schallplatte sicherte einige der wenigen erhaltenen Tondokumente (Thorofon alternum ATH 259). Hartmut Lange verewigte den Pianisten 1986 in der Novelle „Das Konzert“ und 1987 im Theaterstück „Requiem für Karlobert Kreiten“ (beide Theaterstücke finden sich abgedruckt in Lambart 1988). Straßen in Bonn, Düsseldorf und Köln sind nach dem Pianisten benannt. 2003 komponierte der Niederländer Rudi Martinus van Dijk „Kreiten's Passion“, und 2008 erlebten die Beethovenfesttage in Bonn ein von Hans Christian Schmidt-Banse erstelltes „Concerto Recitativo“ mit dem Titel „An diesem unglückseligen 3. Mai des Jahres 1943“.

Literatur

- Werner Höfer: Künstler – Beispiel und Vorbild. Legende und Wirklichkeit, Rechte und Pflichten, in 12-Uhr-Blatt, 20. September 1943
- Theo Kreiten: „Wen die Götter lieben ...“, Düsseldorf 1947, Berlin 1983, Neudruck in Lambart 1988, S. 15–102
- Friedrich Lambart (Hg.): Tod eines Pianisten. Karlobert Kreiten und der Fall Werner Höfer (Stätten der Geschichte Berlins 28), Berlin 1988
- Hartmut Lück: Ein Exempel wird statuiert – der Fall Karlobert Kreiten, in Musik und Musikpolitik im faschistischen Deutschland, hg. v. Hanns-Werner Heister und Hans-Günter Klein, Frankfurt/Main 1984, S. 243–251
- Helga Schubert: Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im „Dritten Reich“, Berlin 1990

Der Universitätsplatz ✓

Am Ort selbst sind es zwei Gedenktafeln, die Hinweise zur Geschichte dieses Platzes liefern. Die eine – 1983 im Boden verankert – erinnert an Martin Luther und „seinen Aufenthalt im Kloster der Augustiner und an seine Heidelberger Disputation am 26. April 1518“. Auf der anderen – eingeweiht im Jahr 2011 – findet sich das Lessing-Zitat „Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen“. Gedacht wird damit an die auf dem Universitätsplatz durch den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund im Mai 1933 organisierte und ausgeführte Bücherverbrennung.

Die Luther-Tafel verweist auf die Vorgeschichte des Platzes. Denn erst die Zerstörung des Augustinerklosters 1693 im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekriegs schuf die Fläche, auf der ein Teil des heutigen Universitätsplatzes entstand. Nach dem Abtragen der Ruine – das Kloster befand sich am Ostrand des einstigen Stadtgrabens, der heutigen Grabengasse – wurde Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen, in diesem Bereich einen repräsentativen Platz zu schaffen. Nach dem Vorbild italienischer Städte besteht die Gesamtanlage aus einer kleineren und einer größeren Einheit – aus der Vogelperspektive ergibt sich eine L-Form. Wiederaufgegriffen wird diese Anordnung im winkelförmigen Grundriss des 1712 begonnenen Baus der heutigen Alten Universität an Stelle des Casimirianums, das sich ebenfalls direkt am Graben, in der Verlängerung des Augustinerklosters Richtung Neckar befand. Dass es sich bei diesem von Johann Adam Breunig entworfenen Universitätsgebäude mit dem ursprünglichen Namen Domus



Installation auf dem Universitätsplatz zum Jubiläum der Ruperto Carola, 2009
(Foto: Oliver Fink)

Wilhelmina (nach Kurfürst Johann Wilhelm) um das – zumindest in der Anfangszeit – zentrale und im Rahmen der weiteren Bebauung dominierende Gebäude an diesem Platz handelt, zeigt sich nicht zuletzt in der ungewöhnlichen Fassadengestaltung: Die Seite mit den zwei Zugängen wird, analog zur Gruppierung der beiden Teile des Platzes im rechten Winkel, als Schauffassade um die Ecke weitergeführt.

Die ursprüngliche Bezeichnung des heutigen Universitätsplatzes als Paradeplatz deutet darauf hin, dass diese städtebauliche Maßnahme zunächst auch zur Schaffung eines neuen kurfürstlichen Zentrums in der Altstadt dienen sollte. Doch war bereits die Verlegung der Residenz von Heidelberg nach Mannheim im Jahr 1720 ein erster Rückschlag solcher Bestrebungen. So gehört zu den aus diesem Grund nicht verwirklichten Projekten ein prachtvoller Bau im Barockstil für die kurpfälzische Behörde (Dikasterialgebäude), der zudem als Abschluss des Südrandes des Platzes sowie als architektonisches Pendant zur Domus Wilhelmina gedacht war. Damit blieb der Platz in dieser Richtung etwas mehr als hundert Jahre lang mehr oder weniger unabgeschlossen. Das änderte sich erst mit dem 1828 im klassizistischen Stil errichteten „Musäum“ der bürgerlichen „Musäumsgesellschaft“ für „Lektüre, Konservation und Spiel“. Dort fanden in der Folgezeit zahlreiche kulturelle Veranstaltungen statt – so etwa der einzige öffentliche Klavierabend des romantischen Komponisten, Pianisten und zwischenzeitlichen Heidelberger Studenten Robert Schumann, eine Veranstaltung mit dem Troja-Forscher Heinrich Schliemann oder auch literarische Lesungen mit Hermann Hesse und Thomas Mann in den 1920er Jahren.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts war das Musäum ins Visier der Universität geraten. Dabei ging es ursprünglich um die Suche nach einem geeigneten Standort für die Universitätsbibliothek, die dann aber nicht an diesem Ort, sondern – nicht weit entfernt – in der Plöck 107-109 gebaut wurde. In den Besitz der Universität kam das Musäum aber dennoch, und zwar im Jahr 1901. Schon beim Bezug des „Neuen Akademischen Kollegienhauses“ war man sich allerdings bewusst, dass der Raumbedarf, insbesondere nach einem zentralen Hörsaalgebäude in der Altstadt, damit nicht befriedigt werden konnte. Das führte schließlich zum Abriss dieses Gebäudes und zum Bau der heutigen Neuen Universität, der Anfang der 1930er Jahre dank der Initiative des US-Amerikaners und Alumnus der Ruperto Carola, Jacob Gould Schurman, mit Unterstützung amerikanischer Spender finanziell ermöglicht werden konnte. Die berühmte Formel „Dem lebendigen Geist“ über dem Eingangsportale dieses von Karl Gruber entworfenen Gebäudes stammte von dem Heidelberger Germanisten Friedrich Gundolf.

Die nächsten anderthalb Jahrzehnte standen dann vor allem unter dem Zeichen der nationalsozialistischen Diktatur. Dazu gehört – neben der bis 1945 wirksamen Änderung der Eingangportal-Formel zu „Dem deutschen Geist“ – nicht zuletzt die eingangs erwähnte Bücherverbrennung vor diesem Gebäude. 1937 wurde auch der Name des Platzes geändert: Nun hieß er Langemarckplatz nach einer Schlacht im Ersten Weltkrieg. Erst 1929 war dieser Ort erstmals mit seinem heutigen Namen Universitätsplatz versehen worden, nachdem im 19. Jahrhundert der Ludwigsplatz (nach dem badischen Großherzog) den vormaligen Paradeplatz abgelöst hatte. Nach Ende der NS-Herrschaft hieß er wieder Universitätsplatz.



Blick auf die Alte Universität. 1912 wurden die Fundamente des ehemaligen Augustinerklosters anlässlich einer Neugestaltung des Platzes freigelegt. Links im Vordergrund das nicht mehr existierende Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. (Foto: Universitätsarchiv Heidelberg)

An dem grundsätzlichen Charakter des Platzes hat sich seit dem 18. Jahrhundert nicht viel geändert. Der größte Einschnitt in dieser Hinsicht war sicherlich das Schließen der anfänglichen Lücke am Südrand des Platzes – zunächst durch das Musäum und anschließend durch den ungefähr an gleicher Stelle errichteten und zugleich in Richtung Berg erweiterten Gebäudekomplex der Neuen Universität. Mit kritischer Diskussion begleitet wurde Ende 1970er Jahre noch die neue, umstrittene Randbebauung entlang der Grabengasse auf westlicher Seite durch das architektonisch modern anmutende Triplexgebäude mit Mensa, studentischer Cafeteria und Institutsräumen.

Was im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls nur kleinen Modifikationen unterlag, ist schließlich die künstlerische Ausschmückung des Platzes. Den Brunnen vor dem Hauptportal der Alten Universität mit der kurfürstliche Macht und Stärke repräsentierenden Löwenfigur gab es bereits im 18. Jahrhundert, wenn auch zunächst an einem etwas nördlicher gelegenen Standort. Lediglich Episode war Anfang des 20. Jahrhunderts das Aufstellen eines Reiterstandbilds Kaiser Wilhelms I. vor dem Kollegiengebäude – 1918 wurde es bereits wieder entfernt. Nicht verwirklicht wurde in den 1980er Jahren das Projekt einer Neugestaltung des Universitätsplatzes durch den israelischen Künstler Dani Karavan. Von vornherein nur für einen vorübergehenden Zeitraum gedacht war im Jahr 2009 eine sogenannte typographische Installation zur Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 625jährigen Bestehen der Universität Heidelberg und des

in diesem Rahmen angestoßenen Spendenprojekts zur Sanierung und Modernisierung des Gebäudeensembles Neue Universität: Auf dem Platz aufgestellt wurden 18 überdimensional große und in roter Farbe lackierte Metallbuchstaben – die sieben Vokale und elf Konsonanten ergaben den Schriftzug „Dem lebendigen Geist“. Diese Aktion steht stellvertretend für die immense Bedeutung, die dieser Platz heutzutage für die Ruperto Carola besitzt – neben der erwähnten Mensa und dem zentralen Hörsaalgebäude befinden sich hier unter anderem das Rektorat und das Universitätsmuseum (im Gebäude Alte Universität) sowie mehrere Institute. Seinen Namen trägt er somit vollkommen zu Recht.

Literatur

Jörg Gamer, Jürgen Julier und Anneliese Seeliger-Zeiss: Der Heidelberger Universitätsplatz, in: Heidelberger Fremdenblatt 4 (1970), S. 13–19

Annette Krämer: Der Universitätsplatz, Alte und Neue Universität, in: Beruf: Photograph in Heidelberg. Ernst Gottmann sen. & jun. 1895–1955. Hg. v. Kai Budde und Hans Gercke, Frankfurt am Main 1980, S. 115–123



Der Chor der Peterskirche ✓

Drei Stufen führen zum Chor, gleich rechts gelangt man über weitere Stufen zur schmalen Tür der Sakristei. Die Bauhistorikerin spricht von einem zweijochigen Chor mit einem 5/8-Abschluss. Dieser Teil der Peterskirche steht bis zum Kranzgesims am Außenbau in den Umfassungsmauern des kurz vor 1496 vollendeten spätgotischen Neubau. Der Terrazzo-Boden des 19. Jahrhunderts weist ein schwarz-weißes Muster auf. Die Wände sind seit der Innenrenovierung des Jahres 2005 in einem hellen Muschelkalkton gestrichen, die architektonischen Gliederungen in lichter Terrafarbe gefasst. Durch sieben Fenster fällt Tageslicht herein.

Der Raumeindruck wird maßgeblich durch unterschiedlich große Grabmonumente und Epitaphien des 16. bis 18. Jahrhunderts bestimmt, die in dichter Abfolge aneinander gereiht sind. Bis in das Zeitalter des Barock hinein war der Chor der Peterskirche ein bevorzugter Bestattungsort für die am Ort tonangebenden Schichten. Wo die Position des mittelalterlichen Hochaltars anzunehmen ist, befindet sich ein besonders präch-



Chor der Peterskirche (Foto: Georg Machauer)

tiges Monument, das 1748 (also erst nach der Verlegung der Residenz nach Mannheim) für drei Frauen des kurfürstlichen Hauses errichtet wurde. Weitere Monumente sind Angehörigen des Hofes und Gelehrten der Heidelberger Universität gewidmet.

Die drei östlichen Fenster – jeweils dreiteilig mit wohl erneuertem Maßwerk – sind zum großen Teil figürlich bemalt. Der Künstler war der Heidelberger Glasmaler Herrmann Beiler senior. Die Glasmalerei entstand im Zuge einer tiefgreifenden Umgestaltung des Innenraumes in den Jahren 1867 bis 1870.

Auf dem Fenster in der Mitte sind im mittleren und oberen Register drei neutestamentliche Figuren dargestellt, die in einen der Gotik nachempfundenen Architekturaufriß gestellt sind. Im Zentrum erblicken wir, leicht erhöht und uns frontal zugewandt, Christus, seine Rechte segnend über den Abendmahlskelch in der Linken erhebend. Das unterstreichen die zur illusionierten Rahmenarchitektur gehörenden Weinranken und -blätter, die in dieser Form als Wiedergabe bloßer Bauornamentik keinen Sinn machen.

Links daneben steht, Christus seitlich zugewandt, die Figur eines stehenden bärtigen Heiligen, den wir aus typologischen Gründen als Petrus ansprechen dürfen, auch wenn nichts im Bild auf dessen Patronat hindeutet. Der Heilige auf der anderen Seite von Christus ist durch seine jugendliche Bartlosigkeit und blonde Haarpracht als Jesu „Lieblingsjünger“ Johannes gekennzeichnet. Die Gegenüberstellung von Petrus und Johannes hat eine lange kunstgeschichtliche Tradition.

Auf den beiden Fenstern seitlich der Mittelachse fehlt jede religiöse Darstellung. Die Thematik wechselt ins Kirchengeschichtliche. Dabei wird nichts Erzählendes geboten. Kreuzweise sind jeweils vier Bildnisse von Persönlichkeiten der protestantischen Kirchengeschichte zusammengestellt, die sich auf den Brustausschnitt beschränken.

Links erscheint das Bildnis König Gustavs II. Adolf von Schweden (1594–1632), im kollektiven historischen Gedächtnis der protestantische Kirchenfürst schlechthin, über dem des Kurfürsten Ottheinrich (1502–1559), der die Reformation in Heidelberg nicht einführte, aber durchsetzte. Dem Theologen Philipp Jakob Spener (1635–1705), einem bekannten lutherischen Theologen und Vertreter des Pietismus, ist (ausgerechnet) Friedrich Schleiermacher (1768–1834), der liberalprotestantische „Modetheologe“ des 19. Jahrhunderts, zugesellt. Darunter ist die „Universit: Heidelbergensis“ inschriftlich als Stifterin bezeichnet.

Die Bildnisse auf dem Fenster rechts von der Mittelachse sind kaum mehr als eine allgemeine Referenz an bekannte Vertreter der beiden großen Konfessionen, welche die badische Kirchenunion von 1821 kirchenpolitisch vereinigt: Martin Luther (1483–1546) über Ulrich Zwingli (1484–1531), Philipp Melancthon (1497–1560) mit der *Confessio Augustana*, neben Johannes Calvin (1509–1564). Eine Inschrift darunter lautet: „Zum Gedächtnis / Dr. A. Pagenstecher † 1869“, sie erscheint über dem Familienwappen der Pagenstecher. Damit kann wohl nur der bekannte Burschenschaftler Heinrich Carl Alexander Pagenstecher gemeint sein, der am 20. März 1869 verstorben ist. Als Stifter des Fensters kommt sein Sohn Alexander (1825–1889) in Betracht, der in Heidelberg 1866 auf den Lehrstuhl für Zoologie und Paläontologie berufen worden ist.

Sehr treffend bemerkt Anneliese Seeliger-Zeiss in dem von ihr verfassten Kirchenführer, dass mit dem mittleren neogotischen Fenster gewissermaßen das von den Bilderstürmern aus dem Kirchenraum verbannte Altarretabel zurückgekehrt ist. Man könnte nahezu von einer Resakralisierung sprechen, nachdem der Chor im 18. und bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht mehr für die Gottesdienste der Peterskirche benutzt worden ist. Eine nachträglich eingebaute und heute nicht mehr existierende Seitenempore hat ihn vorübergehend optisch vom Langhaus abgetrennt. Gegenwärtig ist der Chor wieder liturgisches Zentrum der Peterskirche. Seine Prinzipalstücke sind Werke des Leonberger Künstlers Matthias Eder.

Wir befinden uns im Chor der Peterskirche heute in einem liturgisch wohl geordneten Raum, dem die umlaufende Stuhldreieihe aus dunklem Holz eine noble Fassung verleiht. Dennoch sind in der historisch gewachsenen Raumausstattung neben den liturgischen auch andere Akzente auszumachen. In den Grabmonumenten und Epitaphien mit ihren Inschriften versammeln sich Verstorbene in einem imaginären Kreis, einige von ihnen treten uns gleichsam leiblich in lebensgroßen Standbildern entgegen. Ist schon damit der Aspekt der (weltlichen wie geistlichen) Memoria betont, so erhält der Chorraum – auf einer anderen funktionalen und ästhetischen Ebene – durch die gemalten Bildnisse auf den Fenstern vollends den Charakter eines konfessionellen Erinnerungsortes.

Der alte jüdische Friedhof vor dem Klingentor ✓

Es ist der stillste Ort, unscheinbar, übersehbar, wie damals, 1701, als in dem oft kalten und schattigen Tal hinter dem Klingentor den Heidelberger Juden ein aufgelassenes Grundstück als Friedhof überlassen wurde. Ein Platz, der wie die kurfürstliche Regierung befand, „von der Stadt aus wenig und von der Kaserne aus gar nicht gesehen werden kann, an keiner Straße gelegen und sonst niemand hinderlich oder verdrießlich ist.“ (Löwenstein, 1895, S. 135)

1988 habe ich – aus Anlass einer Stadtführung zum Gedenken an die Pogromnacht 1938 – diesen alten jüdischen Friedhof am Klingenteich erstmals wahrgenommen. Der Frankfurter Kantor und Lehrer Benno Szklanowski führte uns leise und kundig zu den damals schon beträchtlich verwitterten Gräbern, deren hebräische Inschriften er übersetzt, zum Teil rekonstruiert und nach ihren biblischen Quellen dokumentiert hatte. Viele Führungen im Rahmen des Geschichtsvereins folgten, zu jeder Jahreszeit, für immer staunende Besucher, die das hinter einer Mauer versteckte, auch vom Graimbergweg herab nur schwer erkennbare Gelände nie zuvor betreten hatten.

Anfang der achtziger Jahre war das Gelände auf Anregung der jüdischen Hochschule gärtnerisch saniert worden. Ein Angestellter des Friedhofsamtes schenkte uns ein Foto, das den Zustand davor zeigte: Wildes Gestrüpp, umgestürzte Grabsteine, eine merkwürdige Hütte. Ein Luftschutzbunker sei während des Kriegs in das Gelände gegraben worden, Kinder hätten mit Knochen gespielt, die Mauern, vor allem die Stützmauern nach Osten waren mehrfach eingestürzt und hatten Grabstelen zerstört. Ein mit den Emblemen von Taube und Sichel versehenes, immer verschlossenes



Der alte jüdische Friedhof, Sommer 2012 (Foto: Willi Morlock)

Tor schützt den kleinen Friedhof, wuchtige Bäume beschatten ihn, die Nässe nagt an den weichen Buntsandsteinen, sprengt die Beschriftungen ab, diese sprachlich wichtigen und zugleich fein ziselierten Zitat-Collagen, die zugleich Ornament und Gebet und Nachruf sind: „... ich erhebe ein Totenlied und Klage auf den Bergen und auf den Feldern des Hermons und eine Stimme werde ich klingen lassen wie eine Glocke, es schwand dahin der Fromme von der Erde, ein Gerechter und Verteidiger des Streites des Volkes mit ehrlichen Gesetzen in Dotan und Heiman, vom Gebirge des Ostens werde ich die Stimme erheben über Benjamin, den Liebling Gottes, der in seiner Wärme und Geschmack ist wie eine Dattelpflaume ...“ Die kombinierte Poesie von Jeremia, Micha, Numeri und Exodus ist Inschrift auf dem ältesten noch vorhandenen Stein für den im Juni 1772 verstorbenen gelehrten Rabbi Benjamin Elchanan (Stein Nr. 150). Wo sind die Steine aus den vorangegangenen siebenzig Jahren? Bei der Sanierung wurde der untere Teil mit Erde aufgefüllt, um das steile Gelände zu stabilisieren. Vielleicht liegen zahlreiche Gräber darunter „begraben“.

Die im Bogenfeld rundlaufende Inschrift, fortgesetzt auf der langen, schlicht umrahmten Tafel, ohne weiteren Schmuck, ist in allen Facetten prototypisch für diese bescheidene Grabsteinkultur einer nicht sehr wohlhabenden jüdischen Stadtbevölkerung im ausgehenden 18. Jahrhundert. Gelegentlich finden wir dezente Schmuckelemente, Pinienzapfen, Fruchtgehänge, kleine Pyramiden und die symbolträchtigen Krüge, Kannen und Schüsseln, die den Toten in ein Abstammungsverhältnis zu den Leviten setzt; die erhobenen Hände, die eine acherontische, priesterliche Abstammung anzeigt. Der Text selbst ist religiöse Biographie, bezeichnet Funktionen in der Gemeinde und für sie: Vorsteher, Steuereintreiber, Musikmann, verbunden mit anspielungsreichen und gelehrten Lobreden auf das religiöse Wirken der Verstorbenen, Todestag, Alter, Familienstand und rituellen Formeln. TNZBH – möge seine Seele eingebunden sein im Bündel des (ewigen) Lebens. Manchmal ist es auch ein Ausflug in schlichte Prosa: Hier ruht ein aufrechter und vertrauenswürdiger Mann, alle seine Lebensstage wandelte er schlichten Weges, er begab sich frühmorgens und abends in die Synagoge, Tag ein, Tag aus. (Stein Nr. 38 H. Feist Carlebach). Noch stärker bei Tetzche, der Tochter des Moses Carlebach, „die hübsche Jungfrau, unsere Tochter, gleich den Ecksäulen im Grabe, wohlgeformt, prachtvoll gebaut“, doch ist auch diese dezente Erotik exegetisch eingebunden (Psalm 144, 12 und Hohes Lied 4,4).

Ein Grabstein im unteren Segment des Friedhofs sticht heraus, auch wenn man ihn mittlerweile mühsam suchen muss. In der Form eine schmucklos-konventionelle Gesetzestafel, in der Beschriftung ein Bruch: deutsch, knapp, kein Schriftzitat, bürgerlicher Kalender. „Hier ruht Salomon Riechheimer Sohn des Stiftungsrabbiners Löw Riechheimer dahier, fromm und aufrichtig war sein Wandel er starb am 29ten Mai 1821“ (Stein Nr. 56). Eine Epochenwende wird sichtbar: Reformbewegungen im Judentum, die auch die kleine Gemeinde in der Universitätsstadt Heidelberg erfasst. Ein Jahrzehnte dauernder Konflikt, der die Gemeinden zu zerreißen droht: eine Orgel in der Synagoge, Gebete in deutscher Sprache, Lehrbücher für Kinder, Hinwendung zur bürgerlichen Gesellschaft, den Wissenschaften, der Aufklärung. Salomon Riechheimers Radikalität bleibt zunächst solitär. Kompromisse beherrschen die Grabsteingestaltung. Dank der Hanglage ist die Schauseite der Steine nach Westen gerichtet,

statt nach Osten, wie es sein sollte. Also bleibt die Schauseite hebräisch und traditionell, einschließlich der Sterbedaten nach dem jüdischen Kalender. In manchen Fällen auch kombinierte Einträge, hebräisch-deutsch. Mehr und mehr, vor allem nach dem ersten Anstieg im Gelände, das zu den Toten der dreißiger und vierziger Jahre führt, drängen die deutschen Inschriften und lateinischen Buchstaben auf die Schauseite, treten ornamentale und bildliche Variationen (bis zum reliefplastisch gemeißelten Kopf bei Johanna Kohn, Stein Nr. 92) in den Vordergrund, dazu abgebrochene Rundsäulen mit dekorativem Lorbeer (Stein Nr. 96). Ein Höhepunkt ist die aufwändig beschriftete Doppeltafel der Geschwister Mordechai Marx und Frumet Stern, 1845 im Abstand eines Monats verstorben, vorderseitig hebräisch, rückseitig deutsch, mit verbindender Balkenbeschriftung unter den beiden Rundbögen: „... die lieb und hold im Leben auch im Tode nicht getrennt.“ (Stein 81a)

In den oberen Feldern dominiert das bürgerliche, assimilierte Judentum des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit konservativer Rückbindung an die Traditionen. „Hier ruht Mina Loeffler, geb. Reckendorf. Eingegangen ins bessere Leben im 82. Lebensjahr. Der Menschheit dienen war ihre Freude“ (Stein Nr. 124). Ganz im Dickicht versteckt die Klage des Mannes und Vaters: „Hier ruhen die sterblichen Überreste meiner geliebten Gattin, ihr folgte den 27. Juli unser 18 Tage altes Töchterchen (Stein 148). Wenige Schritte entfernt der opulente Grabstein des 45 Jahre amtierenden Rabbiners Salomon Fürst (mit Krone) und der eine Rundsäule umlaufende Klagegesang auf die 1874 verstorbene Aide Hessen aus Odessa „... eine Frau, jung an Jahren, Mutter dreier Kinder, sie stieg ins Grab im Alter von 25 Jahren, Tochter eines ratlosen Vaters und einer weinenden Mutter, alle zusammen samt ihrem Gatten verließ sie plötzlich und erkrankte. Tränen wie ein Meer zerbrechen jedes Herz und ausschauendes Auge. Sie zog hinaus von ihrem Geburtsort Odessa und ihrem Vaterhaus Ronas nach Heidelberg, der Ärzte-stadt, um Zuflucht zu suchen ...“ Ein anrührender, ein verwirrender, ein die private Biographie exponierender Text, in der Form den ersten früheren Inschriften folgend, im Inhalt ein ziviles, bürgerliches Drama um Verlassen, Erkranken und Sterben.

180 Grabsteine waren in den achtziger Jahren noch vorhanden, viele davon sind inzwischen eingesunken, die Inschriften abgelöst. Die gärtnerische Neugestaltung hat die Steine für Besucher freundlich mit der Schauseite zum Weg hin gerichtet, den ältesten oben an der südlichen Grenzmauer gesetzt, die traditionellen Reihungen vermutlich durcheinander gebracht. Die Embleme von Taube und Sichel, die für Seele und Tod stehen, wurden 1991 erneuert. Eine alte Geschichte sagt, dass die Stifterin des Friedhofs eine Täubche Sichel gewesen sei. Der Friedhof enthält viele dieser dunklen und hellen Geschichten und auf einige Höhenmeter verteilt die Geschichte der jüdischen Emanzipation im 19. Jahrhundert, an den Grabsteinen ablesbar. 1876 wurde der Friedhof geschlossen. Waren es die (vorgeschobenen) Ängste vor gefährlichen Leichendünsten, wie sie die zeitgenössische Miasmentheorie nahelegte, oder die Interessen der Bauherren entlang der Klingenteichstraße, die einen jüdischen Friedhof obsolet machten? Nach zähen Verhandlungen der jüdischen Gemeinde mit der Stadt konnte ein lang gezogener Geländeschal neben dem Bergfriedhof als neuer jüdischer Friedhof eingerichtet werden.

© 2014, Tomberlin, www.juedischer-friedhof-heidelberg.de

Literatur

- Andreas Cser: Zwischen Stadtverfassung und absolutistischem Herrschaftsanspruch (1650 bis zum Ende der Kurpfalz 1802). In: Peter Blum/Stadtarchiv Heidelberg (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg. Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 6, Heidelberg 1996, S. 46–153, hier S. 60ff.
- Susanne Döring: Die Geschichte der Heidelberger Juden (1862–1918). In: Peter Blum/Stadtarchiv Heidelberg (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg. Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 6, Heidelberg 1996, S. 217–347, hier S. 251–255
- Leopold Löwenstein: Geschichte der Juden in der Kurpfalz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt (Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. I), Frankfurt/Main 1895
- Hans-Martin Mumm: Die jüdischen Friedhöfe. In: Norbert Giovannini, Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992, S. 297–306
- Ernst Mushake (Schriftleitung): Die Friedhöfe in Heidelberg. Führer durch die christlichen und jüdischen Friedhöfe, Frankfurt/Main 1930 (Nur antiquarisch. Enthält auch eine botanische Beschreibung des Friedhofgeländes.)
- Benno Szklanowski: Der alte jüdische Friedhof am Klingenteich in Heidelberg 1702 bis 1876. Eine Dokumentation im Auftrag der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Reihe: Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte 3/1984 (Angaben zu den Nummern der Steine sind diesem Buch entnommen.)

Welch' ein Theater. Das „Anna-Blum-Haus“ ✓

Zur Geschichte der Theaterstraße 10

Es roch modrig, war dunkel und kalt. Eine Glühbirne befanzelte den Keller, der mit ausrangierten Möbeln gefüllt war, die auf neue Einsatzorte warteten. Nein, es war kein Theaterfundus und keine Asservatenkammer, die wir neugierig inspizierten. Es war der „Ramscher“. Meine Schulfreundin Loralie Kuntner hatte mich in die „gemeinnützige Verkaufsstelle“ mitgenommen; die kannte die wohltätige Einrichtung in der Theaterstraße seit ihren Kindheitstagen, schließlich hatte sie den „Ramscher“ über ihre Großtante Irma Vogel kennen gelernt, die eine rüstige Gesellschaftsdame und spätere Dame der Gesellschaft im Odenwald gewesen war. Wir erkundeten das Innenleben im Anwesen Theaterstraße 10, es war Mitte der 80er Jahre.

Auf Erd- und Kellergeschoss verteilten sich der Verkauf von Möbel, Haushaltswaren und Damenbekleidung; manchmal war es eine Sammlung an faszinierenden Kuriositäten, manchmal mehr schaurig Bizarres. Über eine großzügige Treppenanlage gelangte man im Halbbogen geführt in den ersten Stock, da befand sich in der schönen Beletage die Herrenabteilung. Daneben lag ein Büroraum und der große, helle Salon, mit seinem fein restaurierten Fischgrätparkett, dem schwarzen Flügel und dem posthum gefertigten Ölportrait der Stifterin. In den Salon kam man nur zu Veranstaltungen, die gab es von Vielen, etwa dem Deutschen Frauenring, dem Trägerverein des städtischen Anwesens, oder dem Heidelberger Zweig der GEDOK, Gemein-



Das Anna-Blum-Haus, Theaterstraße 10, 1995 (Foto: Ilona Scheidle)

schaft der Künstlerinnen und Kunstfreunde, dem Lesbenchor „Misstöne“ von Arunga Haiden, dem politischen Kabarett von Jane Zahn, der Hausaufgabenhilfe und anderen mehr. Dass der Second-Hand-Laden und seine Geschichte der Grund für die Ernennung Anna Blums (1843–1917) zur Ehrenbürgerin gewesen war – beziehungsweise die Stiftung Frauenaltersheim „Blum’s-Hof“, was der „Ramscher“ eigentlich hätte sein sollen –, erforschte und schilderte ich 1995 in „FrauenGestalten“ und meinen folgenden „FrauenStadtGeschichten“.

Zunächst lernte ich das „Anna Blum Haus“ als Ort der ‚Hausfrauenhilfe‘ kennen, die ihn zu einem geschäftigen Treffpunkt machte. Wie in einem Bienenkorb brummte das Kommen und Gehen von Menschen. Neuralgischer Punkt war die Warenannahme, wenn Dinge zur Kommission oder als private oder gewerbliche Spende persönlich vorbeigebracht wurden. Warteschlangen waren im oberen Stock durchaus üblich, und en passant verpassten die Damen des Hauses den Wartenden beratende Gespräche für alle Lebenslagen.

Der Kassenraum im Erdgeschoss, gleich links neben dem Eingang, war ein zweiter neuralgischer Punkt, wo Leute warteten. Die bombastische Registrierkasse, tischbreite Beleg- und Rechnungsbücher ließen das Büro irgendwie schrullig und wie ein Relikt aus alten Zeiten erscheinen, gleichwohl vermittelte das souverän eingespielte Frauenteam damit den Einblick in eine akribisch geführte Administration. Wie in einem Buddenbrook’schen Kontor wurden hier Waren und Spenden aller Art mit klarem Kommando exakt verbucht, schließlich galt es die Nummern von Kommission, Produkt und Zahlungsbeleg in Einklang zu halten. Mit Blaupapier handgeschriebene Belegdurchschläge wurden auf spezielle Ständer aufgespießt, zwischengelagert, um abschließend an die Kundschaft zu kommen, die nach dem Bezahlen die gewählte Ware im entsprechenden Raum abholen konnte.

Zwischen 1977 und 2010 erwirtschaftete der Deutsche Frauenring im Anna-Blum-Haus Gelder für Heidelberger Frauenbelange. Als der Verein 1977 das Anwesen bezog, lobte die Presse, dass endlich das Vermächtnis der ersten Ehrenbürgerin beachtet werde, indem die Nachfolgeorganisation des Badischen Frauenvereins in das Haus zog. Blum war dessen Funktionärin, ihr Haus feste Adresse des landesmütterlichen Vereines gewesen. Mit eigenem Vermögen und mittels Charity-Veranstaltungen im großen Stil setzte Blum Stiftungen für Heidelbergs weibliche Bevölkerung, etwa Volksfrauenbad, Flickschule, Kinderspielorte, Stadtbegrünung, Kinderspeisung oder Bibliotheksspenden. Sie bekämpfte Armut und Defizite der Gesundheitsversorgung in der Stadt. Auf ihr „mütterliches Herz“ habe sich Heidelberg stets verlassen können, weshalb sie 1913 zum ersten weiblichen Ehrenbürger ernannt wurde.

Was war der letzte Wille von Anna Blum, geborene Helwerth, gewesen? Was wurde nie realisiert? Das Anwesen Theaterstraße 10 sollte als Frauenaltersheim „Blum’s Hof“ und der Schloß-Wolfsbrunnen Weg 6 als Frauenerholungsheim „Blümli’s Alp“ genutzt werden und Angebote wie Solebad, Ruheflächen, Waldfreizeit für Kinder umfassen.

2010 wurde das Anna-Blum-Haus galant in den Erweiterungsbau der Städtischen Bühne integriert. Der Spielplatz, der nach langjährigem Engagement vier Jahre zuvor neu errichtet worden war, wartet auf seine Wiederherstellung.

Das war nicht nach dem Willen der Ehrenbürgerin, doch der war nach hundert Jahren juristisch verjährt, eine ethische Verantwortung irrelevant. Heute stellt die Geschichte, wie mit dem letzten Willen der ersten Ehrenbürgerin umgegangen wurde und wie ihr Erbe nicht angetreten wurde, eine eigene Geschichte dar. Wäre sie gar als Bursche aufzuführen, vor Ort im Heidelberger Theater? Nach dem Motto: Anna Blum war vorbildlich und exzellent, keiner wollte es wissen?

Anna Blum verstarb 1917 rosenpflückend in ihrem Vorgarten. Die leidvollen Nachkriegsjahre verhinderten den Umbau, das Vermögen galoppierte in der Inflation davon. Das Haus wurde anders belegt; zunächst bezog Oberbürgermeister Drach die Beletage, danach folgten Kriegsschusterei, Hitlerjugend, Einwohnermeldeamt und anderes mehr. Interessanterweise meldete sich bereits im Todesjahr eine Bewerberin auf den neuen Leitungsposten des Frauenaltersheimes „Blum's Hof“. Frau Luise Strübe hatte damals die „Frau Oberbürgermeisterin“ direkt angeschrieben. Konnte die inoffizielle weibliche Führungsspitze der Stadt, ohne Teil des politischen Systems zu sein, etwa über solch eine Personal-/Postenvergabe damals selbst entscheiden?

Den Namen und die erste historische Darstellung erhielt das Haus durch den Frauenring, durch Frau Himmelheber (sen.) und Frau Lutzmann. Das Erinnerungszeichen für das Gedächtnis der Stadt, um Leistungen von Frauen sichtbar zu machen, erwirkte „Miss-Marples Schwestern – Netzwerk zur Frauengeschichte vor Ort“. 2007 installierten mehrere Frauen in einer konzertierten Aktion am bundesweiten Aktionstag zur Frauengeschichte eine erste Erinnerungstafel an die Hauswand. Das war illegal. Die symbolische Intervention wirkte: Nach mehreren Jahren erhielt Anna Blum, erster weiblicher Ehrenbürger Heidelbergs, eine Erinnerungstafel.

Der Frauenring musste das Haus räumen, zog um die Ecke und hat nun in der Friedrichstraße seinen „Ramscher“; der schöne Salon konnte nicht umziehen, der blieb im Erweiterungsbau des Theaters. Welch' ein Theater.

Quellen und Literatur

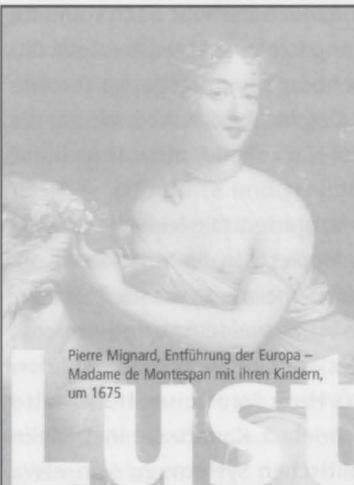
Stadtarchiv Heidelberg, AA 311/10. Das Vermächtnis der Dr. Wilhelm Blum Wwe

Beate Binder, Friedrich von Bose et al. (Hgg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch, Münster 2013

Ilona Scheidle: Blum, Anna, 1843–1817, Funktionärin des Badischen Frauenvereins, Stifterin und Ehrenbürgerin, in: Sepaintner, Fred L. im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg (Hg.): Badische Biographien NF, Bd. 6, Stuttgart, S. 32–35

Ilona Scheidle: Heidelbergerinnen, die Geschichte schrieben, München 2006

Ilona Scheidle: „Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.“ Das Vermächtnis der Anna Blum, erster weiblicher „Ehrenbürger“ Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2, 1997, S. 181–188



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfaelzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt
Heidelberg**

Der Garten im Kurpfälzischen Museum Heidelberg

„Willst du ein Leben lang glücklich sein, dann leg' einen Garten an!“ Nach dieser alten chinesischen Weisheit handelte wohl auch der kurpfälzische Revisionsrat und Universitätsrektor Johann Philipp Morass, als er sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts an Stelle der 1693 im Großen Brand zerstörten „Elenden Herberge“ ein barockes Palais mit dazugehöriger Parkanlage mitten in der Stadt errichten ließ. Seit mehr als hundert Jahren befinden sich in dem nach dem Bauherrn genannten Palais Morass und den in späterer Zeit hinzugekommenen Anbauten die Sammlungen des Kurpfälzischen Museums. Der ehemals barocke Garten hat heute eher Züge eines botanischen Gartens. Im Herzen der Altstadt gelegen, macht er den Wandel in der Geschichte Heidelbergs auf subtile Art und Weise spürbar.

Abseits der alltäglichen Betriebsamkeit der Hauptstraße lockt ein behaglich plätschernder Springbrunnen aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts die Passanten der Fußgängerzone zu einem unvermuteten Blick in die Stille des gepflasterten Hofes und auf den grünen Rasenplatz, umgeben von hohen Bäumen mit mächtigen Stämmen und weitausladenden Kronen. Die Sandsteinkopie einer in Ladenburg gefundenen Jupitergigantensäule verweist als Blickfang sowohl auf die archäologischen Sammlungen des Kurpfälzischen Museums als auch auf die frühe römische Besiedlung des unteren Neckarraumes in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten.

Der Museumsgarten ist ein Methusalem. Abbildungen in den Stadtpanoramen von Sebastian Münster (1550), Matthaeus Merian (1620) und Johann Ulrich Kraus (1683) zeigen den baumbestandenen Hof der „Elenden Herberge“ im Bereich der 1392



Garten des Kurpfälzischen Museums Heidelberg (Foto: E. Kemmet)

angelegten Vorstadt. Die Einrichtung wurde um 1500 gegründet. Kurfürst Friedrich III. bedauerte 1567, dass „die elende Herberg oder Blater Hauß“ nur geringe Einkünfte habe und deshalb dringend öffentlicher Hilfe bedürfe. Sie verfügte über mehrere Gebäude, darunter ein Hospital für die Krankenpflege und ein Haus, das auch Arme, Waisenkinder und Pfründner beherbergte. Das Pfründnerhaus wurde von der Bürgerschaft unterhalten, weshalb man den gesamten Komplex auch als „Bürgerspital“ bezeichnete.

Ende 1986 wurde auf einem Teil dieses Gartens sowie dem nördlich daran angrenzenden, zum Neckar hin abfallenden Gelände das Erdreich für den Erweiterungsbau des Kurpfälzischen Museums und den Heidelberger Kunstverein ausgehoben. Dabei entdeckte man in Kellern und Latrinen reiches Fundmaterial. Vieles davon stammte aus der Zeit um 1600, als das Areal von der kurfürstlichen Hofverwaltung als Bau- und Holzhof genutzt wurde. In den Werkstätten entstand u. a. der Skulpturenschmuck für den Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses. Der Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs und die Einnahme der Stadt durch die Truppen der katholischen Liga im September 1622 brachten den Betrieb im kurfürstlichen Bauhof zum Erliegen. Einzig die im Westen an den Garten angrenzende Bauamtsgasse erinnert noch an die ehemalige Nutzung.

Das kriegerische 17. Jahrhundert hinterließ das gesamte Quartier als einen „öden Platz“. Erst im Zuge des barocken Wiederaufbaus füllte es sich wieder mit Leben. 1709 ersteigerte der Metzgermeister Georg Niclas Spiegel das Gelände der „Elenden Herberge“ und verkaufte es drei Jahre später an Johann Philipp Morass. Nach dessen Tod 1732 wurde das Anwesen an den kurfürstlichen General Philipp Ludwig von Betendorf veräußert, von dem es 1763 in den Besitz der Familie von Zyllenhardt überging. Hochmögende Besucher aus Politik und Kultur, darunter Herzog Karl August von Weimar und Johann Wolfgang von Goethe (1815), waren in dieser Zeit hier zu Gast. 1831 erwarb der bekannte Chirurg, Augenarzt und Professor der Medizin Maximilian Joseph von Chelius das Palais samt Garten. Zu Chelius' illustren Patienten gehörten neben Napoleon III. und Kaiser Don Pedro von Brasilien auch Frédéric Chopin und Lola Montez, die Geliebte König Ludwigs I. von Bayern. Für seine Verdienste in der Medizin – die Einbeziehung der Augenheilkunde in die Chirurgie und sein in elf Sprachen übersetztes Handbuch der Chirurgie – wurde Chelius in Heidelberg und Mannheim mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet. 1866 erhob ihn der badische Großherzog in den erblichen Adelsstand. Chelius' universelle Bildung, seine Eleganz und feine Vornehmheit verschafften ihm, der in einer vierspännigen Kutsche vorzufahren pflegte, großes Ansehen.

So blieb nicht nur die Erinnerung an ein legendäres Konzert von Frédéric Chopin im Winter 1835 im Großen Salon des Palais Morass lebendig. Von der besonderen Hochachtung, die der Geheimrat in Heidelberg genoss, kündet auch eine Lausbubengeschichte, die sich im Garten des Chelius'schen Anwesens zugetragen haben soll. Dieser war zur Bauamtsgasse hin durch eine hohe Steinmauer abgetrennt, auf welcher sich bis heute ein eiserner Zaun als zusätzliche Begrenzung befindet. Das konnte freilich drei „kleine Bauamtsgassen-Piraten“ nicht davon abhalten, nächtens heimlich über eine Räuherleiter in den Garten zu klettern und die „pfundigen Birnen, Äpfel, so groß wie Kinds-

köpfe, und Pfirsiche von besonderer Schönheit“ von den Bäumen zu stibitzen. Dabei wurden wohl allerhand Zweige und Äste abgerissen. Fritz, der aufmerksame Diener des Hauses, erwischte die Neckarschleimer in den Obstbäumen und führte sie geradewegs zum Hausherrn. Großmütig verzichtete dieser auf eine Bestrafung und ließ stattdessen den Bauamtsgassenbuben täglich zur Mittagszeit eine große Schüssel Obst bereitstellen, damit diese im Gegenzug von ihren die Bäume schädigenden Raubzügen abließen. Wie zu erwarten, schmeckte das geschenkte Obst nicht halb so gut wie das geraubte; es hatte seinen Reiz verloren, und die Angelegenheit verlief im Sande. Wenn aber die Buben künftig „dem Herrn von Chelius begegneten, zogen sie vor ihm stets mit besonderer Hochachtung und Ehrfurcht die Mütze vom Haupt“.

Spätestens nachdem die Stadt Heidelberg im Jahr 1906 Haus und Garten als Domizil für ihre „Städtische Kunst- und Alterthümersammlung zur Geschichte Heidelbergs und der Kurpfalz“ – 1927 in „Kurpfälzisches Museum“ umbenannt – erworben hatte, machten die Obstbäume des Herrn von Chelius botanischen Exoten aus Asien und Übersee Platz. In den dreißiger Jahren folgten dann Eiche und Linde. Heute bilden die ehrwürdigen Bäume und deren schattenspendendes Blattwerk zusammen mit dem Neubau des Kurpfälzischen Museums und der Ausstellungshalle des Heidelberger Kunstvereins eine eindrucksvolle Kulisse. Wer ahnt schon, welche Kunstschatze und Kulturgüter rings um den Garten versammelt sind? Wer beachtet hinter den Büschen das mittelalterliche Säulenkapitell aus der Handschuhsheimer St. Vituskirche oder, leicht verdeckt von Rhododendronsträuchern, die Brunnenröhr, Steinvasen und Spolien aus vergangener Zeit?

Literatur

- Thomas und Carmen Flum: Der Wiederaufbau Heidelbergs nach der Zerstörung im pfälzischen Erbfolgekrieg, in Frieder Hepp, Hans-Martin Mumm (Hgg.): Heidelberg im Barock, Heidelberg 2009, S. 84–163
- Carmen und Volker Österreich (Hgg.): Heidelberg, wo es am schönsten ist – 77 Lieblingsplätze, Berlin 2006, S. 136ff.
- Fritz Sartorius: Von Heidelberg Gassen, Wäldern und Menschen, Heidelberg 1952
- Heinrich Schipperges: Ärzte in Heidelberg. Eine Chronik vom „Homo Heidelbergensis“ bis zur „Medizin in Bewegung“, Heidelberg 1995, S. 150
- Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg. Band 32, Stuttgart 2006, S. 241, 258f.

Das Edith-Stein-Haus, Neckarstaden 32 ✓

In unmittelbarer Nähe zur Stadthalle befindet sich im Gebäude Neckarstaden 32 seit 1984 die Katholische Hochschulgemeinde (KHG) in Heidelberg. Es ist nach der von den Nationalsozialisten ermordeten und 1998 heilig gesprochenen Karmeliterin Edith Stein (1891–1942), eine zum katholischen Glauben konvertierte Jüdin, benannt. Sie hatte 1930 in der damaligen Katholischen Studentengemeinde Heidelberg einen Vortrag über „Intellekt und die Intellektuellen“ gehalten.

Bald nachdem ich 2007 nach Heidelberg gezogen war, begann ich, mich in der Bildungsarbeit der KHG zu engagieren. Aus diesem Grund empfinde ich auch eine persönliche Verbundenheit mit dem Gebäude Neckarstaden 32 und seiner bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Geschichte, die nachfolgend skizziert wird.

Nach den Zerstörungen während des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1693) erwarb 1695 der wohlhabende Brückenmeister Philipp Lorenz Mayer (1660–1719) von der Stadt Heidelberg zunächst den östlichen Teil des „Bordhofes“ (ein städtisches Holzmagazin). 1705 kaufte er den restlichen Teil mit der Auflage, die Einfriedung zur Errichtung eines neuen Bordhofes bauen zu lassen. Im selben Jahr wurde das östliche Haus (Neckarstaden 34) fertiggestellt, das als Wohn- und Gästehaus der Familie diente. Zwei Jahre später wurden die beiden übrigen Häuser (Neckarstaden 30 und 32) vollendet. Ersteres war für das „Gesinde“ bestimmt, das Haus 32 mit seiner Lage längs des Neckars diente zur Repräsentation. Im Erdgeschoss waren Wagenremisen und Ställe für Pferde untergebracht. Das Obergeschoss mit Loggia verfügte über einen Saal und fünf weitere Räume. Die Zufahrten zum Hof zwischen den Häusern befanden sich



Außenansicht des Edith-Stein-Hauses, Mai 2013 (Foto: Jürgen Zieher)

zwischen den seitlichen Häusern und dem mittleren Haus an der heutigen Unteren Neckarstraße. Nach Philipp Lorenz Mayers Tod heiratete seine Witwe 1720 den kurpfälzischen Kammerrat von Zangen und brachte die Häuser mit in die Ehe ein.

Im Jahr 1783 erwarb von Hauzenberg, Generalleutnant im Leibdragonerregiment der Kurfürstin von der Pfalz, das Haus. Später fiel das Anwesen an den Freiherrn von Thünnefeld, bevor es an Franz Anton Barion (1757–1827) veräußert wurde. In diesem Zusammenhang entstand die Bezeichnung „Barionische Häuser“ für die drei Gebäude. Knapp vierzig Jahre nach Barions Tod, im Jahr 1865, wurden die drei Immobilien separat verkauft. Der Kohlen- und Baumaterialienhändler Jacob Müller erwarb das mittlere Gebäude und ließ die beiden Stockwerke zu Wohnungen umbauen. Da die Zufahrten nun zu den beiden Nachbargrundstücken gehörten, wurde ein Zugang von den Neckarstaden geschaffen. Auf der Westseite des Grundstücks wurde ein Stall für drei Pferde eingerichtet, der heute als Barraum dient.

In den Jahren 1930/31 entstand auf dem Hof des Hauses eine Tankstelle der Firma Ölhog. Sie wurde 1935 von der Shell AG übernommen und nach Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 stillgelegt, da die Pächter zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Nach der amerikanischen Besetzung Heidelbergs am 30. März 1945 beschlagnahmte der War Crimes-Branch (zuständig für die juristische Verfolgung von Nazi-Kriegsverbrechen) der US-Militärregierung das Gebäude, das später von der Militärpolizei genutzt wurde. 1947 mietete ein benachbarter Autoreparaturbetrieb den Hof an, ohne jedoch die Tankstelle weiter zu betreiben. Von ca. 1950 an nutzte die Vertretung einer Autofirma den Innenhof für etwa zehn Jahre als Ausstellungsgelände.

Die Kohlenhandlung Müller ging 1955 in den vollständigen Besitz der Firma Raab Karcher über, die das Geschäft „Müller GmbH“ 1968 auflöste und anschließend das Gebäude an die Stadt Heidelberg verkaufte. Die Kommune vermietete die Räume jahrelang weiter.

Im Jahr 1981 erwarb die Pfälzer Katholische Kirchenschaffnei die Immobilie, um sie an die Katholische Studentengemeinde weiter zu vermieten. Zunächst wurde das Gebäude von 1982 bis 1984 im Auftrag des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg saniert und zum Gemeindezentrum der Katholischen Studentengemeinde (KSG) umgebaut.

Die KSG war seit Ende der 1960er Jahre im „Haus der Begegnung“ (ehemaliges Kolpinghaus) in der Merianstraße 1 untergebracht. Die räumliche Enge und die dadurch eingeschränkten Möglichkeiten für die Hochschulpastoral erforderten einen Umzug. Zuvor hatte sich das studentische Gemeindeleben auf das 1957/58 gebaute Albertus-Magnus-Haus (AMH) in der Keplerstraße 66 konzentriert. In einer vom Künstler Emil Wachter (1921–2012) gestalteten Kapelle fanden die Gottesdienste statt. Dieses Gebäude war das erste eigenständige Domizil der Katholischen Studentengemeinde in Heidelberg, deren Anfänge bis ins Jahr 1906 zurückreichen. Im Kontext der Studentenunruhen kam es 1968/69 zu einem Bruch der Symbiose zwischen AMH und KSG und zum Umzug von Sekretariat und Hochschulpfarrer aus der Keplerstraße in die Altstadt. Am 2. Mai 1984 bezog die KSG das Edith-Stein-Haus, am 9. Dezember 1984 weihte es der damalige Erzbischof Oskar Saier (1932–2008) offiziell ein. Mit der Wahl von Edith Stein als Namenspatronin für ihr Gebäude ehrte die Katholische Hochschul-



Ansprache von Erzbischof Dr. Oskar Saier anlässlich der Einweihung des Edith-Stein-Hauses am 9. Dezember 1984. 1. Reihe von links: Oberbürgermeister Reinhold Zundel, Generalvikar Dr. Robert Alfons Schlund. 2. Reihe: Altdekan Alfons Beil. Musiker: Thomas Mandel. (Quelle: Bildarchiv der Katholischen Hochschulgemeinde)

gemeinde eine herausragende Persönlichkeit und Glaubenszeugin, mit der sie sich aufgrund ihres oben erwähnten Vortrags im Jahr 1930 besonders verbunden fühlt. Nachdem die Gottesdienste jahrelang in der Krypta der Jesuitenkirche gefeiert worden waren, konnten sie nun im Edith-Stein-Haus stattfinden.

Dort sind heute verschiedene kirchliche Einrichtungen unter einem Dach vereint: die Katholische Hochschulgemeinde (so die offizielle Bezeichnung seit 1999), das Katholische Hochschulforum (KHF), die Edith-Stein-Studienförderung (ESF) und die Kirchliche Studienbegleitung für Theologiestudierende an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (KSB). Im Erdgeschoss befindet sich ein großer Vortragsaal für öffentliche und private Veranstaltungen mit bis zu 150 Personen. Ein im Foyer angebrachtes Sandsteinrelief von Emil Wachter erinnert eindrucksvoll an die Namenspatronin des Hauses, Edith Stein. Im 1. Obergeschoss ist die 2007 neu errichtete und bis zu 80 Personen fassende Edith-Stein-Kapelle, in der sich regelmäßig Studierende und Lehrende der Heidelberger Hochschulen zu Gottesdiensten versammeln. Im Dachgeschoss stehen zwei Wohneinheiten mit zehn möblierten Zimmern für in Heidelberg immatrikulierte Studierende zur Verfügung.

Der Artikel basiert weitgehend auf unveröffentlichten Aufzeichnungen von Pastoralreferent Markus Brutscher von der Katholischen Hochschulgemeinde Heidelberg. Der Autor dankt Herrn Brutscher für die freundliche Überlassung.

Die Stadthalle ✓

Nennt man, beispielsweise einem Taxichauffeur, das Ziel Stadthalle, so stößt man nicht selten auf Unkenntnis. Die Stadthalle, einst Ausdruck bürgerlichen Selbstbewusstseins in einer aufstrebenden Stadt an der Wende zum 20. Jahrhundert, und noch immer ein Zentrum kulturellen Lebens, sei es als glanzvoller Rahmen für Tanzstundenabschlussbälle und Abiturfeiern, sei es als Konzerthaus, sollte nicht bekannt sein? Obschon sich harmonisch in das Stadtbild einfügend, wird die Stadthalle durchaus als ein markanter Baukörper wahrgenommen. Kein Grund zur Marginalisierung also. Des Rätsels Lösung: Seit den 80er Jahren lautet die offizielle Bezeichnung Kongresshaus-Stadthalle Heidelberg. Der Namensbestandteil Stadthalle, der in kapitalen Lettern über dem die Westfront akzentuierenden Haupteingang prangt, wird von der zugehörigen Tiefgarage sowie der benachbarten Bushaltestelle gar unterschlagen. Dies bedeutet eine Akzentverschiebung im Nutzungskonzept der Stadthalle zugunsten des Kongresswesens.

Um 1900 stellt der Typus der Stadthalle eine relativ neue Bauaufgabe dar. Als eine Art Synthese aus bürgerlichen Gesellschaftsbauten, Konzerthäusern und den ephemeren Festhallen bietet sie ein auf Nutzungsvielfalt ausgerichtetes Raumprogramm.

In Heidelberg besaßen die Museums- und auch die 1832 gegründete Harmoniegesellschaft jeweils ihr eigenes Domizil. Die zahlreichen Gesangsvereine beklagten hingegen das Fehlen eines angemessenen Festsaaes. Auch ließ der sich allmählich entwickelnde Tourismus den Bau einer Stadthalle wünschenswert erscheinen, gab es doch



Die Stadthalle (Foto: Tobias Städtler)

Ambitionen, als Kurstadt mit Orten wie Baden-Baden oder Wiesbaden zu konkurrieren. Raumbedarf zur Ausrichtung von Festen bestand endlich auch seitens der Universität, die seit ihrer Reorganisation durch den badischen Markgrafen Karl Friedrich (seit 1806 Großherzog) im Jahre 1803 den Namen Ruperto Carola führte.

Obwohl sich die Stadt Heidelberg bereits seit 1873 mit dem Gedanken trug, am heutigen Jubiläumsplatz eine Festhalle zu errichten, musste man sich 1886 zur 500-Jahr-Feier der Universität mit einem hölzernen Provisorium gewaltigen Ausmaßes begnügen, das 5000 Gäste aufnehmen konnte. Nach seinem Abbruch erinnerte nur noch die Umbenennung des Zimmerplatzes in Jubiläumsplatz an das große Ereignis.

Erst für die Centenarfeier der Ruperto Carola im Jahre 1903 stand ein massiver Festsaalbau, nämlich die heutige Stadthalle, zur Verfügung. Ihre Einweihung fand am ersten Tag der Jubiläumsfeierlichkeiten in Anwesenheit des badischen Großherzogs statt. Während zur Zeit des Provisoriums der Zimmer- bzw. Lauerplatz gewissermaßen Heidelbergs Hinterhof darstellte, hatte der Uferbereich mit Anlage der Kaimauer eine architektonische Aufwertung erfahren. Vor allem aber schuf die Kaimauer die Voraussetzung zur Anlage des Neckarstadens, der 1897 für den Verkehr freigegeben werden konnte. Gute Anbindung an das Straßennetz spielte bei der Wahl des Bauplatzes keine geringe Rolle. Die Stadthalle entstand in zweijähriger Bauzeit nach den Plänen des Heidelberger Architektenbüros Henkenhaf und Ebert. Zu den über 70 Heidelberger Bauten, die aus der etwa 30-jährigen Zusammenarbeit Friedrich Eberts mit Jakob Henkenhaf hervorgingen, zählt das nicht nur räumlich und zeitlich, sondern auch stilistisch der Stadthalle nahe Gebäude der Oberrheinischen Bank (1900/01), Hauptstraße 126–128, heute von der Universität genutzt.

Das ist um 1900 nicht Avantgarde. Diese ist auch gar nicht angestrebt. Der aktuelle Jugendstil tritt ansatzweise nur bei der Innenausstattung in Erscheinung. Ansonsten ist der Stadthallenentwurf vor allem der lokalen Tradition verpflichtet. Mit rotem Sandstein und dem Friedrichsbau (soeben von Carl Schäfer restauriert) entlehnten Detailformen erwies das Architektenduo dem nach der Reichsgründung zum Nationaldenkmal stilisierten Heidelberger Schloss seine Reverenz. Allerdings hinderte dies Henkenhaf und Ebert nicht daran, sich bei der Gestaltung des Baukörpers am Schlossbau des Erbfeindes (Frankreich) zu orientieren. Seine (Baukörper) im Vergleich mit der ebenfalls vom französischen Schlossbau der Renaissance angeregten Universitätsbibliothek Josef Durms gemäßigte Höhenentwicklung geht auf das Vorbild eines italienisch beeinflussten Typus zurück. Eindeutig lokale Bezüge, und zwar in doppeltem Sinne, stellt dagegen das ikonografische Programm des Außenbaus der Stadthalle mit den Porträts von Vertretern der Heidelberger Geisteswelt und Lokalhistorie her, die gleichzeitig als Reflex der Wittelsbacher-Galerie am Friedrichsbau gedeutet werden können. Daneben finden sich außen wie innen vor allem mannigfaltige Verweise auf Kunst und Wissenschaft.

Im Inneren erfüllt die von Henkenhaf und Ebert entwickelte Raumdisposition die Vorgaben des Bautypus in vorbildlicher Weise. Um einen geschossübergreifenden großen Saal gruppieren sich weitere Säle mit Nebenräumen unterschiedlicher Größe

derart, dass sowohl die Einzelnutzung, als auch die Nutzung in einem größeren Zusammenhang möglich ist. An der Konzeption des Hauptsaaes als Konzertsaal war der akademische Musikdirektor Philipp Wolfrum maßgeblich beteiligt. Auch die von der Durlacher Orgelbaufirma Voit & Söhne installierte Konzertorgel, inzwischen die einzige noch erhaltene Konzertsaalorgel Süddeutschlands, entsprach den Wünschen Wolfrums. Für musikalische Darbietungen in kleinerem Rahmen wurde ein Kammermusiksaal eingerichtet. Von den beiden dort platzierten Historiengemälden Wilhelm Trübners erinnert das der Südseite an den Einzug Karl Friedrichs im Jahre 1803, das der gegenüberliegenden an das Jubiläum des Jahres 1886. Dargestellt ist die Begrüßung des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (der spätere Kaiser Friedrich III.) durch den badischen Großherzog Friedrich I. im Beisein zahlreicher Honoratioren und Professoren zu dem in der Heiliggeistkirche stattfindenden Festgottesdienst. Das Schmuckstück der Stadthalle wurde aber der Ballsaal. Auch das Dachgeschoss wurde nutzbar gemacht, dort hielt der Kunstverein Einzug. Bereits im Jahre ihrer Fertigstellung erschien ein von Franz Dufner verfasster Führer durch die Stadthalle und ein Beitrag in Westermanns Monatsheften machte diesen nicht nur für Heidelberg bedeutsamen und für seine Zeit höchst fortschrittlichen Bau über Badens Grenzen hinaus bekannt.

Nachdem sie den Krieg mit geringfügigen Blessuren überstanden hatte, drohte der Stadthalle in den 60er-Jahren der Abriss. In dem Konzept, das eine autogerechte Stadt anstrebte, bildete der exponierte Bau ein massives Verkehrshindernis. Auch dieser Anfechtung trotzte der viel geschmähte Bau. Als in den 70er-Jahren eine Neubewertung des Historismus einsetzte, wusste schließlich selbst der damalige Oberbürgermeister Reinhold Zundel (1966–1990), sich mit der Stadthalle zu arrangieren, denn sie sollte künftig für Kongresse nutzbar gemacht werden. Aufgrund ihrer Einbindung „in eines der schönsten Landschaftsbilder“, so Zundel 1978, versprach sie ein attraktiver Austragungsort für mittlere Kongresse zu werden. Im Zuge der 1979/80 durchgeführten Instandsetzung wurde die zur rückwärtigen Säulenhalle und weiter in das Restaurant führende Freitreppe zu einer rondellartigen Terrasse erweitert. Auf eine detailgenaue Wiederherstellung des im Krieg beschädigten Dachstuhles wurde verzichtet. Nach Abschluss der Arbeiten präsentiert sich das Kongresshaus-Stadthalle Heidelberg zwischen zwei Grünanlagen, dem Jubiläumspatz im Westen und dem östlichen Montpellierplatz, Reste des alten Lauerplatzes.

Von einer Ausweitung der Kongresse erhofft man in Heidelberg wichtige Wachstumsimpulse für das Hotel- und Gaststättengewerbe sowie den Einzelhandel, die eine neue wirtschaftliche Blüte herbeiführen könnten. Unter der Oberbürgermeisterin Beate Weber (1990–2006) schon weit gediehene Planungen für ein Kongresszentrum in der Nähe des Hauptbahnhofes wurden in der Ära Würzner nicht weiter verfolgt. Stattdessen wurde, unter Missachtung der Gesamtanlagenschutzsatzung, ein Stadthallenanbau zum Ziel erklärt. Über Einhaltung des Denkmalschutzes wachte indes das Bauamt. Ein Umstand, der dem Anbau-Projekt dienlich war, nicht aber dem Denkmalschutz. Spät erreichte die Stadt Heidelberg ein Appell der Deutschen Stiftung Denkmalschutz an ihre „denkmalpflegerische Verantwortung“. So ist es nicht die eigentlich

zuständige Instanz, sondern das Votum der Bürger, das am 25. Juli 2010 dem Denkmalschutz zur Geltung verhilft. Der „unverzichtbar“ zur Stadthalle gehörige Montpellierplatz blieb erhalten und lädt uns ein, etwa von der Bienenstraße kommend, den freien Blick auf das nördliche Neckarufer zu genießen, denn unbebaute Flächen wecken Begehrlichkeiten. Auch in Heidelberg.

Literatur

Dagmar Hartmann: Henkenhaf und Ebert. Architekten der Stadthalle Heidelberg, Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2004

Bürger für Heidelberg: 40 Jahre Bürger für Heidelberg, Heidelberg 2012

Die Heidelberger Providenzkirche ✓

Zerstörung und Verwandlung im 19. Jahrhundert

Seit dem Jahr 2012 gibt es in der Heidelberger Altstadt nur noch eine evangelische Gemeinde. Die Gläubigen der Heiliggeistkirche haben sich mit denen der Providenzkirche vereinigt, jedoch bleiben die beiden Kirchengebäude als Gottesdienstorte erhalten und laden nun abwechselnd zum Sonntagsgottesdienst ein. Die evangelische Peterskirche ist von dieser Fusion nicht betroffen und behält als Universitätskirche ihren besonderen Status.

Die Heidelberger Providenzkirche ist als Pfarrkirche der Lutheraner erbaut worden. Seit der Unierung der protestantischen Kirchen 1821 ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass in der Kurpfalz neben der traditionellen Kirche des Reformiertentums und der seit dem 18. Jahrhundert durch die Gunst des Fürstenhauses erstarkten katholischen Kirche als dritte kirchliche Gruppierung eine lutherische Gemeinde existierte. Ihr Kirchgebäude hatte 1661 im Rahmen eines feierlichen Weihegottesdienstes seinen Namen „Providenzkirche“ erhalten. Der Name war der Kirche von dem damals herrschenden Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz (1648–1680) verliehen worden, dessen persönlicher Wahlspruch „Dominus providebit“ (Der Herr wird sorgen) lautete. Karl Ludwig hat den Bau tatkräftig gefördert und mit Hiskia Eleazar Heylandt (1624–1680) aus dem württembergischen Göttelfingen den ersten Pfarrer der Gemeinde berufen. Die Kirche, errichtet als erster kirchlicher Neubau der Stadt seit mittelalterlicher Zeit, gilt als Geschenk des Kurfürsten an seine zweite, nicht legitime Frau Louise von Degenfeld, die als Württembergerin lutherisch war.



Providenzkirche, Heidelberg (Foto: Claudia Rink)



Dreifaltigkeitskirche, Speyer, Altar-Organ-Schauwand
(Foto: Claudia Rink)

Dieser Bau, von dem die Umfassungsmauern bis heute erhalten geblieben sind, lässt sich als turmlose Saalkirche mit dreiseitigem, nicht eingezogenem Chorschluss rekonstruieren. Der kurfürstliche Werkmeister Theodor Reber (nachweisbar 1659 bis 1673) hat mit dieser Kirche einen spezifisch lutherischen Bautypus verwirklicht, der fast gleichzeitig auch in der lutherischen Johanneskirche in Hanau (1658–1661) verwendet wurde. Beide Kirchen sind im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689/1693 in Flammen aufgegangen.

Dem Wiederaufbau der Heidelberger Kirche 1715–1721 waren Neubauten großer lutherischer Stadtkirchen in den benachbarten Reichsstädten Speyer, Worms und Frankfurt am Main vorausgegangen, mit deren Innenräumen die zuvor in Heidelberg verwendete, geniale Raumschöpfung

der Providenzkirche weiter entwickelt wurde. Besonders eng verwandt mit der Heidelberger Kirche war die Mannheimer Trinitatiskirche (1706 Grundsteinlegung, 1709 Weihe, zerstört 1944). Das Besondere an diesem spezifisch lutherischen Bautypus sind der Verzicht auf einen Chorraum, die asymmetrische Gestaltung des Gemeinderaums, die neuartige Position der Prinzipalstücke Altar, Kanzel und Orgel und die Verwendung von Emporen. Altar und Orgel werden optisch miteinander verbunden durch die Anordnung der Orgelempore oberhalb vom Altar und im Angesicht der Gemeinde. Die Kanzel erhält ihren freistehenden Platz an einer der beiden Längswände. Auf die Kanzel hin ausgerichtet sind die Emporen mit ihren Bänken, die an drei Seiten des Raumes aufgestellt sind. Dieses Bauprinzip mit „divergierenden Achsen“ wurde zum Hauptmerkmal des lutherischen Kirchenbaues im 17. und frühen 18. Jahrhundert und ist noch heute in zahlreichen Dorfkirchen in ehemals lutherischen Herrschaftsgebieten – so zum Beispiel in Franken, Mecklenburg, Sachsen und Thüringen – erhalten. Dagegen blieb für den katholischen Kirchenbau bis heute die alleinige Ausrichtung der Gemeinde auf den Hochaltar in der Mittelachse der Kirche bestimmend.

Der Orléans'sche Krieg als Folge des Dynastiewechsels im Fürstenhaus zu der katholischen Linie Pfalz-Neuburg hat die Lutheraner in Kurpfalz mit besonderer Härte getroffen. Von Seiten des Landesherrn hatten sie keine Unterstützung mehr zu erwarten, aber eine Kollektenreise ihres Pfarrers Johann Philipp Schlosser erbrachte einen finanziellen Grundstock für den Wiederaufbau. Hinter dem ehrgeizigen Unternehmen standen nicht nur wohlhabende lutherische Bürger der Stadt, sondern auch lutherische Adelsfamilien der Umgebung, wie die Venningen und die Zyllenhardt. Damit waren die Lutheraner in den Stand gesetzt, ihre Kirche nicht nur im Inneren glanzvoll auszustatten, sondern ihr nun auch einen Glockenturm in der Mittelachse der Giebelfront an der Heidelberger Hauptstraße anzufügen. Als Architekt gilt Johann Jakob Rischer (1662?–1755) aus Vorarlberg, dessen Bauten Heidelberg und Mannheim in der Zeit des Barock maßgeblich geprägt haben. Bis heute beherrscht der „Zwiebelturm“ der Providenzkirche mit seinem achteckigen Glockenhaus die westliche Hauptstraße.

Durch die gewölbte Turmhalle betritt man das Kircheninnere. Hier war die wichtigste Änderung der barocke Plafond, in den tiefe Stichkappen über den Fenstern einschneiden. Der Spiegel war um 1735 mit einem Deckengemälde geschmückt worden, das die Speisung der Fünftausend (nach Matth. 14,21) zeigte und einem Angehörigen der Malerfamilie Seekatz – vermutlich Johann Ludwig Seekatz (geboren 1711, nachweisbar zuletzt 1740 in Worms) – zugeschrieben wird. Ob dieser Meister auch das Altar-Retabel und die 26 Ölbilder biblischer Szenen auf den Emporenbrüstungen ausgeführt hat, bleibt unbekannt. Da leider keine Bildquellen erhalten sind, ist nur gesichert, dass die asymmetrische Disposition der Prinzipalstücke und Emporen, die für das 17. Jahrhundert belegt ist, auch im 18. Jahrhundert beibehalten wurde. Der krönende Abschluss der Kirchnerneuerung war eine Orgel mit 27 Registern, die der Orgelbauer Gottfried Knaud (1708–1770) um 1740 für die damals hohe Summe von 2000 Gulden geschaffen hat. Sie bildete zusammen mit dem gemalten Altar-Retabel eine bis zur Decke hoch aufragende Schauwand, wie sie auch die lutherische Trinitatiskirche in Mannheim besessen hat.

Die Union von 1821 wirft die Frage auf, was mit der Providenzkirche im 19. Jahrhundert geschehen ist? Blieben seine „Ornamenta ecclesiae“, sein Deckenbild, seine bemalten Emporen, seine spezifisch lutherische Kirchengestaltung, erhalten, oder wurde die Kirche nun dem zahlenmäßig überlegenen calvinistischen Gemeindeteil angepasst? Wer mit evangelischen Kirchen in Deutschland vertraut ist, kennt die regionalen Unterschiede und weiß, dass in evangelisch-lutherischen Gebieten die Kirchen noch immer voll sind von Kunstwerken aller Art, die oft noch bis ins Mittelalter zurückreichen. Die weit verbreitete Ansicht, nach der Reformation sei durch den sog. Bildersturm ein großer Teil der mittelalterlichen Kunstwerke vernichtet worden, trifft nur zu in Gebieten, deren Reformation von Calvin und Zwingli geprägt war. So sind die großartigen Münster von Basel oder Ulm entleert worden, die evangelischen Stadtpfarrkirchen lutherischer Reichsstädte – wie Nürnberg oder Lübeck – sind oft noch voll von Altären, alten Farbfenstern und Wandmalerei.

Der barocke Innenraum der Providenzkirche ist durch die Evangelische Kirchenbau-Inspektion unter der Leitung von Ludwig Frank-Marperger (tätig 1856–1868) und seines Mitarbeiters, des Oberbaurats Hermann Behaghel (1839–1921; tätig 1869–1913), vernichtet worden. Schon um 1854 versetzte man die Orgel auf die Westempore und beseitigte die Altar-Organ-Schauwand zusammen mit der Chorempore. In einer zweiten Bauphase ab 1874 brach man in den nun leeren Chorraum das heutige Mittelfenster ein und erweiterte die Empore zu der heutigen symmetrischen Hufeisenform. Die gemalten Emporenbilder verschwanden, und das Deckenbild wurde ersetzt durch die ornamentale Stuckierung des Plafonds im Stil der Neo-Renaissance. Anstelle der Altar-Organ-Schauwand wählte man einen frei im ausgeläerten Chorraum stehenden Tischaltar, auf dem als einziges lutherisches Erbe das barocke Altarkreuz verblieben ist. Wenn in dem so entstandenen schmucklosen Betsaal calvinistischer Prägung noch ein Rest von transzendtem Glanz zu verspüren ist, so ist dies dem Christusbild in dem großen Mittelfenster zu verdanken, das die Frömmigkeit der Nazarener spiegelt und einen eindrucksvollen Ersatz für ein Altarbild zu bieten vermag.

Im Zweiten Weltkrieg sind die Innenräume aller ehemals lutherischen Kirchen vom Typus der Providenzkirche zerstört worden mit der einzigen Ausnahme der Dreifaltigkeitskirche in Speyer. Diese ehemals lutherische Pfarrkirche (erbaut 1701–1717) hat ihren reich geschmückten Innenraum mit seiner Altar-Organ-Schauwand bis heute bewahren können und lässt den Verlust erahnen, den die Heidelberger Providenzkirche erlitten hat. Heute stellt sich die bange Frage: Wird die Providenzkirche als heterogene Schöpfung – als ein barocker Kirchenbau mit einem Innenraum des Historismus – das Kirchensterben des 21. Jahrhunderts überleben?

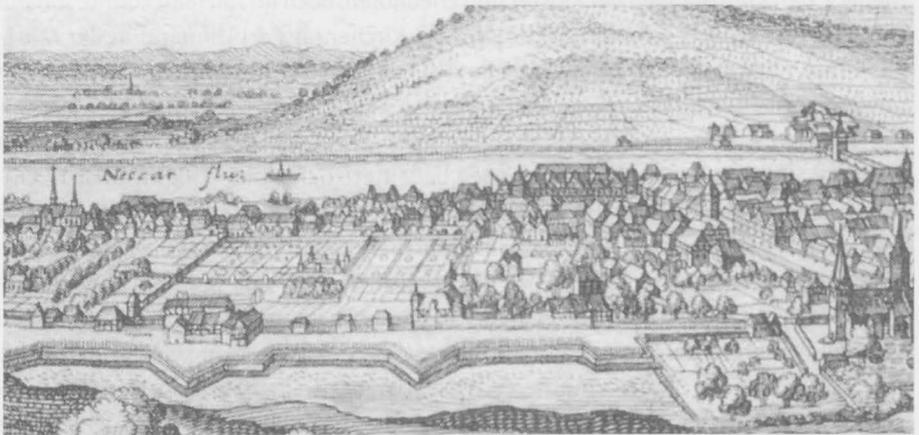
Literatur

- Anneliese Seeliger-Zeiss: Geschichte und Gestalt der Providenzkirche in Heidelberg, in Reinhard Störzner (Hg.), 350 Jahre Providenzkirche Heidelberg. Festschrift zum Jubiläum 2011, S. 15–76
- Dies.: Evang. Providenzkirche Heidelberg. Schnell. Kunstführer Nr. 1673 (Erstausgabe 1988), 2. Aufl. 2011
- Michael Roth: „Ihr Churfl. Durchl. haben Ihre Mildigkeit zu diesem Kirchenbau erwiesen.“ Kurfürst Karl Ludwig und die Providenzkirche in Heidelberg, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2012, S. 63–90

Der Herrengarten ✓

Keine Straße, keine Gasse erinnert an ihn, kein Geschäft, kein Kino, keine Gaststätte am fraglichen Abschnitt der mittleren Hauptstraße (etwa: Zum alten Herrengarten). Dabei prägte der kurfürstliche Herrengarten in der Vorstadt seit dem Mittelalter auch noch das Heidelberger Stadtbild, als gegen 1620 das unvollendet gebliebene Wunder des Hortus palatinus als Schloss-Garten dem felsigen Berg abgerungen und Pflanzen aus dem Herrengarten kübelweise hinaufgeschafft worden waren.

Der Herrengarten (Kurfürstlicher Garten, Kurfürsten- und Herrengarten, Hof-Garten, auch Garten in der Plöck; principis hortus) bildete ein längliches, nach Osten sich weitendes Rechteck von der Märzgasse westöstlich bis über die Theaterstraße hinaus (knapp 250 m lang) und südnördlich zwischen Plöck und Hauptstraße (rund 150 m breit); einzig die Begrenzung nach Osten ist diskussionswürdig; schon 1390 wird als westlicher Nachbar des jüdischen Friedhofs ein kurfürstlicher Garten erwähnt. Holzschnitte und Kupferstiche von Sebastian Münster und Matthäus Merian (1620, *Topographia Palatinatus Rheni* 1672), ein Blatt des Kurpfälzischen Skizzenbuchs um 1600 und spätere Ansichten, dazu zwei zeitgenössische handschriftliche Quellen („Abreisung des Gartens“, lat. wohl *Delineatio horti* 1581 und *Laudes horti principis / Lob des Fürstengartens* 1584) mit Lageplänen der Beete, Angaben zur künstlerischen Gestaltung (Brunnen, Türmchen, Labyrinth; mythologisches und genealogisches Programm) und Katalogen des Pflanzenbestands vermitteln einen ziemlich genauen Eindruck vom Herrengarten. Kurfürst Ottheinrich (1556–1559) hatte schon 1545 den älteren Garten durch Grundstückskäufe erweitert, mit Zitronen- und Pomeranzen bepflanzen lassen samt Gehäuse vor winterlichem Frost und sich um exotische Pflanzen bemüht. Die südöstliche Längsseite war Bahnen für Ring- und Lanzenstechen bei den Balkenrennen mit Schießhaus reserviert; die unteren zwölf Arkaden dieses Turnier- und Schießhauses wurden beim Aushub des Neubaus der Hochschule für Jüdische Studien (2009) im Hof



Blick von Süden auf den Herrengarten in der Vorstadt (Ausschnitt) aus Matthäus Merian, *Topographia Palatinatus Rheni* (um 1672)

Friedrichstraße 12 zur Plöck hin sichtbar; im Gewölbekeller der Mensa der Hochschule sitzt man vor einigen von ihnen. Der Garten war ummauert, drei Eingänge führten von der Südseite hinein. Eine Garten-Ordnung ist nicht belegt; wie öffentlich zugänglich der Hofgarten war, scheint nirgends gesagt, doch hatten außer dem Hof wohl Interessierte und gelehrte Gäste, auch Studenten Zutritt. Kurfürst Ludwig VI. (1576–1583) knüpfte kunstsinnig und gelehrt an die Interessen Ottheinrichs an, stellte botanisch versierte Gärtner an und ließ den Garten durch Aufträge, Korrespondenzen und Besucher zu einer Attraktion werden, die auch für Festlichkeiten wie Hochzeiten in der fürstlichen Familie genutzt wurde. Clusius, der europäische Fürst der Botanik und damals in Wien, besuchte Ludwig und den Herrengarten im Herbst 1579. Schon 1555 hatte der Mathematiker und Mediziner Jakob Curio den schon damals mit mehr als 30 Pflanzen- und Blumenarten bestückten Garten in einem lateinischen Gedicht (56 Hexameter) beschrieben: was sonst in Winterskälte in unserer Zone eingeht, kann hier in Gewächshäusern überwintern, ein ewiger Frühling (*ver perpetuum*) für Auge und Nase; die Heilpflanzen dienen dem Arzt und die Hausfrau findet jegliches Kohlgemüse (*oluscula*) und auch Wurzeln für den liebesmüden Ehemann (*marito / ad venerem segni*); der Hof-Koch hat für die Herren-Tafel (*Domini mensae*) reichstes Angebot. Im Herbst 1557 ließ Ottheinrich den Reformator Philipp Melanchthon in einer Pause des Wormser Religionsgesprächs nach Heidelberg holen. Melanchthon half neue Statuten der Universität zu formulieren und wurde in der Universität gefeiert; am 28. Oktober musste ihm der aus Wittenberg nachgereiste Freund Joachim Camerarius den Tod seiner Frau mitteilen: im Herrengarten (*principis horti*), Melanchthon sagt nur „Katharina“, zieht sich mit Camerarius in eins der Weingewölbe (*camera vitium*) zurück und spricht dann besorgt über die Tristesse der Zeitläufe.

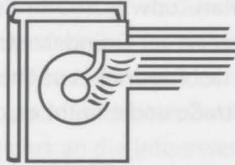
Der gezirkelte Renaissancegarten (*more geometrico*) „präsentiert sich in seiner Gestaltung und Pflanzenbestückung als eine Kombination von Lustgarten, botanischer Pflanzensammlung und Nutz(und Lehr-)garten für die Anzucht von Gemüse, Obst und Gewürzen sowie, nicht zuletzt, von Heilpflanzen“ (Metzger S. 288a) – für nahezu 250 Jahre die größte Oase der Stadt unter allen Grünflächen am Seegarten oder Brezeneck, den Kreuzgängen der Klöster und Friedhöfen; noch im Juli 1849 konnte Johann Hinrich Wichern von seinem Gastzimmer bei Kirchenrat Carl Ullmann in der Märzgasse aus nach Osten die ganze unbebaute „Herrlichkeit“ beschreiben (nach einem unveröffentlichten Brief an seine Frau Amanda).

Doch hat es einschneidende Veränderungen gegeben: Nach den Verwüstungen auch der Vorstadt im Dreißigjährige Krieg bedeutete den ersten Eingriff in die rechteckige Struktur des Gartens 1661 der Bau der den Lutheranern von Kurfürst Karl Ludwig gestatteten Providenzkirche mit Friedhof; Kurfürst Karl (1680–1685) ließ dort schon einmal exerzieren, 1693 flüchtete sich die Bevölkerung vor dem Brand in den Herrengarten und in das Kapuzinerkloster an der heutigen Theaterstraße. Unter Kurfürst Carl Theodor errichtete Pierre Rigal 1754 hier eine Maulbeer-Plantage und eine Seidenfabrik. 1810 teilten sich die Brüder Landfried das Gelände der Seidenfabrik: An der Plöck entstand eine Essigsiederei, an der Hauptstraße ein Landesproduktenhandel, aus dem die Tabakfabrik hervorging. Straßen durchzogen und parzellierten den Garten: zuerst die Friedrichstraße 1810, dann die Theaterstraße, an der im Garten des 1810 abgetragenen

Kapuzinerkloster 1853 das städtische Theater erbaut wurde; zuletzt 1885 in Längsrichtung die Landfriedstraße (mit Karl-Ludwig-Straße als Stichstraße von der Hauptstraße aus) mit bürgerlichen Häuserzeilen der Gründerzeit und auf der Nordseite tiefen Vorgärten. Der schmale Weg von der Friedrich- zur Theaterstraße über den Anna-Blum-Platz verlängert die Landfriedstraße und erlaubt es, den ganzen alten Herrengarten in der Länge abzuschreiten.

Quellen und Literatur

- Joachim Camerarius: De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte, Leipzig 1566, S. 367–371, übers. von Volker Werner: Das Leben des Melanchthon, 2010, S. 254f.
- Jacobus Curio: Der Garten des Erlauchtesten Pfalzgrafen Otto in der Heidelberger Vor-Stadt (Ottonidis illustrissimi Palatini in Suburbio Edelbergensi Hortus)
- Reinhard Düchting: Humanistische Dichtung zur Zeit Ottheinrichs, in Kurfürst Ottheinrich und die humanistische Kultur in der Pfalz, 2008, S. 31–39 bes. 35f.
- Wolfgang Metzger: „All Ding zergänglich“. Der Heidelberger Herrengarten: ein vergessener Renaissancegarten im Licht neuer Quellen. In: Die Gartenkunst 12, 2000, S. 275–302 (mit reicher Literatur)



KARL SCHMITT & CO. KG BAHNHOFSBUCHHANDLUNGEN

seit 1841

Buchhandlung Schmitt & Hahn
in Heidelberg
Hauptstraße 8 und
Brückenstraße 4

Presse + Buch
im Hauptbahnhof Heidelberg
und in

Bad Kissingen | Bad Krozingen | Bad Rappenau | Bad Sä-
ckingen | Baden-Baden-Oos | Basel | Bruchsal | Büh/Baden
Donaueschingen | Eberbach | Eisenach | Emmendingen
Erfurt | Frankfurt | Freiburg | Friedrichshafen | Gaggenau
Gemünden | Gera | Gießen | Göttingen | Gunzenhausen | In-
golstadt | Karlsruhe | Kassel | Kehl | Konstanz | Lindau | Mann-
heim | Mosbach | Neckarelz | Neustadt | Nürnberg | Offenburg
Passau | Plattling | Plauen | Pforzheim | Radolfzell | Rastatt
Rüsselsheim | Schwandorf | Schweinfurt | Singen | Sinsheim
Straubing | Villingen | Weimar | Weinheim | Worms | Würzburg



Die Evangelische Kapelle in der Plöck ✓

1868 kamen die Heidelberger Kaufleute Johann Martin Werner, Wilhelm Bröckelmann, Louis Werner, der Lehrer Abraham Röckh, der Verleger Karl Winter und Pfarrer Wilhelm Frommel zusammen zur Gründung „eines Evangelischen Vereins zur Fürsorge für sonntägliche Erbauung auf dem Grunde der heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse“ (Festschrift S. 26). Vorangegangen war ein langer Streit innerhalb der Heidelberger evangelischen Kirche: Die Mehrheit vertrat die „liberale“ Richtung, d.h. Jesus wurde vorwiegend als edler Mensch gesehen. Dagegen wandte sich die Gruppe der sog. „Positiven“, der die Geltung der Hl. Schrift und der Bekenntnisse wichtig war. Eine ausführliche Darstellung jener kirchlichen Verhältnisse, die letztlich zur Gründung der Kapelle geführt haben, ist 1926 erschienen (Nieden).

Alle Versuche, auf frei werdende Pfarrstellen einen „positiven“ Pfarrer einzusetzen, scheiterten. So hielten die „Positiven“ seit 1860 gottesdienstliche Versammlungen in verschiedenen Privathäusern, deren Räume aber auf Dauer zu klein wurden. 1869 wurde deshalb ein Haus in der Sandgasse 2 gemietet. Zu betonen ist, dass die „Positiven“ immer innerhalb der Landeskirche bleiben wollten und mehrfach erfolglos Anträge auf die Nutzung von Kirchen stellten. So wurde ein „Saalbauverein“ oder „Kapellenverein“ gegründet, der 1873 das Grundstück Plöck 47 erwarb, um darauf



Außenansicht der Kapelle, um 1876 (Foto: Archiv der Stadtmission)

eine Kirche zu erbauen. Finanziert werden sollte der Bau durch Spendenaufrufe in Zeitungen und Sonntagsblättern im ganzen Deutschen Reich. Die Spenden flossen so kräftig, dass 1875 der Grundstein für eine Kapelle gelegt werden konnte. Der Vertrag für den Bau wurde zwischen den Herren Wilhelm Liebenstein, Louis Werner, Carl Winter und Philipp Zimmermann einerseits und den Architekten Friedrich Henkenhaf und Friedrich Ebert geschlossen. Die Baukosten betragen 36.445 Mark, heute rund 360.000 Euro. Die Einweihung konnte am 2. Juli 1876 stattfinden. Vor dem Bau des Diakonissenhauses (des heutigen Wilhelm-Frommel-Hauses) war die Kapelle von der Plöck aus noch frei sichtbar. In der Kapelle versammelten sich die von der Erweckungsbewegung geprägten Christen, die 1920 eine eigene „Minderheitsgemeinde“ innerhalb der Landeskirche gründen konnten. Auch war die Kapelle eng mit dem Diakonissenkrankenhaus verbunden.

Diese kleine Kirche wurde im Laufe ihres Bestehens mehrmals renoviert und auch verändert. Der Blick fällt auf eine klassizistische Fassade mit großen, durch Rundbögen abgeschlossenen Fenstern, hinter der sich ein querschiffartiger Vorsaal befindet, der sich nach Norden in die eigentliche Kirche fortsetzt. Ursprünglich war der Eingangstür ein Windfang vorgelagert. Das Dach wird von einem Dachreiter gekrönt, und seit 2012 gibt es dort eine kleine Glocke.

Beim Eintritt in die Kapelle fällt vor allem der große Vorsaal auf. Von ihm führt rechts eine Treppe hinauf zu den Emporen. In diesem Vorsaal wurde bereits 1876 die erste „Kleinkinderschule“ des „Vereins für christliche Kleinkinderpflege“ eingerichtet.

Durch Holztüren gelangt man in die Kirche, in der sich ursprünglich links und rechts Emporen über die gesamte Kirche erstreckten. Die nördliche Altarwand trägt über dem Altar eine Kanzel. Im Kirchenraum fallen vier große, bunt verglaste Fenster auf, die zwischen 1885 und 1889 entstanden. Sie zeigen die Geburt Christi, den zwölfjährigen Jesus im Tempel, die Kreuzigung und den auferstandenen Christus. Gespendet wurden die Fenster von der Verlegerfamilie Winter.

1908 fand eine grundlegende Neugestaltung der Kapelle statt. Die bislang geschlossene Emporenbrüstung wurde durch eine offene mit kleinen Holzsäulen ersetzt. Die Altarwand erhielt über einer Quadermalerei in ihrem oberen Teil ein großes Wandgemälde mit dem thronenden Christus, der in faltenreichem Gewand die Hände segnend ausbreitet und von Engeln umgeben ist. Anstelle einer Decke, die den Dachstuhl verkleidete, wurde ein Tonnengewölbe eingezogen. Entlang diesem Gewölbe war das Bibelwort geschrieben: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.“ 1957 erhielt die Kapelle eine neue Weigle-Orgel anstelle der früheren Voith-Orgel. Die Bemalung der Altarwand wurde beseitigt, Altar und Kanzel wurden an der Wand von zwei Stucklisenen mit einem runden Abschluss gefasst. Hier wurde ein neues Bibelwort aufgemalt: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

1962 wurde das Westfenster des Vorsaaals vermauert, um Platz zu schaffen für das Kreuzigungsbild eines italienischen Malers aus dem 16. Jahrhundert, das der Gemeinde gestiftet worden und bislang an einem ungünstigen Ort aufgehängt war. Nach der letzten Renovierung 2012 fand es einen neuen Platz auf der Südepore.



Innenansicht der Kapelle, 1895 (Foto: Archiv der Stadtmission)

1986 fand eine weitere Innenrenovierung statt: Die Bänke wurden durch gepolsterte Stühle ersetzt und ein Teppichboden verlegt. Das Tonnengewölbe einschließlich der Stiehkappen zwischen den Fenstern erhielt einen himmelblauen Anstrich, wobei die Gurtbänder, die die Decke optisch teilen, weiß abgesetzt waren.

Der massivste Eingriff bei der Umgestaltung des Innenraums erfolgte 2012: Aus liturgischen Gründen wurden die Emporen im Norden um ein Joch verkürzt, um den Altarraum zu vergrößern. Anstatt des Teppichbodens wurde im ganzen Gebäude, Vorsaal und Kapelle, ein heller Natursteinboden verlegt. Alle Wände und die Decke wurden in unterschiedlichen Weißtönen gestrichen, so dass auch der Bibelspruch hinter Altar und Kanzel an dieser Stelle wegfiel. Im Vorsaal wurde das Westfenster wieder freigelegt. Mit dem Einbau einer Küchenzeile dient dieser Raum jetzt u.a. dem Kirchenkaffee und weiteren Veranstaltungen. Da die Altarraumfenster nach Westen und Osten einfach verglast waren, lag es nahe, den weggefallenen Bibelspruch und ein weiteres Bibelwort in neue, künstlerisch gestaltete Fenster zu bringen. Für diese Aufgabe wurde Johannes Schreiter (Langen) gewonnen, der in Heidelberg schon in der Heiliggeist- und der Peterskirche mit seinen Arbeiten vertreten ist. Im Westfenster ist, weil die Gemeinde das wünschte, der ihr bereits (seit 1957) vertraute Spruch „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ zu lesen; im Ostfenster das Wort: „Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen“, ein Hinweis auf die Kapelle als heutige „Diakoniekirche für Heidelberg“ und geistliches Herzstück der „Diakoniestraße Plöck“. Ebenfalls neu geschaffen wurden die „Prinzipalstücke“ Altar, Ambo, Taufstein und Osterleuchter von Werner Schlegel (Paderborn). So spiegelt sich im Wandel dieses Kirchengebäudes auch der Wandel innerhalb der kirchlichen Landschaft Heidelbergs.

Literatur

Geschichte der Evangelischen Kapelle zu Heidelberg. Festschrift zum 50. Jahrestag ihrer Einweihung, Heidelberg 1926 (im Text: Festschrift)

Adolf Nieden: Ecclesiola pro ecclesia, „Kirchlein für die Kirche“. Veröffentlichung 22 des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche Badens, Karlsruhe 1962 (im Text: Nieden)



Die Synagoge der orthodoxen Juden in der Plöck

Am Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es in Heidelberg drei Synagogen: in Rohrbach (seit 1845), in der Großen Mantelgasse (seit 1878) und in der Plöck (seit 1932). Sowohl in der Großen Mantelgasse wie am Rohrbacher Rathausplatz erinnern Gedenksteine an diese, bald nach dem Novemberpogrom 1938 abgebrochenen, Gebäude. Keinerlei Hinweis oder Gedenken gibt es für die Synagoge in der Plöck. Es ist auch schwierig, sich dort einen Gedenkort vorzustellen, denn auf dem Gelände, wo die Synagoge sich befand, steht der massive Gebäudekomplex des Kaufhofs. Die Fassade des Kaufhauses ist hier in der Plöck besonders schmucklos, die Fassade eines Parkhauses. Rechts die Rampe der Zufahrt, links die der Ausfahrt, in der Mitte die Glas-türen zum Eingang in das Erdgeschoss des Geschäftshauses. Hier, im Hinterhaus des Anwesens Plöck Nr. 35, befand sich die Synagoge der orthodoxen Juden Heidelbergs. Sie hatte Plätze für 50 Männer und 30 Frauen und war von außen nicht als solche zu erkennen. „Das Hinterhaus bestand aus einem Mittelbau und einem Anbau im Süden. Die Synagoge befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach in dem ost-westlich verlaufenden Teil des Gebäudes. Sie lag im Erdgeschoss und zeigte gegen Süden die Fassade eines gewöhnlichen Wohnhauses, hatte aber an der zum Garten gelegenen Nordseite sehr große Fenster.“ So beschreibt Barbara Löslein (S. 76) die Synagoge. Sie kann sich dabei nur auf Aussagen von Zeitzeugen berufen, da es keine sonstigen Unterlagen gibt. Über das Innere der Synagoge gibt es noch weniger Aussagen; lediglich im Bericht



So könnte auch der Hinterhof Plöck 35 ausgesehen haben (Foto: Ingrid Moraw)

über die Einweihungsfeier, der in der Wochenzeitung „Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum.“ (14.4.1932. Heft 16) erschienen ist, heißt es, Simon Hochherr – der Hauptredner bei der Feier – habe gesagt, dass Dr. Herbert Großberger, ebenfalls ein Gründungsmitglied der Gemeinde, „trotz bescheidener Mittel eine so künstlerische und würdige Stätte geschaffen“ habe. Nähere Angaben fehlen, ein Foto existiert nicht. Im selben Artikel wird auch berichtet, dass an der Einweihungsfeier viele Mitglieder der Hauptgemeinde teilgenommen hätten.

Spätestens hier stellt sich die Frage, wie und warum es zur Einrichtung dieser dritten Synagoge in Heidelberg kam.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich in Deutschland neben dem traditionellen Judentum (orthodox) das Reformjudentum (liberal). Die Richtungen unterscheiden sich durch ihre Haltung zur Tora, besonders zu deren rituellen Geboten. Die Unterschiede werden auch im Alltag sichtbar: orthodoxe Juden halten die Schabbatruhe ein, beachten die Speisegesetze und besuchen regelmäßig die Synagoge, wo der Gottesdienst nach traditionellem Ritus gestaltet wird (Hebräisch als Gebetsprache, Gesang ohne Orgel). Vor allem die Gestaltung des Gottesdienstes unterscheidet die beiden Richtungen. Die liberalen Gemeinden stellten in ihren Gotteshäusern ein Harmonium auf oder bauten eine Orgel ein, manchmal auch eine Kanzel, sie benutzten die deutsche Sprache als Gebetsprache; sie näherten sich in ihren Gottesdienstformen denen der evangelischen Christen an.

Die Heidelberger Kultusgemeinde war im Lauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu einer liberalen Gemeinde geworden. Der Rabbiner Salomon Fürst (1792–1870) hatte schon 1854 ein Harmonium aufstellen lassen, und die neue Synagoge in der Mantelgasse hatte eine eingebaute Orgel und eine Kanzel. Aber der Liberalisierungsprozess hatte auch Gegner. Die Gegensätze wurden u.a. ausgetragen bei Wahlen zu den Gremien der Gemeinde (Gemeindevertretung und Synagogenrat) und des Landes (Landessynode und Oberrat).

Einige Gemeindemitglieder wollten die Neuerungen nicht mitmachen, sie wollten am traditionellen Ritus festhalten. Sie begannen, eigene Gottesdienste abzuhalten; zuerst in Privatwohnungen (in der Uferstraße, in der Brückenstraße, in der Weberstraße) oder sie mieteten Räume (im Gasthaus zum Goldenen Ross). Spätestens seit 1930 gab es in der Plöck einen Betsaal. Zu den unzufriedenen Gemeindemitgliedern gehörten u.a. Simon Hochherr (Tabakfabrikant), Dr. Albert Hirsch (Kinderarzt), Saul Deutsch (Prokurist), Dr. Herbert Großberger (Verlagsbuchhändler), geachtete Bürger Heidelbergs. 1921 gründeten sie den „Verein gesetzestreuer Juden in Heidelberg“, um ihre Position stärker vertreten zu können. Simon Hochherr war der Vorsitzende. Dr. Herbert Großberger hatte auch den Vorsitz in der Ortsgruppe Zionistische Vereinigung in Deutschland.

Ebenfalls ablehnend gegenüber den liberalen Formen des Gottesdienstes verhielt sich eine andere Gruppe. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts und verstärkt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als das Staatensystem Osteuropas sich völlig veränderte, kamen viele Juden aus Russland und dem gerade entstandenen Polen. In Heidelberg lebten diese Zugewanderten meistens in der Altstadt und waren im Kleinhandel tätig.

Ihnen war die reformierte Gottesdienstform fremd. Auch wurden sie von den alteingesessenen Juden als Fremde wahrgenommen. Hugo Marx, selbst traditionell erzogen, Richter am Mannheimer Landgericht und SPD-Mitglied, spricht in seinem Erinnerungsbuch sogar von einem gewissen „Dünkel“ der meist assimilierten alteingesessenen Juden gegenüber den Ostjuden (S. 46). Diese Zugewanderten unterhielten zunächst einen eigenen Betsaal in der Dreikönigstraße und gründeten ebenfalls einen Verein.

Das Bedürfnis nach Abgrenzung von der Hauptgemeinde wurde offensichtlich so groß, dass die so entstandene orthodoxe Gemeinschaft im September 1929 einen eigenen Rabbiner (Hermann Mayer aus Stuttgart) berief und am 2. April 1932 ihre eigene Synagoge in der Plöck einweihen konnte.

Die eigene Synagoge bedeutete aber nicht die völlige Trennung von der Hauptgemeinde, was ja auch die Teilnahme vieler Mitglieder an der Einweihungsfeier zeigt. Heidelbergs jüdische Kultusgemeinde blieb eine Einheitsgemeinde.

In der Pogromnacht im November 1938 wurden alle drei Synagogen verwüstet. Das Gebäude in der Mantelgasse und das in Rohrbach wurden in den auf den Pogrom folgenden Monaten auf Kosten der Jüdischen Gemeinde abgerissen. Das Hinterhaus Plöck 35 musste 1959 dem Erweiterungsbau des Kaufhofs weichen.

Die Menschen, die sich damals hier zum Gebet versammelt hatten, erlitten unterschiedliche Schicksale. Simon Hochherr flüchtete im Januar 1939 in die Niederlande, wurde aber von dort 1943 nach Theresienstadt und im Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert, wo er ermordet wurde.

Dr. Albert Hirsch emigrierte bereits im Mai 1933 nach Palästina. Saul Deutsch wurde nach Ungarn ausgewiesen und dort im Internierungslager 1944 getötet. Dr. Herbert Großberger gelang im Februar 1939 die Flucht nach Palästina. Die aus dem Osten zugewanderten Juden wurden 1938 teilweise nach Polen ausgewiesen, teilweise konnten sie flüchten und einige, die noch in Heidelberg lebten, wurden am 22. Oktober 1940 ins südfranzösische Lager Gurs deportiert.

Literatur

Peter Blum (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg (Buchreihe der Stadt Heidelberg – Band VI), Heidelberg 1996

Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011

Barbara Löslein: Geschichte der Heidelberger Synagogen (Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg. Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt, hg. von Pete Anselm Riedel), Heidelberg 1996

Hugo Marx: Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892–1933). Ein soziologisch-politisches Zeitbild, Villingen 1965

Das Jahrbuch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung von:



VOLKSBANKKURPFALZ H + G BANK

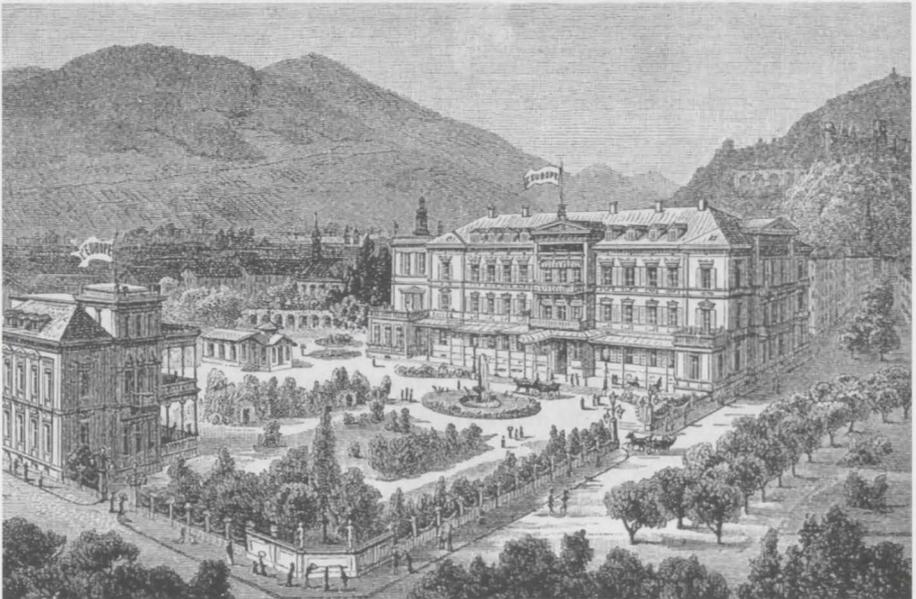
Die Bank mit dem Plus

Der Europäische Hof ✓

Ein Hotel ersten Ranges ist ohne Zweifel seit seiner Gründung im Jahre 1865 „Der Europäische Hof“, das Hotel Europa in Heidelberg. Wenn es ein Hotel in der Stadt gibt, das annähernd als so geschichtsträchtig betrachtet werden kann wie die Stadt selber, obwohl es doch noch so jung im Vergleich da steht, dann ist es das Haus in der Friedrich-Ebert-Anlage.

Doch gehen wir zurück in die Zeit, als die große breite Straße noch Leopold-Anlage hieß und sich als eine von Kastanien gesäumte Allee präsentierte. Nein, gehen wir noch etwas weiter in der Geschichte zurück, genau bis zum Jahre 1588, als in Heidelberg bereits ein Einwohnerverzeichnis geführt wurde, welches dokumentiert, dass an die 5.500 Menschen in der Stadt lebten, 580 davon waren Studenten. Und man erfährt, dass es zwölf Gasthäuser gab, von denen drei durchaus als Vorläufer der heutigen Hotels bezeichnet werden können. Es wäre vermessen, hier bereits von „mittelalterlichem Tourismus“ zu sprechen, dennoch zeigt uns diese verhältnismäßig hohe Zahl, dass man in Heidelberg Gastlichkeit schon immer großgeschrieben hat.

Herbergen und Hotels lagen meist östlich der Grabengasse und trugen so klangvolle Namen wie „König von Portugal“, „Zu den drei Königen“, „Zum Goldenen Hecht“ oder „Holländer Hof“ – die letzteren beiden gibt es noch heute. Aber schon im Vorfeld des Anschlusses an das Netz der Badischen Hauptbahn im Jahre 1840 gab es bald auch rege Bautätigkeiten rund um das westliche Ende der Leopold-Anlage, den geplanten Standort des neuen Hauptbahnhofes.



Hotel Europäischer Hof um 1880 (Postkarte: Europäischer Hof)

Eines der ersten Hotels, welches zu dieser Zeit entstand, war das „Hotel Schrieder“, direkt am neuen Bahnhof gelegen. Die „runde Ecke“ zur Bahnhofstraße hin ist heute noch älteren Heidelbergern als „Schrieder-Rondell“ bekannt.

Joseph Schrieder war es dann auch, der das ehemalige Areal des Hospitalgartens und des aufgelassenen alten St.-Anna-Friedhofs an der Leopold-Anlage erwarb und sich damit eines der schönsten Heidelberger Parkgrundstücke sicherte. Nach zwei Jahren Bauzeit konnte der „Europäische Hof“ schließlich 1865 eingeweiht werden. Um den Stadthaus-Charakter des Umfeldes zu erhalten, war es die Auflage der Stadt, beim Bau nur sechs Fenster zur Leopold-Anlage hin zu erstellen. Noch heute kann man das gut nachvollziehen.

Insgesamt dreimal wurde er seit seiner Eröffnung verkauft, bis schließlich Fritz Gabler 1906 als neuer Eigentümer den Beginn einer bis zum heutigen Tage währenden Ära begründete. Durch die Wirren des ersten Weltkrieges, die turbulenten durchaus nicht immer goldenen Zwanziger und dann die finsternen Dreißiger Jahre brachte er den Europäischen Hof durch seine Persönlichkeit und sein unternehmerisches Geschick in die Riege der bekanntesten Grand Hotels dieser Welt.

Ständige Investitionen für Um- und Anbauten, Garagen, technische Neuerungen und Privatbäder in fast allen Zimmern zu einer Zeit, als dies als purer Luxus gelten konnte, zeigten das hohe persönliche Risiko, das Fritz Gabler bereit war für sein Haus zu tragen. Die Aufträge für all die auszuführenden Arbeiten gingen an Heidelberger Betriebe, die somit für viele Angestellte in schwierigen Zeiten Arbeitsplätze erhalten konnten.

Fritz Gablers unternehmerisches Engagement ging aber noch weit über das eigene Haus hinaus: zur kaufmännischen und fachlichen Weiterbildung von Nachwuchskräften gründete er 1925 die Höhere Hotelfachschule Heidelberg. Es ist die älteste Schule dieser Art in Deutschland. Sie befindet sich nach mehreren Ortswechsellern seit 1989 im ehemaligen Gebäude des Boxberg-Gymnasiums in der Waldparksiedlung Boxberg und trägt mittlerweile den Namen ihres Gründers: Fritz-Gabler-Schule. Aufgrund seiner Verdienste wurde Fritz Gabler 1936 zum Präsident der Alliance Internationale de l'Hotellerie in Paris gewählt.

Die Ausstattung, Flair und Ambiente des Europäischen Hofes waren schon immer exquisit und erlesen, man strebte danach, „dem Besucher das eigene Heim zu ersetzen“, wie es in der Chronik des Hauses zu lesen steht. Verantwortlich hierfür zeichnete Luise Gabler, geb. Mühlmann aus der Heidelberger Herrenmühle, der die Leidenschaft für Gastronomie und Hotellerie quasi in die Wiege gelegt worden war. Hätte man zur damaligen Zeit bereits von einem „Dream-Team“ gesprochen, wären sie und ihr Mann diejenigen gewesen, die man als bestes Beispiel hätte anführen können. 1919 erwarben sie gemeinsam das dem Europäischen Hof gegenüberliegende Hotel Viktoria und stellten mit insgesamt 260 Betten das größte Hotelunternehmen Heidelbergs.

Der Zweite Weltkrieg, vor dessen Zerstörungen Heidelberg weitgehend verschont geblieben war, endete für die Stadt am 29. März 1945, einem Karfreitag, mit dem Einmarsch der Amerikaner, die noch am selben Tag den Europäischen Hof und das Hotel



Fritz und Luise Gabler (Foto: Europäischer Hof)

Viktoria beschlagnahmten. Las sich das Gästebuch in den vorigen Jahrzehnten wie ein Querschnitt des „Who is Who“ aus Adel, Politik und Kunstszene, so waren die neuen Hausherren Angehörige des amerikanischen Militärs, vornehmlich des Oberkommandos unter General Dwight D. Eisenhower. Die schweren Vorhänge waren meist zugezogen, so dass kein Heidelberger wusste, was sich hinter den Türen und Fenstern des Europäischen Hofes abspielte.

Familie Gabler, die mit Tochter Edith von Kretschmann und zwei Enkeln in die Sofienstraße umgezogen war, durfte ihr Hotel jahrelang nicht betreten. Als es die Amerikaner schließlich nach zwölf Jahren wieder frei gaben, waren vom gesamten Mobiliar ein Guéridon, ein Bestelltisch für den Service, mit doch tatsächlich drei Bestecken übrig geblieben!

Fritz Gabler, der 1953 verstorben war, hat die Rückgabe seines Hotels nicht mehr erleben dürfen. Nun war es an seiner Frau Luise zu entscheiden, ob sie neu beginnen oder aufgeben würde. Das Haus und das Lebenswerk ihres Mannes lagen ihr sehr am Herzen, so dass die Entscheidung nur die Eine sein konnte: den neuen Weg beschreiten.

1955 verkaufte sie das Hotel Viktoria an die Universität Heidelberg, in dem sich bis heute das juristische Seminar befindet, und investierte den Erlös in die Renovierung des Europäischen Hofes, die 1957 abgeschlossen war.

Von insgesamt sechs Enkeln war es einer, an den Luise Gabler die Staffel letztendlich übergeben sollte, ausgerechnet an jenen, der sich am weitesten von Heidelberg entfernt hatte und in Amerika seine Existenz aufbauen wollte. 1963 wurde Ernst-Friedrich von Kretschmann in die Heimat „zurück beordert“ und übernahm 1965 gemeinsam mit seiner Frau Sylvia die Leitung des Europäischen Hofes.

Den Spuren seines Großvaters Fritz Gabler folgend, war sich Ernst-Friedrich von Kretschmann von vornherein bewusst, dass sein Hotel den Ruf als erstes Haus am Platz auf jeden Fall wieder erreichen würde. Auch er übernahm mit seiner Frau die Verantwortung für insgesamt drei umfangreiche Aus- und Neubauten, unter anderem einem Schwimmbad im fünften Obergeschoss des Hotels, „dem einzigen Ort in Heidelberg, an dem man mit Schlossblick schwimmen kann, ohne dass der Neckar Hochwasser führt!“

Literatur

Der Europäische Hof Hotel Europa Heidelberg (Hg.): 1865–2000 Der Europäische Hof Hotel Europa Heidelberg, Heidelberg 2000

Susanne Fiek: Alla hopp!, Wartberg Verlag 2013

Das Kaufhaus „Galeria Kaufhof“, vormals „Horten“ ✓

„Wir treffen uns am Bismarckplatz an den Arkaden“. Was heute bei den meisten Heidelbergern ein Stirnrunzeln hervorrufen würde, war bis 1960 durchaus ein gängiger Spruch, um sich am Bismarckplatz (heute sprechen die jungen Menschen vom „Bisi“) zu verabreden. Diese Arkaden – entstanden im Jahre 1925 – nahmen die gesamte Südfront des Platzes ein und wurden von der Villa Busch (einem Privathaus an der Ostseite) und dem Hotel Reichspost (am Beginn der Rohrbacher Straße) flankiert.

Mit der Sensibilität bezüglich städtebaulicher Entwicklungen in heutiger Zeit kann man die nun folgende Entwicklung jedoch nicht betrachten. Man muss sich vielmehr die außergewöhnliche Situation Heidelbergs in den ersten Nachkriegsjahrzehnten vor Augen halten: in nahezu allen Großstädten Deutschlands waren bedingt durch großflächige Kriegszerstörungen schnelle und vor allem moderne Lösungen für den Wiederaufbau der Innenstädte gefragt. Mannheim ist hierfür ein passendes Beispiel. In Heidelberg war die Lage gänzlich anders: nahezu überall fand man die unzerstörte Bausubstanz und allerdings auch die Infrastruktur der Vorkriegszeit vor. Gerade letzteres hatte den Stadtvätern ja schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts Sorgen bereitet (Verlegung des Hauptbahnhofs). Mit der endlich erfolgten Stilllegung des alten Bahngeländes erschien es geradezu unerlässlich, vor der Altstadt einen neuzeitlichen „City-Bereich“ zu schaffen. Eine besondere Bedeutung kam jetzt der Frage nach einem Warenhaus mit einem deutlich größeren Angebot, als es bislang in der Stadt vorhanden war, zu.



Kaufhaus Galeria Kaufhof, 2013 (Foto privat)

Treibende Kraft für eine Bebauung anstelle der alten Arkaden war das Kaufhaus Köster in der ehemaligen Hofapotheke am Marktplatz. An dessen Stelle trat jedoch schnell die Horten AG aus Düsseldorf, eine der führenden Kaufhauskonzerne mit einem Vollsortiment-Angebot in Deutschland.

Bevor die Firma Horten bauen konnte, musste das Gelände „befreit“ werden: mit der Besitzerin der Villa Busch wurde relativ lange um eine Entschädigung gerungen, beim Hotel Reichspost war es bereits weniger kompliziert. Den schnellsten Erfolg hatte man jedoch bei den Arkaden-Kaufleuten: teils bekamen sie im Areal des Menglerbaus oder auch in neu errichteten (und heute nicht mehr vorhandenen) Arkadengeschäften an der Seegarten-Haltestelle Ersatz-Domizile.

Aus heutiger Sicht mag es erstaunen: der Protest gegen diesen deutlich sichtbaren Eingriff in das Herz der Stadt war kaum vernehmbar. Was wir heute als gesunden Bürgersinn bei Projekten dieser Größenordnung so selbstverständlich vorfinden, war nicht einmal bei der optisch nicht weniger auffälligen weiteren Änderung am Bismarckplatz vernehmbar: dem 1967 erfolgten Abriss der Villa Röder an der nordwestlichen Ecke zur Berghheimer Straße. Dort entstand im folgenden Jahr das noch heute existierende Gebäude der Firma Woolworth.



Oben Bismarckplatz mit Baugrube von Kaufhaus Horten; unten Kaufhaus Horten 1960/61 (Fotos: Stadtarchiv Heidelberg)

Im Herbst 1959 begannen schließlich die Abbrucharbeiten. Eine ungewohnt tiefe Baugrube musste ausgehoben werden, da zwei Untergeschosse geplant waren.

In einer kurzen Bauzeit von nur zwölf Monaten errichtete die Horten AG unter der Leitung der Architekten Eiermann und Hilgers einen Block von fast erdrückenden Ausmaßen. Auf vier Etagen plus Untergeschoss entstanden 7.900 qm Verkaufsfläche. Eine Besonderheit stellten hufeisenförmige Tresen eines Schnellimbissrestaurants im Untergeschoss dar: Einrichtungen wie sie bislang nur in den Vereinigten Staaten bekannt waren, für das wirtschaftlich prosperierende Westdeutschland jedoch der „letzte Schrei“. Die Warenanlieferung erfolgte durch ein doppeltes Aufzugssystem in der kleinen Plöck, welches noch heute in der gleichen Form genutzt wird: Über den östlichen Lastenaufzug können Klein-Lkw direkt in das zweite Untergeschoss fahren und werden dort – ein besonderer Clou, der unnötiges Rangieren entfallen lässt – über eine Drehscheibe zu den Laderampen geleitet. Die Abfahrt erfolgt über den westlichen Aufzug. Eröffnung war am 31. August 1961. Fast zeitgleich wurden zwei weitere Häuser des Konzerns ihrer Bestimmung übergeben: die Merkur-Warenhäuser in Moers und Stuttgart. Die Merkur Warenhäuser befanden sich seit 1953 in Händen des Horten-Konzerns, in welchem sie nach und nach als Horten-Kaufhäuser aufgingen. Auffällig ist allen damals entstandenen Gebäuden die äußere Form, insbesondere die Fassadengestaltung: erkennbar an den berühmten Horten Kacheln des Architekten Egon Eiermann. Gerade diese 50 x 50 cm großen quadratischen Kacheln trugen zum Wiedererkennungswert der Häuser bei – heute würde man von einer „corporate identity“ sprechen.

Bereits neun Jahre später wurden von der Konzernzentrale Konsequenzen aus dem steigenden Raumbedarf für Verkaufsflächen gezogen: eine Vergrößerung um knapp 10.000 qm sollte durch Aufstockung einer weiteren Etage erreicht werden.

Die vierte Etage sollte jetzt, vom Restaurant befreit, nur noch reine Verkaufsfläche bieten und das fünfte Stockwerk neben Verkaufsflächen das neue Kundenrestaurant beherbergen. Das aufgesetzte Stockwerk war als oberste Etage wieder für die Verwaltung vorgesehen. Diese bauliche Umgestaltung bewog allerdings Egon Eiermann dazu, sich von dieser Änderung an seinem Werk zu distanzieren. Ausführende Architekten für die Umgestaltung waren die Architekten H. Schnitt und G. Kasimir aus Karlsruhe. Da die Aufzüge aus technischen Gründen jedoch nicht in das neue Geschoss führen konnten, ist auch heute noch das Verwaltungsgeschoss nur über Treppen zu erreichen. Zudem wurde an der Rückseite in der kleinen Plöck ein Nottreppenhaus errichtet, das erst im Jahre 2011 dank des Einbaus moderner Sprinkleranlagen entfernt werden konnte.

Eine weitere, wenn auch nur kleine bauliche Veränderung, erfolgte im Zuge der Neugestaltung des Bismarckplatzes Mitte der 80er Jahre: die Schaufensterfront mit der Anlage eines Vordachs, getragen von schmalen Säulen, wurde modernisiert und die Eingänge in der Mitte und zur Sofienstraße mit modernen Spitzdächern versehen. Geschlossen wurde seinerzeit auch die Unterführung, die es ermöglichte, vom Untergeschoss des Hortens trockenen Fußes zu den Haltestellen der HSB und zum Eingang vor Woolworth zu gelangen.

Das heutige Gesicht bekam das Kaufhaus im Jahr 1988 durch eine auffällige Fassadenneugestaltung des Eiermann Schülers Georg Kasimir. Eine fast vollständige Glasfront zur Nordseite ersetzte die bekannten Horten-Kacheln Eiermanns. Eine Maßnahme, die insbesondere technisch begründet wurde: die Kacheln waren oft brüchig, mussten geklebt werden und waren bei vielen der Horten-Häuser oftmals durch Netze verdeckt worden, um das Einnisten von Tauben zu verhindern. Lediglich das fünfte Obergeschoss und die Schmalseiten tragen heute noch wenige dieser markanten Quadratkacheln, in der Mitte wurde das Restaurant mit einer Glaswand versehen. Einziger Wermutstropfen: das Panoramarestaurant konnte nicht um die nordöstliche Ecke mit Blick zum Schloss verlängert werden. Die Anlagen der Küche und das dort befindliche Leitungssystem hätten einen Umbau nur um ein Vielfaches der Kosten in Millionenhöhe ermöglicht.

Dafür gab es eine weitere Neuerung: einen gläsernen Außenaufzug, der die Straßenebene mit der „Delikatessa“ im Untergeschoss und der Gastronomie im 5. Obergeschoss verbindet.

Durch die Übernahme des Horten Konzerns durch die Kaufhof AG im Jahr 2000 wurde in Heidelberg aus der „Galeria Horten“, die „Galeria Kaufhof“. Dessen ungeachtet sprechen aber heute noch viele Einheimische vom „Horten“, so wie sich noch lange die Ortsangabe des „Gaskessels“ im Pfaffengrund im Volksmund hielt, obwohl dieser schon lange verschwunden ist.

Einem Vergleich mit den zahlreichen historischen Gebäuden unserer Stadt kann der „Horten“ sicher nicht standhalten, als Teil einer rasanten Nachkriegsentwicklung vor der Altstadt kommt ihm jedoch eine große Bedeutung zu. Als Gebäude mit einer ungleich stärkeren öffentlichen Frequentierung als viele Altstadtgebäude (von den städtischen und Universitätsbauten einmal abgesehen), muss man es als Bestandteil der heutigen Identität der Stadt und seiner Bürger respektieren, da es vor Allem in seiner Funktion als Warenhaus einen nicht unwesentlichen und erfolgreichen Beitrag zur ökonomischen Landschaft Heidelbergs leistet.

Polnische Spuren in Heidelberg ✓

Unabhängig davon, wie oft sich Grenzen in Europa im Laufe der Jahrhunderte geändert haben, fühlte sich das polnische Volk immer der westeuropäischen Gemeinschaft zugehörig und nahm regen Anteil am politischen und kulturellen Leben unseres Kontinents. So hinterließen viele Polen seit Jahrhunderten ihre Spuren auch in Heidelberg. Als Beispiel soll hier Matthäus von Krakau (um 1330 in Krakau geb. – 1410 in Heidelberg gest.), Matthaëus de Cracovia, genannt werden, der als Erzieher der ersten polnischen Professoren an der Krakauer Akademie wirkte, 1396–1397 Rektor der Universität Heidelberg war und 1405–1410 Bischof von Worms wurde. Polnische Spuren finden sich auch unter den kurpfälzischen Herrschern der damaligen Zeit: Ottheinrich von der Pfalz (1502–1559), der Erbauer des Ottheinrichbaus am Heidelberger Schloss, war das Enkelkind von Herzog Georg des Reichen von Bayern-Landshut und seiner Gemahlin, der polnischen Prinzessin Jadwiga Jagiellonka (Hedwig Jagiellonica), der ältesten Tochter des Königs von Polen und Großfürsten von Litauen Kasimir Jagiellończyk (siehe auch Landshuter Hochzeit); Carl III. Philipp (1661–1742), Kurfürst von der Pfalz, heiratete Prinzessin Ludwika Karolina Charlotte von Radziwiłł-Birze, Tochter des polnischen Fürsten Bogusław Radziwiłł, und in zweiter Ehe in Krakau die polnische Prinzessin Theresa Katharina Lubomirska, Tochter des Fürsten Josef Karol Lubomirski. Der ersten Ehe entstammten die drei Enkelinnen, Elisabeth Augusta, Ehefrau Kurfürst Karl-Theodors, Maria Anna und Maria Franziska Dorothea, Mutter des Königs von Bayern, Maximilian I. (1756–1825).



Bergheimer Straße 26, Wohnort von Anton S. Jurasz (Foto: Skolaut)

Anfang des 19. Jahrhunderts besuchte das polnische Großbürgertum, darunter zahlreiche Künstler und Studenten Heidelberg wie z. B. Graf Zygmunt Krasiński (1812–1859), der mit Adam Mickiewicz (1798–1855) und Juliusz Słowacki (1809–1849) zum Dreigestirn der polnischen, romantischen Dichtung gehört. Er besuchte Heidelberg 35 Mal und war ähnlich wie Fryderyk Chopin (1810–1849) Patient bei dem Chirurgen Maximilian Chelius, wohnhaft in der Hauptstraße 79 (heute Kurpfälzisches Museum). Fryderyk Chopin gab dort ein Konzert (wahrscheinlich 1835) und blieb Gast bei Chelius über mehrere Tage. Chopin hielt sich ebenfalls bei Johann Georg Gutmann, Besitzer des Hotels „Zum König von Portugal“ in der Hauptstraße 146 (heute Kino Gloria) auf, dessen Sohn, Adolph Gutmann, Chopins Schüler war. Während der Romantik kamen sie nicht nur der Universität und ihrer hervorragenden Medizin wegen, sondern auch die unvergleichliche Schönheit der Stadt und Landschaft zog viele an. So lobten z.B. Ferdinand Hoesik in seinen Memoiren „Powieść mojego życia. Dom rodzicielski. Pamiętnik“ oder Karol Szymański in seinem Buch „Z Warszawy i Heidelbergu“ die Stadt und Universität in höchsten Tönen.

In der unruhigen Zeit der, leider nicht von Erfolg gekrönten, polnischen Aufstände von 1830/31 und 1863 gegen die Teilungen Polens unter Russland, Preußen und Österreich, organisierten Heidelberger Bürger Hilfe für verfolgte polnische Patrioten, die über Heidelberg nach Paris ins Exil flüchteten. Es bildeten sich zahlreiche Polenkomitees, organisiert von z.B. Ernestine Voß, Gattin des Universitätsprofessors Johann Heinrich Voß und unterstützt durch den Verleger Christian Friedrich Winter. Die Dichter Ludwig Uhland und Nikolaus Lenau verfassten polnische Gedichte. Eine Vielzahl Polenlieder entstand.

Während der Badischen Revolution 1848/49 kämpften an der Seite der badischen Freischärler über 400 Polen, angeführt vom polnischen General Ludwig Mieroslawski, für „Eure und unsere Freiheit“. Das Hotel „Prinz Carl“ in Heidelberg war vorübergehend sein Hauptquartier.

Dieser Bericht möchte sich abschließend der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmen und Polen vorstellen, die exemplarisch für viele dieser Zeit stehen. Einer Zeit wachsender polnischer Studentenzahlen an deutschen Universitäten, einer Zeit „positivistischer Arbeit“, die die romantischen Ideen des bewaffneten Kampfes der polnischen Jugend als nicht realistisch ablehnte. Der Positivismus (nicht nur der polnische) proklamierte die Notwendigkeit der Aneignung von ökonomischem und technischem Wissen unter Intellektuellen. Mit diesem Wissen könne man einen polnischen Staat wieder erlangen, aufbauen, stark und zukunftsfähig machen – so die Parole.

Aufgrund des Fehlens von polnischen Hochschulen in den Teilungsgebieten, die russifiziert, geschlossen oder gar nicht zugelassen wurden, suchte die polnische Jugend ihre Bildung im Ausland. Heidelberg mit seiner berühmten Universität und der Atmosphäre der Vertrautheit und Toleranz im liberalen Baden, besaß eine besondere Anziehungskraft. Genannt sei Adam Asnyk (1838–1897), ein polnischer Lyriker und Dichter, der sich 1861/62 in Heidelberg aufhielt. Er musste nach dem Januaraufstand 1863 aus Polen fliehen, immatrikulierte sich 1864 in Heidelberg, hörte hier Vorlesungen zur Poli-



Anton Stanisław Jurasz
(Foto: Universitätsarchiv
Heidelberg)

tischen Ökonomie, zu Staats- und Verwaltungsrecht und erwarb 1866 an der Ruprecht-Karls-Universität den akademischen Titel eines Doktors der Philosophie.

In Heidelberg lehrten zu dieser Zeit nicht nur europaweit bekannte deutsche Professoren, sondern auch der erste polnische Akademiker, dem die Ehre der badischen Universität in Heidelberg zuteil wurde, Professor Anton Stanisław Jurasz (1847–1923). Als Laryngologe und Professor war er 28 Jahre hier tätig. Bis heute stehen beide Häuser, in denen er wohnte: Bergheimer Straße 26 und Kaiserstraße 7. Anton S. Jurasz wurde 1847 in Splawa bei Posen geboren. Er studierte in Würzburg und Greifswald, wo er seinen Doktorgrad erlangte. Seit 1872 arbeitete er als poliklinischer Assistent und praktizierender Arzt am Akademischen Krankenhaus in Heidelberg und widmete sich hauptsächlich den Kinderkrankheiten, später den Krankheiten des Kehlkopfes sowie der Nasen- und Rachenhöhle. Beginnend 1877 als Dozent und ab 1880 als Professor war er ein Pionier der Rhinoskopie in Heidelberg und entwickelte zahlreiche Instrumente.

In den Jahren 1885 bis 1903 wohnte die Familie Jurasz in der Nähe des heutigen Alt-Klinikums im Anwesen Bergheimer Straße 26, von 1903 bis 1908 in der Kaiserstraße 7. Mit seiner Frau, Karolina Gaspey (1856–1940), die englischer Herkunft war, führte er einen, unter Polen bekannten, Salon und half vielen polnischen Studenten mit Rat und Tat. Im 19. Jahrhundert studierten jährlich ca. 45 polnische Studenten in Heidelberg, genossen die hiesige „akademische Freiheit“ und spielten anschließend eine wichtige

Rolle in der polnischen Gesellschaft. Bei Jurasz' offenen Diskussionsrunden konnten sie sich über die Entwicklungen in Polen informieren. Im Jubiläumsjahr der Heidelberger Universität 1886 war Jurasz ein herzlicher Gastgeber für alle angereisten polnischen Gratulanten, die der alten Alma Mater ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen wollten.

Anton S. Jurasz, wie auch sein Sohn, Antoni Tomasz Jurasz, in Heidelberg 1882 geboren, ebenfalls Mediziner, zeigten immer ihre tiefe Verbundenheit mit Polen, was ihnen, trotz großer und unbestrittener Verdienste für die Entwicklung der deutschen Medizin und Wissenschaft große Schwierigkeiten in Deutschland bereitete. Daher übersiedelten beide 1908 nach Lemberg (Lwów), wo Jurasz sen. der erste Rektor der dort neu gegründeten Jan-Kazimierz-Universität war. 1908–1920 leitete er ebenfalls die erste Otholaryngologische Klinik dieser Stadt.

Antoni T. Jurasz war Chirurg und promovierte 1907 ebenfalls in Heidelberg. Nach Stationen in London, Königsberg, Leipzig und Frankfurt/Main wirkte er als Professor zwischen 1920 und 1939 an der Universität Posen (Poznań), wo beide, Vater und Sohn, seit 1920 lebten. Anton Stanisław Jurasz starb dort 1924.

Sohn Antoni T. Jurasz, arbeitete von 1940 bis 1945 an der University of Edinburgh, nachdem er 1939 gezwungen war zu emigrieren. Später wohnte er in den USA, starb dort 1961 und wurde in Margaretville im Staat New York bestattet. Seine Frau entsprach Jahre später seinem lang gehegten Wunsch und überführte seinen Leichnam 1977 nach Poznan.

Die Professoren Jurasz waren emotional eng mit der Stadt Heidelberg und der Universität verbunden. Sie stehen gleichzeitig jedoch für die wechselhaften polnischen Schicksale, für Polen, die sich trotz widriger Umstände immer für das geistige und wissenschaftliche Leben Europas einsetzten und daran aktiv teilnahmen.

Literaturauswahl

Ryszard Ergetowski: Das Jubiläum der Heidelberger Universität im Jahre 1886 und sein Echo in Polen, 1985

Dietrich Bahls: Polen in Heidelberg, Heidelberg 2004

Hans-Martin Mumm: Der polnische Aufstand von 1830 und der deutsche Südwesten. Sonderpublikation zur Ausstellung „Frühling im Herbst“. Vom polnischen November zum deutschen Mai. Das Europa der Nationen 1830–1832 im Foyer des Rathauses der Stadt Heidelberg. Hg. von der Initiative Partnerschaft mit Polen, Heidelberg 2005

Witold Lisowski: Twórca Polskiego Wydziału Lekarskiego w Edynburgu, Skalpel 2007/06

Museum Sammlung Prinzhorn ✓

Ein Haus für wahnsinnige Schönheit

Vor 12 Jahren bezog die Sammlung Prinzhorn ihr Domizil in dem ehemaligen Hörsaalgebäude der Neurologie, ehemals der medizinischen Klinik. In einem eigenen Museum sind seit 2001 die beeindruckenden Kunstwerke von „Geisteskranken“ und Psychiatrie-Erfahrenen zu sehen. Die Sammlung und das Ausstellungsgebäude blicken auf eine gemeinsame Geschichte, die hier in einzelnen Bildausschnitten beleuchtet wird.

Den medizinischen Hörsaal entwarf der Karlsruher Baudirektor und Professor der Architektur Josef Durm (1837–1919). In seine Zuständigkeit fiel die Ausgestaltung des akademischen Krankenhauses in Heidelberg, das in den 1870ern begonnen wurde. Mit Durm traf der Auftraggeber, das Ministerium für Justiz, des Kultus und des Unterrichts, auf einen erfahrenen Erbauer von naturwissenschaftlichen Nutzbauten, die als anspruchsvoll galten. Gleichzeitig mit dem Hörsaal der Neurologie hatte Durm mit den Plänen des Hygienie-Institutes begonnen, gleichzeitig setzte er sie 1889–1891 um. Die architektonischen Ähnlichkeiten belegen die Autorenschaft Durms in beiden Fällen. Gerühmt wurden seine späteren Bauten in Heidelberg: das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium 1891–94 und die Universitätsbibliothek von 1901/05. Umstritten sind aus heutiger Sicht die Schlossrestaurierungen, die bis zur Auflösung der Baudirektion und Durms Ausscheiden am 1. Januar 1903 unter seiner Ägide standen.



Außenaufnahme kurz vor der Eröffnung 2001 (Foto: Manfred Zentsch)

1891 war das medizinische Hörsaalgebäude nach zweijähriger Bauzeit fertiggestellt und nahm seine Funktion auf. Es bot einen zusätzlichen und separaten Lehr- und Untersuchungsraum, der aufgrund der steigenden Studentenzahl notwendig geworden war. Ein überdachter Laubengang verband den Hörsaal mit dem rückwärtigen Medizinpavillon II, in dem sich nun mehr nur die Krankenzimmer befanden. So gelangten die Lehrenden und Studenten, Ärzte und Patienten geschützt in die Vorlesung. Den Patienten bot diese Lösung mehr Ruhe.

Nach dem Vorbild des Hörsaalbaus der Medizinischen Universitätsklinik Bern im Inselspital konzipierte Durm das Gebäude zwar eingeschossig, aber dafür mit einer weithin sichtbaren, gläsernen Kuppel, die die Höhe auf 13m steigen ließ. Dies führte zur Befürchtung des Ordinarius Wilhelm Erb (1840–1921), dem dahintergelegenen Medizinischen Pavillon II könne damit Licht genommen werden. Durm konnte seinen Plan gegen die Bedenken durchsetzen. Das Gebäude wurde in voller Höhe und mit den Außenmaßen von 22m Breite und 19m Länge errichtet. Der Vorlesungssaal erhielt die von Erb gewünschten Innenmaße und einen annähernd quadratischen Grundriss, drei vorgelagerte kleinere Räume und zwei längliche Annexe.

Die architektonische Gestaltung und besonders die Bauornamentik des medizinischen Hörsaals verrieten Durms Grundeinstellung, die sich gegen allzu schlichte und schmucklose Gebäude wandte („phantasielose Nüchternheit“). Oft respektierte er die „materialgerechte Wandgestaltung“ und „Materialsichtigkeit“, die den Bauten des Altklinikums aus Sparsamkeitsgründen eigen sind, bestand aber auf einer skulpturalen Ausformung, die sich an der italienischen Renaissance orientierte. Den medizinischen Hörsaal zierte Einlegeplatten mit antikisierenden Eichenlaubgirlanden und Paterae (Opferschalen). Diese Elemente finden sich auf der augusteischen Ara Pacis in Rom und auf kaiserzeitlichen Girlandensarkophagen. Das Ideal der gründerzeitlichen Architektur Durms war die historische Interpretation der Cinquecentobaukunst, wie sie Gottfried Semper am Dresdener Opernhaus zeigte.

Nach der Trennung der medizinischen Disziplinen erfolgte auch die Aufteilung der Hörsäle nach Fachbereichen. Die Neurologie erhielt 1922 den medizinischen Hörsaal, und bis zum Umzug ins Neuenheimer Feld 1987 hörten die Studenten hier Neurologie-Vorlesungen. Die Annexe boten Platz für ein Mikroskopierzimmer, chemische und bakteriologische Untersuchungen und auch für das Büro des Direktors. Wolfgang Eckart u.a. belegten 2001, dass der Chefarzt der Psychiatrie, Nationalsozialist und Hauptverantwortlicher für die Krankmorde, Carl Schneider (1891–1946) **nicht** in dem Durmschen Hörsaal gelehrt hat. An dieser Frage hatte sich nämlich der Protest der Nutzung für die Sammlung Prinzhorn entzündet: die Werke der Euthanasie-Opfer würden nun im „Hörsaal der Mörder“ ausgestellt.

Der Namensgeber der Sammlung, der Kunsthistoriker und Arzt Hans Prinzhorn (1894–1933), kam 1919 nach Heidelberg an die Psychiatrische Klinik. Deren Leiter, Karl Wilmanns (1873–1945), hatte ihn als Assistenzarzt berufen. Vom Dienst in der Klinik war er jedoch befreit. Wilmanns übertrug ihm die Aufgabe, die bestehende kleine ‚Lehrsammlung‘ zu erweitern, die Emil Kraepelin (1856–1926) in den Jahren 1890 bis 1903 begonnen hatte. In nur zwei Jahren stellte Hans Prinzhorn über 5.000 Werke von



Innenraum des Museums Sammlung Prinzhorn, kurz nach der Eröffnung 2001, im Vordergrund Vergrößerung der historischen Fotografie von Katharina Detzel mit selbstgefertigter männlicher Puppe, 1914 (Foto: Mitarbeiter des ZPM)

über 400 Patienten aus verschiedenen, meist deutschen Anstalten zusammen. Prinzhorn legte seine wissenschaftliche Auswertung 1922 in dem reich illustrierten Buch „Bildnerie der Geisteskranken“ der Öffentlichkeit vor.

Nach Prinzhorns Weggang 1921 leitete der Oberarzt Hans Walter Gruhle (1880–1958) die Sammlung. Er nahm weitere Schenkungen an und organisierte Ausstellungen im In- und Ausland. Zwischen 1933 und 1945 waren einige der Heidelberger Werke nur bei einer Gelegenheit zu sehen: als „Vergleichsmaterial“ der Wanderausstellung „Entartete Kunst“, die zwischen 1937 und 1941 in mehreren deutschen Städten gezeigt wurde. Nach 1945 erwachte das Interesse an der Sammlung erst wieder 1963, als der Ausstellungsmacher Harald Szeemann in der Berner Kunsthalle 250 Leihgaben aus Heidelberg vorstellte. Ab 1966 kümmerte sich die Psychiaterin Maria Rave-Schwank um den Besitz und organisierte weitere kleine Ausstellungen – bis 1973 für die Ärztin Inge Jarchof, später Jádi, eine eigene Kustodenstelle geschaffen wurde. Unter ihrer Leitung wurden die Kunstobjekte mit Hilfe der Volkswagenstiftung konserviert und wissenschaftlich erfasst. Im Jahr 1980 fand die erste große Wanderausstellung statt, mit der die Sammlung in Deutschland wieder bekannt wurde. Weitere Wanderausstellungen waren 1984/85 und 2000 in US-amerikanischen sowie 1996/97 in europäischen Städten zu sehen.

Im Jahr 2001 zieht die Sammlung Prinzhorn nach längerem Umbau in ihr eigenes Museum, den ehemaligen Hörsaal der Neurologie. Grundriss und Bausubstanz des historischen Gebäudes werden beibehalten, eine Erweiterung der Quadratmeterzahl geschieht durch Einbeziehen des überdachten Laubenganges als Foyer. Die Räumlichkeiten und die klimatechnischen Bedingungen werden der musealen Nutzung ange-

passt. Im Keller ist, wie auch schon zu Durms Zeiten, die Haustechnik untergebracht. Ein Teil der Sammlung befindet sich dort in einem klimatisierten Depot aufgehoben. Ebenso wird ein Dauerausstellungsbereich eingerichtet. Er zeigt in einer eigens hierfür angefertigten Vitrine die Skulpturen Karl Genzels (1871–1925), eines der zehn „schizophrenen Meister“, die Hans Prinzhorn in seinem Buch 1922 namentlich erwähnt. Für die wechselnden Ausstellungen werden der quadratische Hauptraum mit rund 115 m² sowie die Kabinette und der Aufgang mit Schubladenschrank genutzt und zusätzlicher Raum durch eine innen umlaufende Galerie gewonnen.

Die Öffnung der Sammlung für ein großes, neugieriges Publikum erforderte eine professionelle Veränderung. 2002 erhält der Kunsthistoriker und Prinzhorn-Experte Dr. Thomas Röske die hauptamtliche Leitung. Sein Sammlungs- und Museumskonzept setzen auf die Außenwirkung: Jährlich zeigt das Museum nun zwei bis drei wechselnde Ausstellungen zu Themen aus dem Bereich psychische Krise und Kunst, zumeist mit Exponaten aus der historischen Sammlung Prinzhorn. Begleitend finden Tagungen, Vorträge, Lesungen, Konzerte und Performances statt. Werke der Heidelberger Sammlung gehen als Leihgaben in Museen und Ausstellungen im In- und Ausland. Sie bereichern dort die zeitgenössischen Kontexte und berichten als bildnerische Zeugen von der Sammlung Prinzhorn und ihrer Vergangenheit. Leitidee bildet die Entstigmatisierung von Menschen mit Psychiatrie-Erfahrung und ihrer Kunst.

Heute im Jahr 2013 besteht der Wunsch nach einer baulichen Erweiterung. In den vergangenen zwölf Jahren ist der Bestand auf über 18.000 Objekte gewachsen. Schon kündigen sich weitere bedeutende und umfangreiche Neuzugänge an. Die internationale Bedeutung der historischen Sammlung, der umfangreiche neuere Bestand und die Einbindung in internationale Fachkreise lässt für die Errichtung eines zentralen Outsider Art Zentrums plädieren.

Kernstück bildete dann das historische Gebäude Josef Durms für Wechseiausstellungen, während sich Dauerausstellung, ein offenes Atelier und Museumspädagogik, ein Graphisches Kabinett und Arbeitsplätze für Forschende sowie die Büroräume in einem neuen Gebäude befänden. In einem Kurs der SRH-Hochschule Heidelberg 2012 wurden erste originelle Vorschläge entwickelt. Durch den Umzug der Haut- und der Frauenklinik ins Neuenheimer Feld im Juni 2013 bieten sich frei werdende Gebäude aus dem Altklinikum für eine museale Nutzung durch das Museum Sammlung Prinzhorn an.

Literatur

- Ulrike Grammbitter: Josef Durm 1837–1919. Eine Einführung in das architektonische Werk, Diss. München, 1984
- Jutta Schneider: Das Altklinikum der Universität in Heidelberg–Bergheim, in: Peter Anselm Riedl (Hg.): Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt, Heft 25, 1991, 26ff.
- Wolfgang Eckart: Das neue Domizil der Sammlung Prinzhorn, Vernissage, Zeitschrift zur Ausstellung Sammlung Prinzhorn, Nachdruck von 2001, 2007, 56ff.
- Hans-Herbert Bauer: Umbau eines historischen Hörsaalgebäudes für die Sammlung Prinzhorn, ebendort, 60ff.
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Ungesehen und unerhört. Künstler reagieren auf die Sammlung Prinzhorn, 2013

„IN SCIENTIA SALUS“ ✓

Krebsforschung in Heidelberg von Czerny bis zum Nationale(n) Zentrum für Tumorerkrankungen (NCT). Eine Erfolgsgeschichte

Im Jahre 1877 nahm der Billroth-Schüler Vinzenz Czerny (1842– 916) den Ruf auf den Lehrstuhl für Chirurgie in Heidelberg an. Aufgrund seines überragenden Könnens erwarb er sich großes Ansehen als kühner Operateur, der sich „gerne an der Grenze des Erreichbaren bewegt“ hat, und als charismatischer Lehrer. In dieser Zeit begegneten ihm viele Patienten mit schwersten, oft inoperablen Krebsleiden. Nach Besuchen des Morosovschen Krebsspitals in Moskau und des Krebsforschungsinstituts in Buffalo, plante er die Gründung einer ähnlichen Einrichtung in Heidelberg.

Unter Czerny wurde in Bergheim in den ehemaligen Gebäuden der Zigarrenfabrik Maier das „Institut für experimentelle Krebsforschung“ (IEK) eingerichtet und in der Voßstraße die „Heil- und Pflegeanstalt für Geschwülste und Geschwüre“ (das „Samariterhaus“) erbaut. Die Einweihung erfolgte 1906 anlässlich der 1. Internationalen Konferenz für Krebsforschung in Heidelberg. Um seiner neuen Aufgabe willen trat Czerny von seinem Ordinariat an der Universität zurück. Er ging interdisziplinäre Wege und erkannte, dass zur Behandlung von Tumoren die Operation durch Anwendung der „neuen Strahlen“ (Röntgen), sowie durch radioaktive Substanzen und Chemotherapeutika zu ergänzen sei. Tragischerweise starb er 1916 an einer Leukämie, die wahrscheinlich durch seinen Umgang mit verschiedenen Strahlenarten ausgelöst war.

Seine Einrichtungen wurden von engagierten Mitarbeitern weitergeführt. Der Erste Weltkrieg, die Wirtschaftskrise und Inflation der 20er Jahre beeinträchtigten aber die



Samariterhaus. Dort findet sich Czernys Credo: „In Scientia Salus“. (Foto: Tobias Städtler)

finanzielle Grundlage des Instituts schwer. Keine echte Entspannung brachte 1930 die Assoziation des IEK-Teilinstitutes für Serologie mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut (heute MPI) für med. Forschung. Noch folgenreicher waren die Einschnitte nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Das Samariterhaus wurde an die Chirurgische Klinik der Universität angegliedert. Die Rassenpolitik mit Demütigungen, Beurlaubungen und Kündigungen führte ab 1935 zu einer Abkehr von Czernys Zielsetzungen. Sein Credo blieb aber und zielt noch heute die Front des Samariterhauses in stolzen Lettern.

Nach dem Zusammenbruch des Regimes wurde Karl Heinrich Bauer 1945 zum ersten Nachkriegsrektor der Universität Heidelberg ernannt. Seine visionäre „Mutationstheorie der Geschwulstentstehung“ (1928) und das monumentale Werk „Das Krebsproblem“ (1949/63) machten ihn zu einem der bekanntesten Krebsforscher in Deutschland. Zielstrebig und mit unerschütterlicher Energie verfolgte er die Idee, ein „Centrum Contra Cancrum“ (CCC) zu gründen. Vor dem Hintergrund des 1948 mit Hans Lettré wieder eröffneten „Instituts für experimentelle Krebsforschung“ und dem „Institut für Virologie“ (unter Klaus Munk) erreichte er die Zustimmung einer DFG-Kommission für den Standort Heidelberg. Schon 1964 wurde im Neuenheimer Feld die Betriebsstufe I des Deutschen Krebsforschungszentrums (DKFZ) als Provisorium fertiggestellt; der Umzug in die endgültige Betriebsstufe II erfolgte 1972. Bauer konnte diesen großartigen Erfolg noch miterleben; er starb 1978, ähnlich Czerny, an der Krankheit, der sein Lebenswerk galt.

Nach teils schwierigen Phasen der Entwicklung von Programm und Struktur des DKFZ, begann 1983 mit der Berufung des Virologen Harald zur Hausen als wissenschaftlichem Stiftungsvorstand (WSTV) die Konsolidierung. Anstelle der früheren Institute wurden Forschungsschwerpunkte mit multidisziplinärer Ausrichtung eingerichtet. So konnte zur Hausen schon 1989 feststellen: „Das Deutsche Krebsforschungszentrum, so wird uns von außen bestätigt, ist heute ein anerkannter Partner entsprechender Institute der internationalen Krebsforschung“. Eine wesentliche Erweiterung des DKFZ erfolgte 1992 durch das Gebäude der „Angewandten Tumorstudiologie“ (ATV).

Nach der Aufklärung der DNA-Struktur durch Watson und Crick (1953) und mit der rasanten Entwicklung molekularbiologischer, zellbiologischer und virologischer Methoden drang auch die Krebsforschung immer tiefer in detaillierte Ursachenforschungen ein. Es war nun gezielt möglich, nach Genen (und Mutationen) zu suchen, die Auswirkungen auf zelluläre und immunologische Regulationen bei Tumoren haben. Auch konnte z.B. die alte Frage nach der Beteiligung von Viren neu gestellt werden, wozu z.B. 1927 gesagt wurde, „daß es keinen „Universalkrebserreger“, aber vielleicht doch ein invisibles, nichtfiltrierbares Agens geben könne“. Ein glänzender Erfolg waren die von zur Hausen und Mitarbeitern gewonnenen Erkenntnisse, dass bestimmte humane Papillomviren (HPV) an der Bildung von Gebärmutterhalskrebs beteiligt sind. Für diese außerordentliche wissenschaftliche Leistung wurde zur Hausen 2008 mit dem Nobelpreis geehrt. Prophylaktische Impfstoffe gegen bestimmte HPV-Typen konnten rasch eingeführt werden.



NCT, Im Neuenheimer Feld 460, Heidelberg (Foto: Christel Schmidt)

Nach zur Hausen übernahm 2004 Otmar Wiestler als WSTV die Leitung des DKFZ und führt es weiter auf dem Weg eines Zentrums von hohem internationalem Rang; ein Weg, der geprägt ist von der Überzeugung, dass dem Krebs die Waffen genommen werden können. Den Fragen der Öffentlichkeit zu den Themen Vorbeugung, Früherkennung und Behandlung („der Mensch will wissen“) begegnet das DKFZ seit 1986 mit dem Krebsinformationsdienst (KID) und mit dem Rauchertelefon. Das NCT bietet jährlich Patiententage an.

Das im Prinzip schon von Karl Heinrich Bauer angestrebte Comprehensive Cancer Center (CCC) stand vorläufig als Tumorzentrum Heidelberg-Mannheim (seit 1979) und in Form von Klinischen Kooperationseinheiten (seit 1992) zur Verfügung. Als neuer Edelstein im „Klinikring im Neuenheimer Feld“ wurde 2010 das „Nationale Zentrum für Tumorerkrankungen“ (NCT) in Betrieb genommen, getragen von Universitätsklinik, DKFZ, Thoraxklinik und als Spitzenzentrum von der Mildred-Scheel-Stiftung. Im NCT werden innovative Forschung, Klinik und in Tumorboards die Patientenversorgung umfassend koordiniert.

Unmittelbar benachbart ist seit 2009 das Heidelberger Ionenstrahl Therapiezentrum (HIT). Dort werden besonders präzise und schonend Tumoren (auch tief- oder im Gehirn liegende) mit Protonen oder Schwerionen bestrahlt. Weltweit einzigartig: die um 360° drehbare Gantry.

All diese Einrichtungen sind interdisziplinär verknüpft: z.B. lokal im neuen Forschungscluster „Translationale Onkologie“ oder national im „Deutschen Konsortium für translationale Krebsforschung“ (DKTK) und auf vielen anderen, auch internationalen Ebenen. Das einigende und hohe Ziel ist es, dem Patienten eine am aktuellsten Stand der Forschung orientierte zielgerichtete und möglichst individualisierte Therapie anzubieten, gemäß Czernys Motto: „In Scientia Salus“.

Literatur

Gustav Wagner, Andrea Mauerberger: Krebsforschung in Deutschland, Springer, 1989

Wolfgang U. Eckart, Axel W. Bauer: 100 Years of Organized Cancer Research, Thieme, 2000

Rahel Neubert: Das Institut für experimentelle Krebsforschung, in Wolfgang U. Eckart et al.: Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Springer, 2006

Cornelia Lindner: Vinzenz Czerny, Centaurus, 2009

Das Heidelberger Thermalbad ✓

Eingeweiht wurde das Heidelberger Thermalbad – zumindest inoffiziell – am 29. Juli 1939 von den Fliesenlegern: Vor ihnen schimmerte bläulich eine 1.500 m² große Wasserfläche – das vollständig gekachelte Becken des neuen Heidelberger Freiluftbades, das unter größtem Zeitdruck gerade noch rechtzeitig zur Eröffnung am 31. Juli fertig geworden war und als „neues modernes, schönes Frischwasser-Sportschwimmbad im Freien für bis zu 10.000 Badegäste“ längst breit beworben wurde. Das Wasser war recht frisch, es hatte nur 16 Grad, und das Salz brannte in den Augen. Für einen Abend gehört das Bad ihnen allein – noch bevor die Hakenkreuzfahnen gehisst und die Stühle für die Ehrengäste aufgestellt waren.

Am 31. Juli wurde das „Thermalbad Heidelberg“ mit einem Sportfest für geladene Gäste durch Oberbürgermeister Carl Neinhaus feierlich eröffnet. Ein Fahneneinmarsch der Vereine des NS-Reichsbundes für Leibesübungen und Schwimmvorführungen der HJ, des BDM und des S.V. Nikar durfte nicht fehlen, bevor ein großes Schwimmturnier die Sporttauglichkeit des Beckens unter Beweis stellen sollte. Schließlich war das Bad – so Neinhaus in seiner Eröffnungsrede – gedacht als „ein leuchtendes Glied in der Kette der Leistungen, die für die Jugend, namentlich die Hitler-Jugend und die sporttreibende Jugend erbracht“ worden sei. Es solle „im Dienste der kraftvollen und wehrhaften deutschen Menschen stehen, im Dienste an Führer und Volk“. Weiterhin betonte Neinhaus in seiner Festansprache nicht nur die Aufwertung des Bergheimer Viertels: Mit der Feierstätte auf dem Heiligenberg und dem Ehrenfriedhof bilde das Bad einen „Dreiklang“ wegweisender städtischer Bauprojekte, die auch für den Fremdenverkehr attraktiv wären. Vielleicht waren die Verantwortlichen für den Fremdenverkehr deshalb auf die



Das Heidelberger Thermalbad 1939 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

glorreiche Idee gekommen, das Sportprogramm der Festveranstaltung kulturell ausklingen zu lassen, bevor das Bad der Öffentlichkeit übergeben werden sollte: Die Darsteller der Heidelberger Schlossfestspiele waren eingeladen, ihre Proben zu Schillers „Die Räuber“ für ein paar Stunden zu verlassen und sich bei einem „Schwimmnachmittag der Reichsfestspiele“ im kühlen Nass zu erfrischen. Im Becken sollen allerdings nur wenige Schauspieler gesichtet worden sein, Kaffee und Kuchen auf der Sonnenterrasse des neuen Bades schienen verlockender.

Am 1. August 1939 nahm das Bad den regulären Betrieb auf, die „schreckliche, bäderlose Zeit“ der Heidelberger nahm damit ihr lang ersehntes Ende. Wer nicht im 1906 eröffneten Hallenbad in der Bergheimerstraße oder im offenen Neckar schwimmen wollte, hatte bis 1938 die Wahl zwischen den beiden Flussbadeanstalten: dem 1896 errichteten städtischen „Blum’schen Freibad“ am Neckarufer beim damaligen Klinikum oder der privat geführten „Bootz’schen Badeanstalt“ an der Stadthalle.

Das Baden im Neckar war gesundheitlich jedoch bedenklich: Das Hygienische Institut der Universität Heidelberg hatte bereits 1937 Brandbriefe an die Stadtverwaltung geschickt, um vor den gesundheitsgefährdenden Verunreinigungen durch Rattenurin und vor einer dadurch drohenden Epidemie der Weil’schen Krankheit zu warnen. Als die Ludolf-Krehl-Klinik im August 1938 den ersten Fall nach einem Neckarbad meldete, war klar: 1939 mussten die Bäder geschlossen bleiben. Das neue Thermalbad sollte die beiden Neckarbäder tatsächlich überflüssig machen: Die Bootz’sche Badeanstalt wurde 1940 an die Stadt Speyer verkauft, das Areal der Blum’schen Badeanstalt beherbergt heute die Heidelberger Boot-Clubs.

Das Thermalbad liegt wie die Neckarbäder am südlichen Flussufer – auf dem damaligen „Schlageterplatz“, benannt nach dem von den Nationalsozialisten als „Freiheitsheld“ gefeierten Albert Leo Schlageter, – zwischen dem 1928 eröffneten Radiumsolbad und der Hindenburgbrücke (heute Ernst-Walz-Brücke).

Von der Vangerowstraße betritt man damals wie heute die Anlage durch einen zweigeschossigen Turm, an den sich rechts und links die Holzbauten mit Duschen und Umkleieräumen anschließen. Zu verdanken haben die Badegäste die Gestaltung dem Stuttgarter Architekten Paul Bonatz, der eindringlich für den eingeschossigen Holzbau und die angrenzende ebenerdige Cafeteria mit viel Glas plädierte, um den Blick zum Neckar und auf die Berge freizuhalten. Er verhinderte damit einen neckarseitigen viergeschossigen „Steinblock“ aus Beton und zudem eine wuchtige Zuschauertribüne.

Für die Gartengestaltung zeichnete der Landschaftsarchitekt Hans Kayser verantwortlich. Als Planer für das Herzstück, die Sportanlagen, beauftragte die Stadt den führenden Architekten für Bäderbau Otto Immendorff aus Hildesheim, dessen „Spezialbüro für neuzeitliche Freibadanlagen“ bereits das Olympiabad in Berlin realisiert hatte.

Immendorff hatte freilich entsprechend den Vorgaben ein größer dimensioniertes Projekt entwickelt. Bei der Eröffnung verfügte das Thermalbad über ein Badebecken für Schwimmer und Nichtschwimmer von 30 x 50 m und einer Tiefe von 0,6 bis 3,48 m. Das Becken fasste 2,5 Mio. Liter Wasser, „also etwa den zwölffachen Inhalt des Großen Fasses im Heidelberger Schlosskeller“, wie das Heidelberger Fremdenblatt geistreich erläuterte. Die Wassertemperatur sollte gleichmäßig 23 Grad betragen; gespeist wurde

das Bad im Umwälzverfahren mit Frischwasser aus dem Tiefbrunnen des nahen Fernheizkraftwerks. Mit zugeführter Sole entsprach der Salzgehalt etwa demjenigen der Ostsee. Was ist jedoch zuvor nicht alles dem Zeit- und Kostendruck zum Opfer gefallen: Ursprünglich geplant waren außerdem: ein Sportbecken, ein Wasserballfeld, ein Sprungbecken mit 10-Meter-Turm, ein Wellenbad, ein Kinderbad – und als Krönung eine Wasserkunstanlage.

Das Thermalbad war bei seiner Eröffnung eine Kompromisslösung. Die ersten Forderungen nach einem Frischwasser-Sommerbad waren bereits Anfang der 1920er Jahre laut geworden. 1935 formulierte Carl Neinhaus schließlich einen hochfliegenden Plan: Auf dem Areal der Bismarcksäule oberhalb des Philosophenwegs wünschte er sich ein „anspruchsvolles, elegantes Fremdenbad“ nach dem Vorbild des Opel-Bades in Wiesbaden. Den Bismarckturm wollte er dafür abreißen, das angrenzende Gelände hatte er bereits „unter der Hand kaufen lassen“.

Die Planungen stockten allerdings, nicht zuletzt aufgrund der hohen Kosten. Mitte 1937 sah sich die Stadt unter wachsendem Druck: Nahe Gemeinden wie Schriesheim, Ladenburg, Wiesloch oder Eberbach warteten längst mit beliebten Sommerbädern auf – und die akut gesundheitsgefährdende Wasserqualität des Neckars tat ihr Übriges. Neinhaus schwenkte um und sprach sich nun für ein Sportbad in der Ebene aus, das bereits im Juni 1938 eröffnet werden sollte.

Ein Sportbad entsprach wohl eher dem Zeitgeist: Am 12. November 1937 erging ein Runderlass des Reichs- und Preußischen Ministers des Innern, nach dem „Gemeindeverwaltungen der Pflege der Leibesübungen durch Schaffung von Sportstätten besondere Aufmerksamkeit schenken“ sollten. Zudem hoffte der S. V. Nikar auf die Ausrichtung der Deutschen Schwimm-Meisterschaften 1938 in Heidelberg.

Finanziert werden sollte das Bad aus den Überschüssen der Sparkasse Heidelberg. Für Sportstätten eröffneten sich zudem zusätzliche Fördertöpfe. Der badische Innenminister Karl Pflaumer sagte eine Spende zu. Bei der Heeresstandortverwaltung Heidelberg wurden weitere Zuschüsse beantragt. Auch der Propaganda-Ausschuss zur Förderung des Schwimmsports in Berlin bewilligte Mittel aus einem „Fonds zur Förderung von Sommerbädern und Schwimmhallen in den Gebieten der Hitler-Jugend“.

Im Dezember 1937 konnte man endlich auf dem „Schlageterplatz“ mit dem Bau beginnen, der allerdings nicht ohne Komplikationen blieb. „Es ist ein Trauerspiel“, so Carl Neinhaus in einer nichtöffentlichen Ratssitzung im März 1938, denn der Landeskommissär für die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach forderte nach der Sichtung der Finanzplanung eine Umgestaltung des Bades „im Sinne einer wesentlichen Herabsetzung der Kosten“. Die Aufwände wurden von 560.000 RM auf 370.000 RM reduziert. Eine weitere Projekteinschränkung brachte die immer rigidiere Eisenkontingentierung im Rahmen des Vierjahresplans von 1936 mit sich: Der Stadt wurden die für den Bau der umfassenden Beckenkonstruktionen erforderlichen Eisenmengen nicht bereitgestellt. So wurde der Charakter eines Sportbads zunehmend verwässert.

Nun versuchte Neinhaus, das Bad als Heilbad zu etablieren. Man prüfte kurzzeitig gar die Umnutzung als Kneipp-Bad. Erst im Mai 1939 wurde er mit der Radium-Sol-Bad Heidelberg AG handelseinig: Sie setzte dem Becken kostenlos Radiumsole zu. Im

Gegenzug durfte sie Heilwasser in einem Trinkpavillon – er steht heute noch – auf dem Gelände verkaufen. Am 17. Mai 1939 schließlich erhielt das Freibad deshalb den Namen „Thermalbad“.

Beworben wurde das Thermalbad, wie die Einweihung belegt, weiterhin auch als Sportbad, was der Stadt unmittelbar nach der Eröffnung einen Rüffel des Landesfremdenverkehrsverbandes Baden eintrug: Thermalbäder durften offiziell nicht in Zusammenhang mit sportlichen Veranstaltungen vermarktet werden. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges waren solche Fragen hinfällig: Der Schwimmsport kam sukzessive zum Erliegen.

Nach Kriegsende beschlagnahmte die US-Besatzungsmacht das Schwimmbad. Sie nutzte die großzügige Rasenfläche als Exerzierplatz und baute dort ihren Militärsendemast auf. Den Heidelbergern bot das im Juli 1953 eröffnete Tiergartenschwimmbad Ersatz – nun mit Sprungturm und Sportbecken. Man ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass die Amerikaner das Thermalbad im März 1956 feierlich zurückgeben würden.

Gefahr schien dem Freibad Anfang der 1960er Jahre zu drohen: Einem „Hallenbad-Notstand“ wollte die Stadt mit einer wuchtigen Überdachung des Bades begegnen. Dieser Plan zerschlug sich. Geblieben ist auch nach Umbau- und Renovierungsmaßnahmen bis heute die Architektur der Nutzbauten, die die inzwischen nostalgische Atmosphäre des Thermalbades prägt; verzichten muss die heutige Schwimmerin hingegen nicht nur auf das Salzwasser, sondern auch auf die „Heißluftdusche für die Damen“, bei der Eröffnung 1939 eine der Attraktionen des Bades.

Quellen aus dem Stadtarchiv Heidelberg

AA Nr. 240a, 11: Einweihung des Thermalschwimmbades, 1939

AA Nr. 240a, 13: Schaffung eines Schwimmbades, 1929–1939

AA Nr. 240a, 14: Einrichtungen der Volksertüchtigung: Frischwasserschwimmbad auf dem Schlageterplatz, 1937–1940

AA Nr. 240a, 16: Errichtung eines Frischwasserschwimmbades auf dem Schlageterplatz, 1938–1945

Das neue Heidelberger Thermal-Schwimmbad, in Heidelberger Fremdenblatt Nr. 9 vom 1. August 1939

Vom „Paradies“ zu „Schlossquell“ ✓

Zur Geschichte der Brauerei in der Bergheimer Straße 91

Heidelbergs Zukunft liegt im Westen – so konnte man um die Mitte des 19. Jahrhunderts sagen. Aus der Enge der Altstadt entflohen Gewerbebetriebe, die im Bereich Bergheim/Weststadt Platz zur Entfaltung fanden. Im Heidelberger Westen wurde der Bahnhof gebaut, die Fuchs-Waggon-Fabrik und die Zementfabrik entstanden, Tabakfirmen errichteten große neue Produktionsstätten. Vor allem das Gebiet westlich der heutigen Römerstraße, das noch größtenteils aus Ackerland und Weingärten bestand, war für die Expansion geeignet. Allerdings war noch 1884 unklar, wie man das Areal eigentlich nennen sollte. Im Kaufvertrag der Heidelberger Aktienbrauerei war die Rede vom „neuen Bauviertel vor dem ehemaligen Mannheimer Thore“.

Einige Bierbrauer, deren Betriebe den Konkurrenzkampf und Konzentrationsprozess des ausgehenden Jahrhunderts überlebt hatten, bauten hier neue Brauereien. Schroedlbräu, Zieglerbräu und das Goldene Fässchen zog es in den Westen. Doch die erste Brauerei, die den Schritt aus der Altstadt gewagt hatte, war die der Gebrüder Kleinlein, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts im „Güldenen Schaf“, heute Hauptstraße 115, existierte. Der Betrieb wurde seit 1863 von den Bierbauern und Halbgeschwistern Friedrich Volkert und Karl Friedrich Kleinlein geführt, die als „Brauerei Gebrüder Kleinlein“ firmierten.



Briefkopf der Aktienbrauerei mit Darstellung der baulichen Anlagen (um 1910), im Vordergrund die Bergheimer Straße

Mit Grundbucheintrag vom 5. Juni 1871 verkaufte Anna Catharina Schaaff im Bergheimer Areal zwei benachbarte Ackerstücke „im Paradies“ zum Preis von 12.000 Gulden an Volkert und Kleinlein. Zunächst verlegten die Bierbrauer die Lagerkeller, die sich früher in der Hauptstraße und am Klingenteich befunden hatten, hierher, doch schon bald wurde mit dem Neubau der Brauerei begonnen. Auf dem Gelände wurde ein zweistöckiger Mittelbau errichtet, flankiert von zwei einstöckigen Seitenbauten, unterbaut mit „gewölbten Bier- und Eiskellern.“ 1877 kamen ein dreistöckiges Braugebäude mit separatem Treppenhaus, ein Maschinenhaus, „der hohe Kamin“, Stall- und Kutschergebäude sowie ein Wohnhaus mit Wirtschaft direkt an der Bergheimer Straße hinzu. Damit war der Baubestand in seiner Grundform, wie er trotz späterer Um- und Anbauten in Kern noch heute erkennbar ist, errichtet.

Mit dem Kauf des Geländes und den Baumaßnahmen aber hatten sich die Brüder finanziell übernommen. Nachdem Friedrich Volkert 1882 gestorben war, musste Karl F. Kleinlein im Januar 1884 die Brauerei zur Versteigerung anbieten. Käufer war der Ingenieur und „Privatmann“ Ludwig Scholl aus Heidelberg, der für den Brauereibesitz in der Bergheimerstraße und der Hauptstraße 200.000 Mark bezahlte. Schon am 11. März 1884 ging der Besitz an die einen Monat zuvor gegründete „Actiengesellschaft Heidelberger Actienbrauerei vorm. Kleinlein“ über. Neben Scholl war ein Mitgründer der HAB der Bahnhofswirt und Weinhändler Wilhelm Geiger, der am Anfang der Bergheimer Straße riesige Gewölbekeller besaß, die im November 2012 der Öffentlichkeit als „Alte Weinfabrik“ wieder zugänglich gemacht wurden.

Karl Kleinlein, der in Heidelberg das schnell beliebt werdende helle Bier „Wiener Brauart“ eingeführt hatte, blieb Braumeister und war bis 1897 Vorstandsmitglied der AG. Die Brauerei entwickelte sich gut, profitierte u.a. von den feucht-fröhlichen Feiern anlässlich des Universitäts-Jubiläums 1886 und expandierte nach Westen. 1890 wurde das Nachbargrundstück für 28.000 Mark von der Erbgemeinschaft des Landwirts Heinrich Schweikart gekauft. 1911/12 kamen die Grundstücke Bergheimer Straße 93 und Eppelheimer Straße 10 dazu.

So gehörten vor dem Ersten Weltkrieg die drei nebeneinander liegenden Gebäude Bergheimer Straße 89a, 91 und 93 der HAB, wobei das mittlere Gebäude die eigentliche Brauerei war. Auf dem Gelände wohnten auch Beschäftigte der Brauerei wie der Braumeister oder der Oberkutscher. Der Jahresausstoß betrug über 60.000 hl Bier. Die Beziehungen der Brauerei zu den Stadtbehörden waren offenbar recht gut. In der Regel gingen die Bau- bzw. Erweiterungsanfragen der HAB problemlos durch. Stadtrat, Tiefbauamt, das Großherzogliche Bezirksamt, später dann Badisches Bezirksamt, erteilten den Bauvorhaben zügig die Genehmigung und auch mehrfach den „Dispens“ vom vorgeschriebenen Mindestabstand zur Nachbarschaft. So ist es zumindest für die Zeit 1908 bis 1927 dokumentiert.

In der durch den Ersten Weltkrieg verursachten allgemeinen Brauereikrise nutzte die kapitalstarke HAB die Gelegenheit, kaufte andere lokale Brauereien auf, stellte deren Braubetrieb ein und übernahm ihre Gaststätten. So kamen bis 1919 das Goldene Fässchen, die Kronenbrauerei, Zieglerbräu und Schroedl hinzu. Nur Engelbräu im Quartier Hauptstraße / Ziegelgasse konnte sich seine Selbstständigkeit erhalten.

Am 19. Dezember 1934 kam es zur Umfirmierung in Kleinlein AG, die meisten Heidelberger hatten ohnehin entweder nur von der „Aktienbrauerei“ oder eben von „Kleinlein“ gesprochen. Im selben Jahr kaufte die Brauerei fünf Quellen im Kammerforst beim Heidelberger Schloss, deren Wasser in einer 6 km langen, armdicken Leitung vom Berg quer durch die Stadt bis in die Bergheimer Straße geleitet wurde. Ab Oktober 1934 wurde rund 60 Jahre lang mit diesem Wasser gebraut und die neue Marke „Schlossquell“ eingeführt. Dieser Sorten-Name gewann dermaßen an Popularität, dass 1951 die Firma in „Schloßquellbrauerei Kleinlein AG“ und 1966 in „Schloßquell AG“ umbenannt wurde.

Den Zweiten Weltkrieg hatte die Brauerei überstanden, obwohl wie im Ersten Weltkrieg der Abzug von Arbeitskräften, die Kontingentierung von Braugerste und die Zwangsablieferung von Pferden und Metall nicht leicht zu verkraften waren. Immerhin waren die Gebäude, im Gegensatz zu vielen Brauereien in anderen Städten, im Krieg unzerstört geblieben. 1948 verfügte die Brauerei über 30 Wirtschaftsanwesen und 11582 qm Grundbesitz, etwa die Hälfte davon bebaut. Spätestens mit der Währungsreform lief das Geschäft wieder an, der Ausstoß steigerte sich kontinuierlich. Neben Schlossquell Pils und Lager in Fässern und Flaschen wurden auch nichtalkoholische Getränke wie „Schloss-Fruca“ und „Schloss-Cola“ produziert. Wurden im Geschäftsjahr 1949/50 knapp 30.000 hl Bier gebraut, waren es 1967/68 schon 120.000 hl, hinzu kamen 10.000 hl nichtalkoholische Getränke. Doch der Erfolg von Schlossquell weckte bei Braukonzernen Begehrlichkeiten.

Nachdem an dieser Stelle beinahe 100 Jahre lang unter Heidelberger Regie gebraut worden war, ging im Geschäftsjahr 1967/68 der Besitz der Aktienmehrheit an der Schlossquell-Brauerei AG an die Berliner Schultheiss-Brauerei AG über. Laut Schlossquell-Vorstand Erwin Noll sei das „Zusammengehen“ mit Schultheiss der „einzige Weg“ gewesen, notwendige Rationalisierungsmaßnahmen zu leisten. Das Berliner Unternehmen habe „das Weiterbestehen der traditionsreichen und absolut gesunden Heidelberger Brauerei“ zugesichert.

Neben der Brauerei und dem Betriebsgelände in der Bergheimer Straße 91 ging der beträchtliche Grund- und Immobilienbesitz von Schlossquell in auswärtige Hand über, darunter das Stammhaus „Zum Güldenen Schaf“, die Gaststätten „Zieglerbräu“, „Philosophenhöhe“, „Schroedl-Bräu“, „Denner“ und der „Stall“, allein in der Bergheimer Straße gehörten die Häuser Nr. 1b, 8, 71, 85, 89, 89a, 91, 93 und 117 zum Brauereibesitz.

Nachdem Engelbräu 1967 von Henninger, Frankfurt, aufgekauft und geschlossen worden war, gab es keine selbstständige Heidelberger Brauerei mehr. In den Folgejahren zeigte sich, dass die Schlossquell-Brauerei zur Verfügungsmasse auswärtiger Konzerne wurde. Mitte der 70er Jahre fiel der Betrieb an den neu strukturierten Konzern Union-Schultheiß Brauerei AG Dortmund / Berlin. 1985 erfolgte die Umbenennung in „Heidelberger Schloßquellbrauerei AG“, vier Jahre später wurde der Mutterkonzern in Brau und Brunnen AG Dortmund / Berlin umstrukturiert. Als dieser Konzern in wirtschaftliche Schiefelage geriet, stieß er profitable Segmente ab, darunter die Heidelberger Brauerei, die 1995 die Rechtsform der GmbH erhielt und vom Weinheimer Investor Werner Kindermann gekauft wurde. Ein drastischer Abbau der Mitarbeiterzahl

setzte ein, die in den 1990er Jahren von über 100 auf nur noch ein Drittel schrumpfte. Die Immobilien der Brauerei, darunter Häuser und Wirtschaften in Top-Lage, wurden verkauft. Das Brauwasser vom Königstuhl wurde nicht mehr verwendet und folgerichtig der Name „Schloßquell“ fallen gelassen. Das Ende der rund 130jährigen Brautätigkeit am Traditions-Standort Bergheimer Straße kam 1999, als die im Pfaffengrund neu erbaute Brauerei eingeweiht wurde. Sie wird heute von Michael Mack unter dem Namen „Heidelberger Brauerei“ geführt.

Am alten Standort in der Bergheimer Straße 91 wurde der Großteil der Brauereigebäude abgerissen, ein Teil zum NH-Hotel umgebaut und durch Neubauten ergänzt. Das Gelände gehört der Familie Hopp. Auf dem südöstlichen Teil der Fläche wurden Wohnungen errichtet, die als „Schloßquell“-Areal namentlich an die frühere Funktion erinnern.

Immerhin sind einige Fassaden der alten Braugebäude erhalten geblieben. Die Front des Sudhauses von 1907 und dessen Rückseite von 1927 wurden restauriert, das Äußere der Brauwirtschaft ist unverändert, die alte Eisen-Wendeltreppe wurde in die Hotel-Lobby integriert. Relikte der alten Kellergewölbe sind noch erkennbar, der Großteil ist allerdings zur Tiefgarage umgebaut.

Wenigstens teilweise kann die Bergheimer Straße 91 einen Eindruck von der Industriegeschichte des Heidelberger Westens vermitteln.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Heidelberg: Grundbuch; Feuerversicherungsbuch Einschätzungstabelle

Festschrift 50 Jahre Heidelberger Aktienbrauerei vorm. Kleinlein 1884–1934, Heidelberg 1934

Volker von Offenberg: Der Engel und der Brauerstern. Zur Firmengeschichte der Engel-Brauerei Heidelberg (1797–1967), in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 6, 2001, S. 137–162

Volker von Offenberg: Prost Heidelberg. Die Geschichte der Heidelberger Brauereien und Bierlokale, Ubstadt-Weiher u.a. 2005

Von der Zigarrenproduktion zur Weiterbildung ✓

Das Volkshochschulhaus in der Bergheimer Straße 76

Als die Brüder Max und Ferdinand Liebhold 1903 in der Bergheimer Straße 76 eine Zigarrenfabrik erbauen ließen, war Bergheim ein von Fabriken, Gewerbebetrieben und Kliniken geprägter Vorort. „Heidelbergs einziges Gewerbegebiet lag in Bergheim“, schreibt H. M. Mumm in „Heidelberg als Industriestandort um 1900“. Im Jahr 2013 hat sich das gesamte Umfeld in Bergheim geändert: Die meisten Fabriken wurden aufgegeben oder zogen ins Umfeld Heidelbergs, in einige Kliniken zogen Universitäts-Einrichtungen, Gewerbebrachen wurden in attraktive Wohnsiedlungen umgewandelt. Und die ehemalige Tabakfabrik beherbergt seit 1987 zwei Weiterbildungseinrichtungen – die Volkshochschule und die Akademie für Ältere. Das vhs-Haus steht heute im Zentrum des urbansten Stadtteils Heidelbergs.

Erbaut wurde das Haus als Büro-, Lager- und Sortiergebäude für die Tabakwarenfabrik durch Georg Edel. In der demnächst erscheinenden Denkmaltopographie wird es wie folgt beschrieben: „Viergeschossiges Klinkergebäude über L-förmigem Grund-

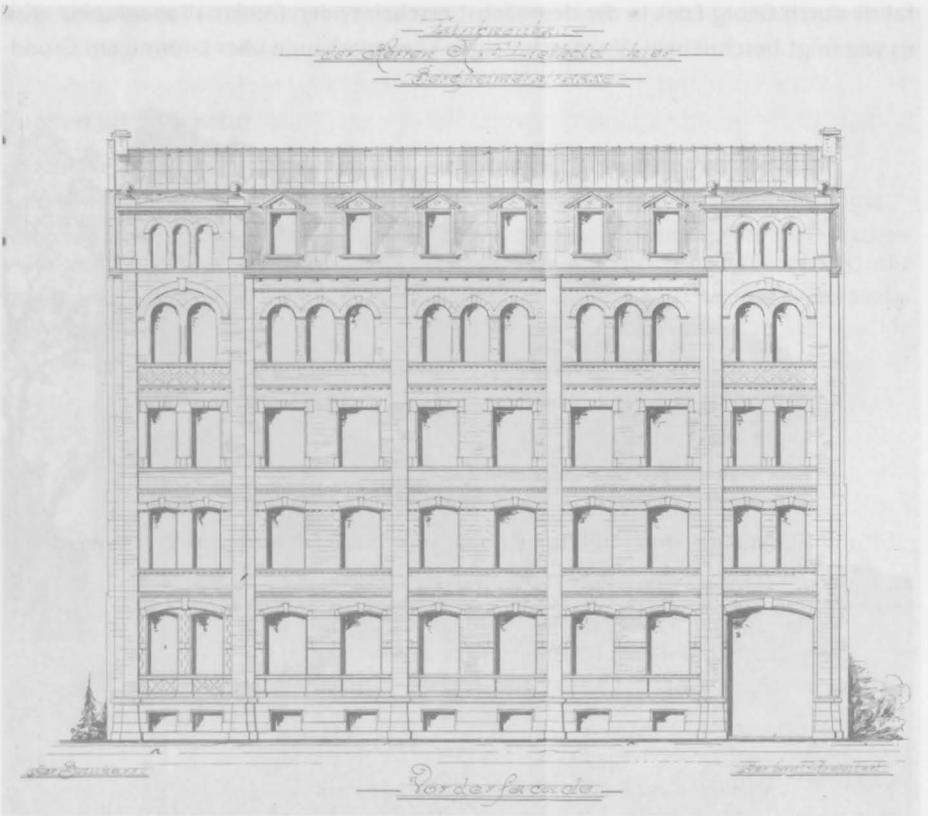


Heutige Ansicht der Bergheimer Straße 76 (Quelle: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Karl Fisch)

riss mit nachträglich ausgebautem DG. Charakteristischer Fabrikbau der Jahrhundertwende. Der Architekt verwendet als Baumaterial vor allem Backstein, wie es für Zweckbauten des 19. Jh. allgemein üblich war. Die Formgebung hingegen greift mit geschossübergreifenden Lisenen und einem abschließenden Geschoss mit rundbogigen Fensterarkaden Motive aus dem Palastbau auf. Die starke Durchfensterung zeigt den hohen Belichtungsbedarf der Produktion an. In der Horizontalen wird die Fassade durch den Farbwechsel der Klinker, Sohlbankgesimse und Zahnschnittfries strukturiert.“

Den Hof begrenzte auf der Westseite eine angebaute Wagenremise, Stall und Futterkammer und eine Unterkunft für den Knecht. Von der Bergheimer Straße her gab es am östlichen Rand des Gebäudes eine Durchfahrt zum Innenhof. Diese wurde 1919/20 geschlossen und in Büroräume umgewandelt. Der Haupteingang mit Pförtnerhäuschen befand sich im Innenhof.

Ab 1923/24 verlegte die Firma Liebhold ihre Fabrikation in den Pfaffengrund und verkaufte das Gebäude Bergheimer Straße 76 im Jahr 1926 an die Stadt Heidelberg. 1926 bis 1928 wurde die ehemalige Fabrik zur Gewerbeschule umgebaut. Leider sind die Akten zum Umbau nicht mehr vorhanden, aber aus späteren Plänen geht hervor, dass im Zuge dieses Umbaus nicht nur die Raumaufteilung im Innern verändert, son-



Bauplan der Bergheimer Straße 76 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

dern auch der Haupteingang zur Bergheimer Straße hin verlegt wurde. „Das seitliche Ädikulaportal mit Segmentbogenabschluss und originaler Haustür entspricht der konservativen Formensprache der Zwischenkriegszeit, die sich an das Bauen aus der Zeit um 1800 orientiert.“ Vermutlich wurden in diesem Zusammenhang auch die Anbauten im Innenhof abgerissen. Im Zuge der Verbreiterung der Bergheimer Straße verlor das Haus zur selben Zeit seinen Vorgarten.

Das Gebäude diente als Außenstelle der Gewerbeschule I und beherbergte u.a. den Unterricht für die metallverarbeitenden Berufe. Schon bald war es zu klein; Räume in der benachbarten Wilckensschule wurden mitbenutzt. 1928 klagte die Schule über Raumnot und den Straßenlärm von der Bergheimer Straße. Es wurden Pläne geschmiedet, die beiden Villen in der Bluntschi-Straße mit zu benutzen. Aber die Stadt konnte die Villen nicht kaufen; im Herbst 1930 wurde die Idee aufgegeben. 1933 verkaufte die Stadt die Immobilie an die Rentzler'sche Gewerbeschulstiftung; seither ist sie im Besitz der diversen Nachfolge-Stiftungen. 1935 entstand ein zweigeschossiger Anbau auf der westlichen Seite des Gebäudes und entspannte die Raumsituation.

1945 requirierten die amerikanischen Besatzungstreitkräfte die Gewerbeschule. Erst auf dringende Bitte von Bürgermeister Amann, dem zuständigen Dezernenten, und einem Artikel im Tageblatt im Juni 1949 über „Die Schulraumnot in Heidelberg“ wurde das Gebäude wieder freigegeben. Während der Nutzung durch die Gewerbeschule entstanden diverse Anbauten im Hof (u.a. ein Gasentwicklungsraum und ein Fahrradschuppen), und 1969 wurden die Zwerggiebel in der Südfassade wegen Baufälligkeit abgetragen und durch Gauben ersetzt.

Durch den Neubau der Gewerbeschule in der Mannheimer Straße in Wieblingen wurde das Gebäude in der Bergheimer Straße frei und diente von Juli 1985 bis Juli 1986 als Ausweichquartier für das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium während der Sanierungsarbeiten an dessen Haus am Neckarstaden. 1986/87 folgten eine Generalsanierung und diverse Umbauten für die Nutzung durch die Volkshochschule. Nach vielen Umzügen in der Stadt und andauernder Raumnot war die vhs zuletzt in der Stadtbücherei beheimatet, hatte aber auch dort nur extrem begrenzte Büroräume und kaum Unterrichtsmöglichkeiten zur Verfügung. 1977 war die Idee zum ersten Mal aufgetaucht, die vhs in der Bergheimer Straße 76 unterzubringen; seit 1982 – mit der Entscheidung für einen Gewerbeschulneubau – wurde konkret geplant. Über die Vermögenszusammenlegung der „Stiftung für Erziehung und Berufsförderung“ und der „Stiftung allgemeiner Unterstützungsfonds“ konnte die Finanzierung gelöst werden.

Im Zuge der Generalsanierung und Adaption für die vhs erhielt das Haus im Innern einen Aufzug und diverse Fachräume. Und im Innenhof wurde eine hölzerne Terrasse an die Cafeteria angebaut. Im Herbst 1987 bezog die vhs das neue Domizil, und es wurde von der Bevölkerung begeistert angenommen. Der Deutsche Hausfrauenbund erhielt Räume für Büro und Unterricht, und auch die Akademie für Ältere zog mit Verwaltung und Unterricht mit ein. Auf 3.800 qm, verteilt auf 6 Stockwerke, gab es 27 Unterrichts- und Fachräume plus Büros, Neben- und Technikräume.

1994/95 erhielt das ursprüngliche Fabrikgebäude einen weiteren Anbau im Innenhof, um die Raumnot der Akademie für Ältere zu lindern. Und durch Nutzungsänderungen wurden im Laufe der Jahre mehrere kleinere Umbauten im Innern notwendig. Als 2003 das Treppenhaus aus Sicherheitsgründen saniert werden musste, konnten die beschädigten Terrazzo-Stufen aus finanziellen Gründen leider nicht erhalten werden, sondern bekamen einen Kunststoff-Belag.

Eine Besonderheit trägt das vhs-Haus auf dem Dach: In der Nachfolge der Rio-Konferenz 1992 bildeten sich in vielen Kommunen Agenda-Gruppen unter dem Motto „Global denken – lokal handeln“. In Heidelberg gründete die vhs eine solche Agenda-Gruppe und arbeitete ein Konzept aus, nach dem Photovoltaik-Anlagen von Eigentümer-Gemeinschaften errichtet und über Einspeise-Vergütung finanziert werden können. Was heute ein gängiges Muster ist, war damals Pionier-Arbeit. Die erste solche Gemeinschaftsanlage wurde 1998 auf dem Dach der vhs installiert und produziert seither Strom – ohne Emissionen und ohne Rechnung von der Sonne.

Quellen und Literatur

StA HD AA 296 Fasz. 8

StA HD AA 281/25 Fasz. 18

Melanie Mertens u.a.: Bergheim. In: Stadtkreis Heidelberg. Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland (im Druck)

Hans-Martin Mumm: Heidelberg als Industriestandort um 1900, in Heidelberg, Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 1/1996, S. 39

Luitgard Nipp-Stolzenburg, Hans-Martin Mumm, Reinhard Riese: „Volksbildung nötiger denn je ...“, Heidelberg 1996, S. 156 ff

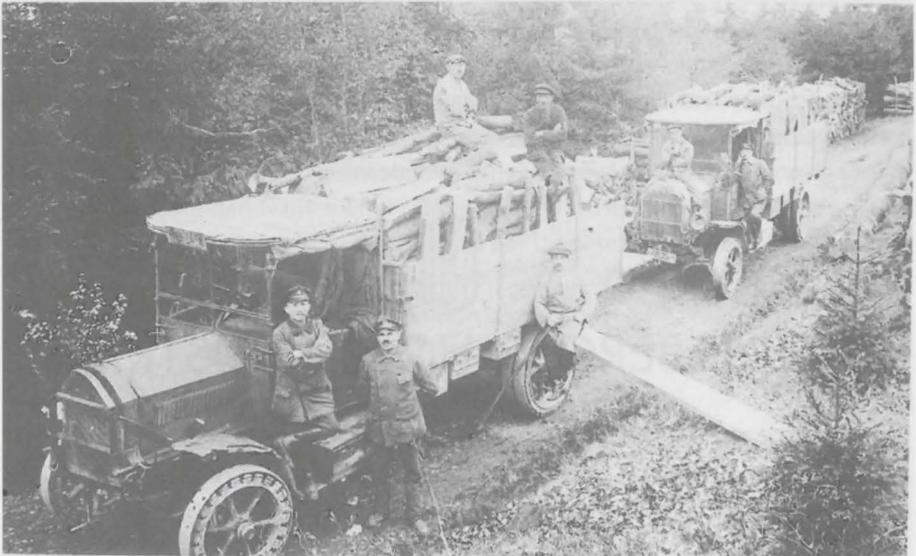
Theodor Scharnholz: Heidelberg und die Besatzungsmacht. Buchreihe der Stadt Heidelberg X, Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2002, S. 94

Ein Stück Heidelberger Wirtschaftsgeschichte ✓

„Holzhof“ und „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ in Bergheim

Am Anfang stand die „Kohlenkatastrophe“. Unter dieser Überschrift meldete die Heidelberger „Volkszeitung“ im Oktober 1919: „Die Beleuchtung der Schaufenster muß unterbleiben. Hotels und Gastwirtschaften dürfen morgens vor Tag nicht öffnen, abends muß eine frühere Feierabendstunde festgesetzt werden. Auch die Läden dürfen erst bei Tag geöffnet werden. Schulen und Universität erhalten kein Licht. Der Unterricht muß in die Zeit von 8 bis 1 oder 2 Uhr gelegt werden. Die Krankenanstalten müssen selbstverständlich Licht haben. ... Die Industrie muß die Arbeitszeit so legen, daß man bereits ohne Licht auskommt. Wir treten in den Winter ohne jeglichen Bestand an Kohlen. Die Katastrophe steht bevor.“

Die wenigsten der mit diesen Schreckensmeldungen konfrontierten Heidelberger Zeitungsleser dürften hierüber wirklich überrascht gewesen sein. Nicht nur der kriegsbedingte Arbeitskräftemangel hatte die deutsche Kohlenförderung verringert. Auch die Tatsache, dass deutsches Militär Kohlengruben in Nordfrankreich und Belgien bei seinem Rückzug im Jahr 1918 geflutet und damit unbrauchbar gemacht hatte, trug zur Kohlenkatastrophe bei. Die Stadtverwaltung setzte ihre Hoffnung auf eine kommunale Verteilerstelle, die „Ortskohlenstelle“, geleitet von dem als tatkräftig bekannten Emil Maier (1876–1932). Durch den Direkteinkauf beim Produzenten sollte der Zwischenhandel ausgeschaltet und so der Bedarf der Verwaltung und bedürftiger Heidelberger an Kohlen und Brennholz zu günstigeren Preisen gedeckt werden. Aber auch



Waldarbeiten des Städtischen Holzhofs am „Hohlen Kästenbaum“ beim Kohlhof (StAH Slg. Beierer)

Wohnraum und Arbeitsplätze waren knapp. Dass eine städtische Einrichtung hier wirksam helfen könnte, erschien utopisch. Kleine Schritte waren angesagt.

Im Januar 1921 beantragte Emil Maier, mittlerweile Leiter des „Holzhofs“, im Bürgerausschuss die „Aufstellung einer städtischen Säge“; so könne der Holzreichtum der Stadt besser ausgenutzt werden. Als weiteren Grund dafür nannte er den großen Bedarf an Bauholz für die „Siedelungsbauten“. Allein für den Pfaffengrund bezifferte er diesen auf 2 700 Festmeter. Für Emil Maier war die städtische Säge auch ein Instrument zur Schaffung von Arbeitsplätzen – so könne Arbeit finanziert werden statt Arbeitslosigkeit. Fünf Arbeitslose weniger bedeuteten eine jährliche Einsparung von 22.500 Mark Unterstützungssumme. Dagegen regte sich Widerstand im Bürgerausschuss, wie Oberbürgermeister Ernst Walz feststellte: Das Wort „städtische Säge“ habe wie ein rotes Tuch gewirkt und zur Vermutung geführt, als ob die Stadt ein eigenes Sägewerk errichten wolle. Es solle, so Walz beschwichtigend, nur der Holzhof erweitert und die Möglichkeit gegeben werden, unser Holz selbst zu schneiden. Ganz so bescheiden war das Ergebnis am Ende jedoch nicht. Ab Mitte der 1920er Jahre war der erweiterte Holzhof, die „Heidelberger Holzindustrie AG“ an drei Standorten im Stadtteil Bergheim präsent: Das „Sägewerk mit Dämpfanlage und Gleisanschluss“ lag in dem von Alter Eppelheimer Straße, Bergheimer Straße, Blutschlistraße und Kirchstraße umgrenzten Geviert, auf dem sich auch die Schroedlsche Brauereigesellschaft befand; die damalige Adresse lautete „Eppelheimer Straße 37“. Unweit entfernt, in der Bergheimer Straße 109, hatte die „Mechanische Bau- und Möbelschreinerei und Glasererei“ ihren Sitz – in der Vangerowstraße 57 schließlich die Abteilung III, „Lohnfuhrunternehmen / Lastwagenverkehr“.

Wie war es zu diesem Erfolg gekommen – fehlte es der Stadt Heidelberg, belastet durch fehlende Steuereinnahmen und hohe Ausgaben für die soziale Fürsorge, doch an Kapital selbst für kleinere Investitionen? Eben deshalb favorisierten die Verantwortlichen eine andere Rechtsform für den städtischen Holzhof. Hierzu lag Anfang August 1922 ein von der Stadtverwaltung in Auftrag gegebenes Gutachten vor. Es gelangte zu dem Schluss, dass die Wirtschaftlichkeit der städtischen Werke nur aufrechterhalten werden könne, wenn diese Betriebe eine größere Bewegungsfreiheit hätten. Sie müssten von den Einschränkungen der Gemeindeordnung gelöst werden. Ob dies im

Bankkonto: Städt. Sparkasse Heidelberg
Reichsbank-Giro-Konto
Postcheckkonto: Karlsruhe (Baden) 80415



Fernsprecher 1628 und 1629
Drahtanschrift Heihok
Postschliefach 156

HEIDELBERGER HOLZINDUSTRIE ^A _G

Abteilung I: Sägewerk mit Dämpfanlage und Gleisanschluss Eppelheimer Straße 37
Abteilung II: Mechanische Bau- und Möbelschreinerei und Glasererei Bergheimer Straße 109
Abteilung III: Lohnfuhrunternehmen / Lastwagenverkehr / Vangerowstraße 57

Holzbearbeitungs-Großbetrieb mit modernsten Maschinenanlagen, aufnahmefähig für Massenaufträge jeder Art

Auszeichnungen für hervorragende Leistungen:
Goldene u. silberne Medaillen auf den ersten großen Ausstellungen für Hotel- u. Gastweinfach in Ludwigshafen a. Rh. u. Heidelberg 1927, Mannheim u. Darmstadt 1928

HEIDELBERG (BADEN)

Briefkopf der Heidelberg Holzindustrie (STAH AA Nr. 93,5)

Bürgerausschuss mehrheitsfähig war? „Die schwierige Lage“, so OB Walz am 4. Februar 1924 im Bürgerausschuss, „in die unsere städtischen Werke durch den Krieg und die Nachkriegszeit gerieten, haben den Mitgliedern des Bürgerausschusses wiederholt die Veranlassung gegeben, die Frage zu erörtern, ob sich eine Verbesserung der Verhältnisse nicht dadurch erreichen lasse, daß die Geschäftsführung der Werke eine andere Form erhalte. Dabei wurde in erster Linie“, so Oberbürgermeister Walz weiter, „an eine Loslösung der Verwaltung aus dem Rechtsverbande der Gemeinde, an die Begründung einer für die Führung der Werke ausschließlich bestimmten besonderen Rechtsform des Handelsrechtes gedacht, eventuell auch unter Beteiligung von Privatkapital.“

Was OB Walz hier vorsichtig formulierte, stieß auf die Ablehnung fast aller Rathausfraktionen. Die Lösung bestand letztlich darin, dass dem Bürgerausschuss ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht zugesichert wurde, obwohl die betreffenden Betriebe rechtlich von der Stadt getrennt wurden. Dieses Mitbestimmungsrecht wurde in der Satzung der „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ mehrfach verankert: durch die Funktion des Oberbürgermeisters als Aufsichtsratsvorsitzender der „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ und die der Stadt Heidelberg als deren alleiniger Aktionär. Damit war in Heidelberg aus der ehemaligen Ortskohlenstelle ein Wirtschaftsunternehmen geworden, das in finanzieller und administrativer Hinsicht eng mit der Stadt Heidelberg verbunden blieb, ansonsten aber eine fast ebenso große unternehmerische Freiheit besaß wie privatwirtschaftliche Aktiengesellschaften.

Zweifel an der Rentabilität der „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ konnten bald zerstreut werden. Schon im ersten Geschäftsjahr wurde trotz ungünstiger wirtschaftlicher Rahmenbedingungen ein Reingewinn von mehr als 20.000 Mark erwirtschaftet. Die umfangreichste Neuanschaffung im darauf folgenden Jahr war übrigens ein Müllwagen, der für die Abfallentsorgung in Heidelberg einen enormen Fortschritt darstellte. Auch im ursprünglichen Arbeitsfeld – der Holzverarbeitung – wurden umfangreiche Investitionen getätigt. Nicht zuletzt diesen Investitionen war es zu verdanken, dass im darauf folgenden Jahr ein erheblich höherer Gewinn erzielt werden konnte als im Vorjahr. Der größte Erfolg der „Heidelberger Holzindustrie A.G.“ Ende der 1920er Jahre war die Einweihung des von ihr erbauten Wohnkomplexes im Kreuzungsbereich von Bergheimerstraße und Czernyring. Die hier in Nord-Süd-Richtung verlaufende Straße trägt heute den Namen Emil Maiers. Die Stadt Heidelberg erinnert damit an sein verdienstvolles Wirken in Heidelberg und auf Landesebene. Als langjähriger Landtagsabgeordneter und badischer Innenminister 1931/32 setzte er sich mit ganzer Kraft für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit ein.

Literatur

Michael Braun: Emil Maier. Eine politische Biographie (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, H. 7), Heidelberg 1997, S. 150–162



Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunaler Arbeitsmarktservice

Beratung und Vermittlung verschiedener Zielgruppen am Arbeitsmarkt sowie Angebote zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



AZUBI-FONDS

Zusätzliche Ausbildungsplätze für junge Menschen – auch in Teilzeit



Zusatzjobs

Zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten in Heidelberg und im Rhein-Neckar-Kreis



Direktbewerbung

Individuelle Beratung und Vermittlung von Arbeitssuchenden



Bündnis für Familie Heidelberg

Netzwerkkoordination zur Entwicklung von Lösungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



Perspektiven für Alleinerziehende

Neue berufliche Perspektiven zum (Wieder-)Einstieg von Ein-Eltern-Familien



Qualifizierung

Ganzheitliche fachliche und arbeitsmarktbezogene Qualifizierung zur Verbesserung der Integrationschancen in den Arbeitsmarkt

Heidelberger Dienste gGmbH · Hospitalstraße 5 · 69115 Heidelberg · Telefon 06221 14 10 0 · www.hdddienste.de

Von der Reis'schen Baumwollfabrik zum gemeinnützigen Wohnen in der Bergheimer Straße 107 „W. Reis Erben“

Das Grundstück Bergheimer Straße 107, auf dem das in den 30er Jahren errichtete Wohnhaus der GGH (Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz) steht, hat eine Vorgeschichte, die eng mit der industriellen Entwicklung Bergheims verbunden ist. Es soll demnächst abgerissen werden und einem neuen, repräsentativen Bau für die Geschäftsstelle der GGH Platz machen.

Als Wilhelm Reis, derjenige der Reis-Brüder, der seit ca. 1887 eine Baumwoll-Produktion in der Bergheimer Straße 107 betrieben hatte, 1903 starb, waren seine Erben bemüht, seine Liegenschaften, sofern sie nicht mit Wohnhäusern bebaut waren, schnell abzustoßen. Der Betrieb selbst wurde unter der Leitung seines Sohnes Edwin nach Friedrichsfeld verlegt.

Dazu gehörte auch das Gelände zwischen Bergheimer Straße und Alte Eppelheimer Straße, westlich der „Bluntschlistraße“ (StA HD, AA 72, Fasc. 2,8). Es bestand aus einem zweigeschossigen Wohn- und Bürogebäude zur Bergheimer Straße und einer Reihe von Schuppen und Lagerplätzen. An der Alten Eppelheimer befand sich ein weiteres, mehrgeschossiges Produktionsgebäude. Das gesamte Grundstück war von Eisenbahngleisen durchzogen, die noch aus der Zeit des Zementwerks (1865–93) stammten.



Hier, an dieser Stelle der ehem. Reis'schen Baumwollfabrik, befand sich von 1904 bis 1928 die „Darmsortieranstalt Schlössinger“ (heute GGH). (Foto: Tobias Städtler)

Diese wurden u.a. von der Fa. Liebhold, die ihre Tabakfabrik in der Bergheimer Straße 76 eingerichtet hatte, genutzt.

Die Stadt handelte schnell und erwarb das gesamte Gelände zwecks Erweiterung des gegenüberliegenden Gaswerks, daraus wurde jedoch nichts. Stattdessen plante man ab 1905 einen Gaswerk-Neubau am anderen Ende der Eppelheimer Straße. Damit war die Liegenschaft „W. Reis Erben“ frei für andere Reflektanten, die das Gelände gewerblich nutzen wollten.

Als erstes bewarb sich zum 28. Juni 1904 die Fa. Schlössinger auf Anmietung des Bürogebäudes und zweier Schuppen für ihre Darmsortieranlage. Zwei Monate später bewarb sich die Fa. Maier Tabak um die Anmietung weiterer Schuppen als Tabaklager. Der Erstbewerber bekam den Zuschlag. Am 22. September 1904 wurde der Vertrag mit der Fa. „Schlössinger & Cie., Därme, Gewürze und Metzgerutensilien“ geschlossen.

Wie es auf dem Gelände damals zugegangen sein muss, ist aus verschiedenen Berichten und Stellungnahmen zu entnehmen. So gab es Klagen darüber, dass das Lagern von Material auf dem Hof so sehr überhand genommen habe, dass die Sicherheit beim Passieren der Güterwaggons gefährdet sei. Auch wurde vermutet, dass es bei der Fa. Schlössinger hygienisch nicht mit rechten Dingen zugehe. Ein Bericht stellte jedoch fest, dass das Umpacken der Därme sauber und unter hygienischen Bedingungen, v.a. ohne Geruchsbelästigung für die Nachbarschaft, vor sich ging. „Die hier verarbeiteten Därme kommen eingesalzen in gereinigtem Zustande aus Amerika, England, Russland und China. Sie werden nach verschiedenen Kalibern sortiert, gewaschen und dann vollkommen gereinigt wieder neu gesalzen und verpackt.“ Auch wurde vermutet, dass durch den Gebrauch des Salzes am Gebäude „Salpetersäureausdünstungen“ entstehen könnten, dies wurde jedoch in dem Bericht entschieden zurückgewiesen.

Wie intensiv die Produktion bei Schlössinger betrieben wurde, ist daraus zu ersehen, dass sie 1921 den Umfang der verarbeiteten Därme mit 20 Waggons pro Monat, also ca. ein Waggon pro Arbeitstag, bezifferte, bei sechs kaufmännischen Angestellten und 20 Arbeitern. 1927, ist einem weiteren Schreiben zu entnehmen, hat sich das Personal bereits vervierfacht (85 Personen), und die verarbeitete Menge ebenfalls (80 Waggons/Monat).

Schon aus diesen Zahlen lässt sich ablesen, dass das relativ bescheidene Gebäude in der Bergheimer Straße den Anforderungen der Produktion Schlössingers nicht mehr gerecht werden konnte. Aber er geriet auch seitens der Stadt unter Druck.

Diesmal war es nicht das Gaswerk, sondern der städtische Holzhof, der auf Expansion drängte. Das Gelände westlich, also Bergheimer Straße 109 und 109a, war seit Kriegsende unter der Regie des sozialdemokratischen Stadtrats Emil Maier einer städtischen „Heidelberger Holzindustrie AG“, die versuchte, die Nachkriegsnot an Heizmitteln mit aus dem Stadtwald besorgten Holzvorräten zu lindern. Das Unternehmen mauserte sich zum städtischen Wirtschaftsdienst mit 1.100 Arbeitern und Angestellten. Ein Musterbetrieb, der nicht nur eine „Beschäftigungsgesellschaft“, sondern auch wirtschaftlich erfolgreich war.

Bereits im Januar 1919 hatte der Stadtrat beschlossen, auf dem Reis'schen Gelände in der Bluntschlistraße drei Häuser für kinderreiche Familien zur Linderung der Woh-

nungsnot zu errichten. Schlössinger hatte nach Kriegsende eine Verlängerung seines Vertrags um zwei Jahre erwirkt. 1921, als eine weitere Verlängerung anstand, wurde er zunächst gekündigt wegen Eigenbedarfs der Stadt.

Dahinter steckte allerdings Emil Maier, der versuchte, die Vertragsverlängerung mit dem Hinweis auf die Bedürfnisse seines Betriebs zu verhindern. Friedrich Schlössinger setzte sich selbstbewusst zur Wehr, indem er auf die immerhin 25-jährige Tradition seines Betriebs hinwies. Weitere Konfliktpunkte waren die Höhe der Miete und der bauliche Zustand des Gebäudes. Schlössinger konnte sich jedoch mit der Stadt einigen und schloss einen, für ihn vorteilhaften, weiteren 5-Jahres-Mietvertrag ab.

Ende der zwanziger Jahre baute Maier seine „Holzindustrie“ zu einem Unternehmen des sozialen Wohnungsbaus aus. Er ließ den roten Klinkerbau zwischen Bergheimer und Vangerowstraße errichten entlang der Straße, die heute seinen Namen trägt.

1927, nach Ablauf des Vertrags, wiederholte sich das „Spiel“ um das Gelände. Schlössinger selbst war nun jedoch zur Erkenntnis gekommen, dass er neu bauen musste, wenn er in Heidelberg bleiben wollte. Inzwischen hatte sein Betrieb Zweigstellen in Mannheim, Köln und Hamburg, was auch eine sprunghafte Erhöhung der Beschäftigten zur Folge hatte.

Er war also auf der Suche und wurde fündig, und zwar ebenfalls in der Bergheimer Straße, gegenüber dem Schlachthof. Ein der „Bauarbeitergenossenschaft“ gehöriges Grundstück bot genug Platz für eine zeitgemäße Ausweitung der Produktion. Auch hier musste er sich wieder – anlässlich des Genehmigungsverfahrens – gegen Vorurteile wegen „Geruchsbelästigung“ durchsetzen. Er wies auf den gegenüberliegenden „Schlachthof“ und auf den „Lumpen- und Knochenhandel“ des Herrn Oppenheimer in der Bergheimer Straße 136 hin, von denen eine größere Belästigung ausgehe.

Er durfte schließlich bauen. Da ein Teil der Bergheimer Straßenfront bereits von einem Gebäude eingenommen war, baute er rückwärtig an der Vangerowstraße 51 über die gesamte Breite des Grundstücks. Das großzügig dimensionierte Wohn- und Geschäftshaus wurde am 1. Juli 1928 fertig.

Friedrich Schlössinger starb 1933, sein Sohn leitete damals eine Filiale der Firma in Paris. Nach 1933 wurde der Betrieb der Fa. Schlössinger zunehmend durch die national-sozialistische antisemitische Wirtschaftspolitik behindert, 1938 wurde er verkauft und die Familie in die Emigration gedrängt. Wenige Jahre später wurde auch das Haus Vangerowstraße 51 im Rahmen der sog. „Arisierung“ enteignet und verkauft.

Das Gelände „Bergheimer Straße 107/Bluttschlistraße 8–14“, ehemals W. Reis Erben, hingegen wurde zunächst von Maiers „Holzindustrie“ als Büro („Direktion“) genutzt, während auf dem ursprünglichen Holzhof Arbeiterwohnungen entstanden. Im Adressbuch für das Jahr 1932 ist die „Heidelberger Holzindustrie“ gar als stolzer Besitzer des Eckhauses aufgeführt, nunmehr ein Mehrfamilienhaus mit elf Wohnungen auf fünf Geschossen.

Emil Maier hatte sich also letzten Endes durchgesetzt. Und im Schicksalsjahr 1933 ging seine „Holzindustrie“ in der ebenfalls städtischen GGH auf.

Literatur

- Hans-Martin Mumm: Heidelberg als Industriestandort um 1900, in Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Heidelberg 1, 1996, S. 37–59; insb. Anm. 29
- Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–45*, Heidelberg 2011, Eintrag Schlös-singer

Die Stadtbücherei ✓

Immer schon habe ich gern und viel gelesen. Manchmal, bereits als Kind und erst recht als Jugendliche, wenn ich der Ansicht war, ich hätte nun genug in der Gärtnerei meiner Eltern mitgearbeitet, war ich auf dem großen Gelände einfach unauffindbar.

Welch' eine Befreiung dann der Beginn des Romanistik- und Germanistikstudiums in Heidelberg. Ich fand eine Bleibe in der Altstadt, zwischen dem Germanistischen Seminar, das sich damals im „Deutschen Haus“ am Marsilius-Platz befand, und der Universitätsbibliothek. Besonders gern saß ich im Grimm-Saal des Seminars; die „altdeutsch“ gestimmten hohen Wandgemälde bzw. Fresken mochte ich, auch wenn mir die kräftige Portion Kitsch durchaus bewusst war. Bei der tiefgreifenden späteren Renovierung des Raumes hätte man gleichwohl einen Teil der Bilder zur Dokumentation des vergangenen Zeitgeistes erhalten sollen.

Inzwischen lebe ich schon lange im Stadtteil Rohrbach und komme auf meinen Wegen zum Stadtzentrum regelmäßig an der Stadtbücherei vorbei – vielmehr: Ich plane meine Stadtgänge so, dass ich eine Leserunde fast immer einlegen kann.

Über die Geschichte der Stadtbücherei informiert ein 2006 zum 100. Jubiläum erschienener, von der früheren Leiterin der Bibliothek Regine Wolf-Hauschild herausgegebener Text- und Bildband, der auch so anschauliche Schilderungen wie die der Journalistin Heide Seele und der Schriftsteller Johann Lippert, Martin Grzimek und Jörg Burkhard enthält.



Stadtbücherei Heidelberg, Eingangsbereich. Die Architekten waren Karlheinz Simm und Johannes Grobe. 2013 war links die Informationssäule zum Jean-Paul-Jahr zu sehen. (Foto: Tobias Städtler)

Am Anfang stand ein Aktienpaket im Gegenwert von 30 000 Goldmark. Der Mäzen wollte unerkannt bleiben und blieb es bis heute. Die Stationen der „Volkslesehalle“ begannen mit der Seminarstraße 1 (das Haus musste 1930 der Neuen Universität weichen), es folgten die Hauptstraße 197 (das Haus stand einer Rathausenerweiterung im Weg) und schließlich die Plöck 2a, das ehemalige Waisenhaus. Die wechselnden Domizile sind, wenn auch arg kleinformig, in dem Jubiläumsband abgebildet, ebenso eine alltagshistorisch aufschlussreiche „Benützungsortsordnung“, nicht zuletzt eine Kohlezeichnung der Bücherverbrennung vom 17. Mai 1933. Im Kontext der Bücherverbrennung wurde „unerwünschtes Schrifttum“ ausgesondert; Ende 1937 war die „Säuberung“ abgeschlossen.

Im November 1945 wurde die Stadtbücherei wiedereröffnet, nach erneuter Säuberung der Bestände, diesmal von Nazi-Literatur. Noch lange waren nicht mehr opportune Textstellen und Bilder in Veröffentlichungen aus der Zeit des Dritten Reichs durch Überklebung unlesbar gemacht, was Erica Jong („Angst vorm Fliegen“) so erbost hat. In den Stadtteilen wurden Zweigstellen eröffnet. Trotz Enge und Raumnot wurde die Abteilung für Kinder ausgebaut. Es gab wieder Autoren-Lesungen. Das „Politische Gespräch“ zwischen Frolinde Balsler (SPD) und Bernhard Vogel (CDU) wurde in den 60er Jahren zu einer festen Größe im Veranstaltungsprogramm. Als Direktorin der Stadtbücherei, die mit Vehemenz für einen Neubau gekämpft hatte, fungierte von 1950 bis 1972 Maria Gress.

Seit 1966 befindet sich die Stadtbücherei in der Poststraße 15, in dem heutigen Bau der Architekten Karlheinz Simm und Johannes Grobe, ein stilistisch strenger, großzügiger Entwurf, schön und zweckmäßig. Ein Lese-Café, dessen Angebot „Kaffee und Kuchen“ weit überschreitet, kam hinzu. Feste Bestandteile des Bildungsangebots sind Lesungen, auch Diskussionsveranstaltungen und Ausstellungen. Die Zeitungs- und Zeitschriftenauswahl ist groß, auch fremdsprachige Periodika sind reichlich vorhanden (einschließlich der gängigen großen Wörterbücher). Gut bestückt sind, was fremdsprachige Buchtitel betrifft, in erster Linie die englischen und französischen belletristischen Bereiche. Naturgemäß gibt es eine große Heidelberg-Abteilung. Einer internen Statistik von 2012 zufolge verfügt die Stadtbücherei derzeit über 214 873 Print- und Nonbook-Medien (vor allem CDs und DVDs).

Eine kleine Besonderheit im Vergleich mit anderen Büchereien sei noch hervorgehoben: die sesselähnlichen Polstermöbel, die, zieht man die Beine etwas zusammen, durchaus auch zu einem Mittagsschläfchen oder zum Nachsinnen im Liegen einladen.

Literatur

Joachim Heimann: Georg Zink und die Heidelberger Volksbibliothek und Volkslesehalle, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 11, 2006/07, S. 95–132

Regine Wolf-Hauschild (Hg.): Bücher, Bauten, Begegnungen. 100 Jahre Stadtbücherei Heidelberg, Heidelberg 2006

Blumenstraße 1 ✓

Im Haus Blumenstraße 1 habe ich meine Studienzeit verbracht, in einem riesigen Zimmer, ganz oben, mit zwei großen Fenstern zur Straße, einem winzigen Tapetenfenster zum Gaisberg, zwischen kuriosen Antiquitäten und einem mächtigen, grünen Kachelofen. Kaltwasser zum Kochen und Waschen gab es im Flur. Für 80 Mark im Monat. Die Unterkunft hatte ich Rainer Elfferding zu verdanken, einem dem libertären Flügel des 1970 verbotenen SDS zuzurechnenden Altgenossen aus der Basisgruppe Jura, mit dessen Bruder ich in Landau Abitur gemacht hatte.

Meine Vermieterin hieß Nelly Schoetensack, für mich schon 1971 eine Dame biblischen Alters, der man sofort ansah, dass sie bessere Zeiten erlebt hatte, über die sie bei einem Gläschen Bols Pfefferminzlikör ab und an sprach. Für Juristen hatte sie ein gewisses Faible, um den gesellschaftlichen Wandel, der zunehmend Frauen ein solches Studium aufnehmen ließ, hat sie uns beneidet. Ihr verstorbener Ehemann war Rechtsanwalt. Seine Kanzlei befand sich im Erdgeschoss des Hauses. Das weiße Emailschild mit dem schwarzen Namenszug „Rechtsanwalt Dr. jur. Otto Schoetensack“ befand sich, als ich dort wohnte, noch außen am Gartentor. Ihr Ehemann hat sie, was sie nicht beklagte, sondern fast wie eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen schien, bis auf das Haus unversorgt zurückgelassen. Eine eigenständige Altersversorgung für freiberufliche Rechtsanwälte und ihre Hinterbliebenen gab es damals noch nicht, wes-



Grabstätte Schoetensack auf dem Bergfriedhof in Heidelberg (Foto: Hans Thill):

Prof. Dr. Otto Schoetensack (1850–1912)

Marie Schoetensack, geborene Schneider (1856–1938)

Dr. Otto Schoetensack (1883–1963)

Nelly Schoetensack (1897–1978)

halb sie, die im ersten Obergeschoss ihre Küche, ihr Schlafzimmer und einen Salon hatte, auf die Vermietung der restlichen Zimmer des Hauses finanziell angewiesen war. Das diskrete Beziehungsgeflecht, nicht zuletzt wegen der gemeinsam zu benutzenden Waschbecken und Toiletten in den Fluren des Hauses, zwischen dieser alten, verständigen, würdigen Dame und ihren überwiegend aus jungen Revoluzzern bestehenden Mitbewohnern und deren Besuchern, wäre Stoff für einen avantgardistischen Film gewesen. Wovon sie häufig redete, waren ihre wöchentlichen Damenkränzchen im Café Schafheutle, von denen sie manchmal richtig erobst zurückkehrte, wenn eine der Damen wieder etwas Abfälliges über ihre künftige Grabstätte auf dem Bergfriedhof gesagt hatte. Das Grab und der mit diesem verbundene Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie waren für sie sehr wichtig. In diesem Zusammenhang hat sie auch ihren berühmten Schwiegervater, den Entdecker und Namensgeber des Homo heidelbergensis, Professor Dr. Otto Schoetensack, erwähnt. Dass sich eine Schwulengruppe im ehemaligen Collegium Academicum „Homo Heidelbergensis“ nannte, habe ich ihr nicht erzählt.

Erst jetzt habe ich herausgefunden, dass sie drei Jahre nach meinem Auszug aus dem Haus gestorben ist. Seit 1978 liegt sie mit Schwiegervater, Schwiegermutter und Ehemann in der Waldabteilung des Heidelberger Bergfriedhofs begraben (Grab Nr. 12 auf dem Rundweg IV).

Auf Otto Schoetensack bin ich anlässlich der Ausstellung „Scharfe Sachen – Steinwerkzeuge und mehr“ des Vereins „Homo heidelbergensis von Mauer e.V.“ im Frühjahr 2013 wieder gestoßen: Zur erhofften Sensation – der nach heutiger geologischer Schätzung zwischen 620.000 und 470.000 Jahre alte Unterkiefer wurde im Original erstmals zusammen mit Geräten gezeigt, die der Heidelbergmensch zum Bearbeiten von Holz, Pflanzen, Fleisch und Knochen benutzte, – wurde diese nicht. Selbst Schulen hätten das Angebot kaum wahrgenommen, war am letzten Ausstellungstag zu hören

Dem gut erhaltenen, gewaltigen Kiefer sind die Eingriffe, die er seit seinem Auffinden über sich ergehen lassen musste, nicht anzusehen. Erstmals in zwei Hälften auseinandergefallen ist er, als er am 21. Oktober 1907 auf der Schaufel des Sandgrubenarbeiters Daniel Hartmann landete, die ihn aus 24 Metern Tiefe ins Tageslicht warf. Bei der anschließend von seinem Namensgeber veranlassten Präparation sind aus der linken Hälfte vier Zahnkronen abgebrochen, die drei Jahrzehnte später wieder eingesetzt wurden und den Kiefer in seinen Maßen ein wenig veränderten, worüber dieser ein jugendlicheres Aussehen bekam. Er soll einem 20 bis 30 Jahre alten Menschen gehört haben, ob Mann oder Frau ist bis heute unklar. Nachdem man ihn zum Schutz vor Bomben und Granaten 1942 in das Salzbergwerk Kochendorf bei Heilbronn ausgelagert hatte, wäre er beinahe verloren gegangen. Nach Freigabe der dort gebunkerten Kulturgüter 1947 durch die Amerikaner war der Kiefer aus seiner Kassette verschwunden. An der gleichen Stelle auseinandergebrochen, wurde er dann doch noch im vor dem Schacht zum Abtransport bereit gestellten Müll entdeckt. Zwei der ihm 1937 wieder eingesetzten Zahnkronen fehlen seither. Im Rahmen eines Forschungsprojekts der Uni Frankfurt wurde der Kiefer 1994 in seine heutige, anatomisch für richtig befundene Position versetzt. Welchen weiteren Untersuchungen zu

Forschungszwecken der weltberühmte Fund ausgesetzt war, bleibt sein Geheimnis. Das Original liegt im Tresor des Instituts für Geowissenschaften im Neuenheimer Feld. Kopien sind in den Katakomben dessen Museums und des Kurpfälzischen Museums zu besichtigen.

Über 20 Jahre hat Otto Schoetensack seine Aufmerksamkeit auf die Fundstätte in Mauer gerichtet. Er kam 1888, als er bereits eine erfolgreiche Karriere als Chemiefabrikant in Ludwigshafen hinter sich hatte, die er krankheitsbedingt aufgeben musste, und in Freiburg eine wissenschaftliche Ausbildung zum Paläoanthropologen durchlaufen hatte, mit profunden Vorkenntnissen nach Heidelberg und kaufte das Haus Blumenstraße 1, in dem er mit seiner Ehefrau Marie und zwei Söhnen wohnte. Die in den Sanden von Mauer aufgefundenen Fossilien von Säugetieren, insbesondere des *Elephas antiquus*, ließen ihn Spuren auch menschlichen Lebens in der Grube vermuten. Den Pächter der Grube und dessen Arbeiter hat er für diesen magischen Augenblick gründlich vorbereitet, sich selbst auch, wie seine schon 1908 erschienene, zum 100jährigen Jubiläum des Fundes als Reprint wieder aufgelegte, wissenschaftlich äußerst genaue Beschreibung von Fundort und Fundgeschichte dieses im mitteleuropäischen Raum bis heute ältesten Menschheitszeugnisses zeigt. Auf eine gemeinsame Konvention, ob der Heidelbergmensch gegenüber dem *Homo erectus* und Neandertaler die von ihm vorgenommene evolutionsgeschichtliche Zuordnung als eigene Spezies Mensch verdient, konnten sich Paläoanthropologen bis heute nicht verständigen. An seinem Aufbewahrungsort wird er als „*Homo erectus heidelbergensis*“ ausgewiesen. Dass dieser Frühmensch nicht nur das Feuer beherrschte und Gerätschaften herstellen konnte, sondern sich auch artikulieren konnte, scheint nach neuesten psycholinguistischen Forschungen hingegen erwiesen. Den weltweiten Ruhm, den Otto Schoetensack mit seiner wissenschaftlichen Publikation erlangte, hat er nur kurz erlebt. Er starb 1912 in Ospedaletti, Italien, wo er sich zur Kur aufgehalten hatte. Seine Gebeine wurden 1938, nach dem Tod seiner Ehefrau, von seinen beiden Söhnen nach Heidelberg überführt.

All das wusste ich damals nicht. Es hätte mich vermutlich auch nicht weiter interessiert. Meine Aufmerksamkeit war außer auf das Studium der Rechtswissenschaften auf die Studentenrevolte in der Stadt und an der Hochschule mit ihren ideologischen Grabenkämpfen und die aus diesen hervorgegangene Frauenbewegung gerichtet.

Literatur

- Otto Schoetensack: Der Unterkiefer des *Homo heidelbergensis* aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Ein Beitrag zur Paläontologie des Menschen, Leipzig 1908
- Günther A. Wagner und Karl W. Beinhauer (Hgg.): *Homo heidelbergensis* von Mauer. Das Auftreten des Menschen in Europa, Heidelberg 1997
- Homo heidelbergensis von Mauer e. V. (Hg.): Scharfe Sachen – Steinwerkzeuge und mehr ..., Begleitheft zur Ausstellung „Scharfe Sachen – Steinwerkzeuge und mehr“, Mauer 2013
- Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Stadtgeschichte im Gehen, Heidelberg 2007
- Hubert Filser: Die ersten Worte, Süddeutsche Zeitung vom 12.7.2013, S. 14

Zu Schön zum Wegwerfen?

**Tausch-
und Verschenkenmarkt
Heidelberg**

www.heidelberg.de/abfall



WENIGER ABFALL

MEHR HEIDELBERG



Heidelberg

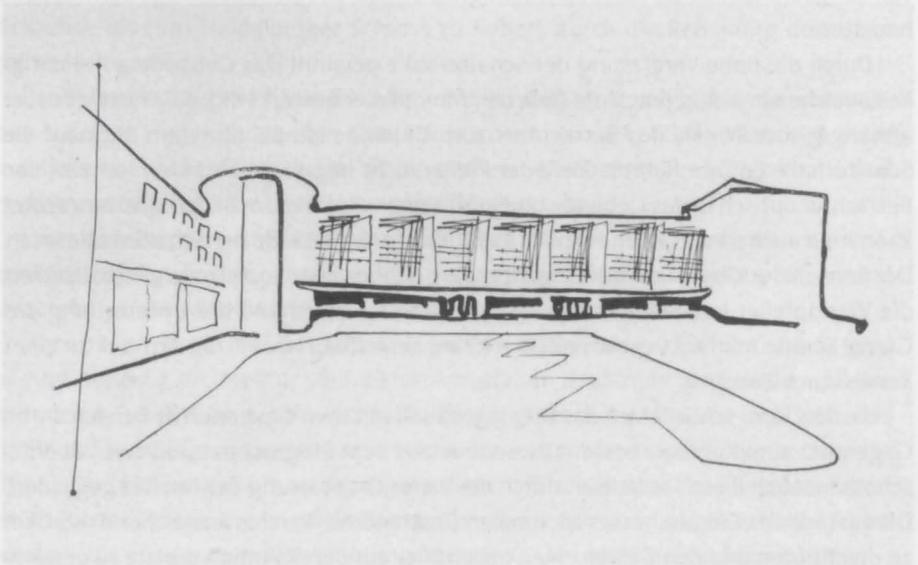
**Amt für Abfallwirtschaft
und Stadtreinigung**

Die Architektur des Heidelberger Hauptbahnhofs ✓

In den Jahren 1952–1955 wurde die seit mehr als fünf Jahrzehnten geplante und baulich vorbereitete Verlegung des Hauptbahnhofs von 1840 an seine heutige Position durch einen Neubau abgeschlossen. Der Architekt des Gebäudes war Helmuth Conradi (1903–1973). Unterstützt wurde er in Heidelberg von Heinz Dutschmann, dem damaligen Bundesbahn-Rat der Bundesbahn-Direktion Karlsruhe.

Der Bahnhof besteht aus drei Gebäudeteilen, welche in verschiedenen Winkeln zueinander liegen. Diese sind das Gebäude mit der ehemaligen Gepäckabfertigung, der Gastronomie und der Sperrenhalle, bestehend aus einem Baukörper, welcher parallel zu den Schienen liegt, der Schalterhalle, die in einem Winkel von ca. 45° aus diesem Baukörper herausgestellt ist und mit einem Kopfbau nach Norden hin abgeschlossen wird, sowie der überdachten und verglasten Brückenkonstruktion über den Bahngleisen. Der zu den Schienen parallele Baukörper, in der Folge Dienstgebäude genannt, liegt dabei in Südwest-Nordost-Richtung, die Schalterhalle in Süd-Nord-Richtung und die Brückenkonstruktion im rechten Winkel zum Dienstgebäude, also in Südost-Nordwest-Richtung.

Die Fassade des Kopfbaus wird an ihrer nördlichen Seite durch die strenge Gruppierung der Fenster, bzw. im Erdgeschoss teilweise auch der Türen, gegliedert. Diese sind in Reihen zu vier Fenstern in den vier Geschossen übereinander platziert. Zwischen den Viererreihen ist jeweils ein breiteres Wandelement, als trennendes Moment, zwischen-



Skizze der Ostansicht des Bahnhofsgebäudes (Festschrift 1955, S. 53). Auch wenn in der Quelle nicht angegeben, darf Helmuth Conradi als Autor dieser genialen Miniatur gelten.

geschaltet. Dadurch wird die Fassade in vier längliche Segmente aufgeteilt. Gelockert wird diese strenge Unterteilung durch ein über die ganze Front verglastes Treppenhhaus, welches aus dem Baukörper, sowohl nach oben in einer halben Geschosshöhe, als auch nach vorne um eine halbe Gebäudebreite, ausbricht und dabei, auf zwei Pfeilern ruhend, eine Art Portikus für den Eingang zu den Räumen der Post darstellt.

Die Nordostseite ist die Hauptansichtsseite des Gebäudes und damit hauptsächlich für die Wirkung desselben verantwortlich. Sie wird aus der Ostseite der Schaltherhalle und des Kopfbaus sowie der Nordostseite des Dienstgebäudes, mit der Gastronomie im Erdgeschoss, gebildet.

Die Schaltherhalle ist in Stahlbetonskelettbauweise erstellt und entspricht in ihrer Höhe dem Kopfbau. Die Längsseiten sind, bis auf sechs tragende Beton-Wandpfeiler, welche die Fläche gleichmäßig unterteilen, in Glas aufgelöst, wobei das Erdgeschoss mit den Eingängen und den Kiosken eine Ausnahme bildet.

Die verglasten Wandelemente reichen in ihrer Ausdehnung über drei Geschosshöhen. Das Glas der einzelnen Segmente ist durch Metallstreben nochmals unterteilt. Dadurch entsteht ein durchgängiges rhythmisches Raster von vier verschiedenen Scheibengrößen. Das Dach der Schaltherhalle steht ca. 1,5 m über den verglasten Wandelementen vor, wobei der Überstand von Glas zu Dachtraufe einen eleganten, konvexen Schwung beschreibt und am Anschluss an die Scheiben ein kleines Betonsims als schmückendes Element aufweist.

Die Wandpfeiler springen hinter der Dachtraufe ca. 0,5 m zurück und passen sich oben dem Schwung des Übergangs an. Damit überkragen sie sowohl an der Außen- als auch an der Innenseite, bei einer Gesamttiefe von 2 m, jeweils 1 m über den Glaselementen, welche mittig eingebaut sind. Durch ihren relativ schmalen Querschnitt von ca. 30 cm wirken sie nicht zu wuchtig. Im Winkel des Gebäudes liegt der Treppenhaustrum.

Durch die hohe Verglasung der Schaltherhalle gewinnt das Gebäude an Leichtigkeit, welche ein wenig durch die Tiefe der Wandpfeiler gestört wird, ein Effekt, der aber abhängig vom Winkel des Betrachters zum Gebäude ist. Bei direktem Blick auf die Schaltherhalle en face fällt die Tiefe der Pfeiler nicht negativ auf, sondern scheint den Betrachter optisch in das Gebäude hinein zu ziehen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet kann man auch das Zitat einer Kolossalordnung in der Fassade der Schaltherhalle lesen. Der Bereich der Kioske und der Eingänge wäre hierbei einer Sockelzone gleichzusetzen, die Wandpfeiler entsprächen dann Säulen und Pilastern und die Unterteilung des Glases könnte man als Geschoss-Böden lesen, ein Aufbau wie bei der Architektur eines Renaissance-Palastes.

An den Turm schließt sich das Dienstgebäude mit dem Gastronomie-Bereich an. Im Gegensatz zum Kopfbau besteht dieser nur aus dem Erdgeschoss und zwei Obergeschossen. Auch diese Fassade ist durch die Vierer-Gruppierung der Fenster gegliedert. Die Fassade des Erdgeschosses ist, um den Gastronomie-Bereich ausreichend mit Licht zu durchfluten und den Gästen einen guten Blick auf den Bahnhofvorplatz zu gewährleisten, fast vollständig in Glas gehalten. Dieses ist in eloxierte Metallrahmen einge-

lassen, welche eine klare, regelmäßige Gliederung der Fensterelemente gewährleisten. Dabei ist bei den Eingängen bewusst auf eine kantige Lösung verzichtet worden und die Glaselemente schwingen elegant zu den Türen ein.

Die beiden eben beschriebenen Ansichtsseiten sind als Hauptansichtsseiten die einzigen, welche mit Korallenfels verkleidet sind. Die anderen Fassaden sind, aus finanziellen Gründen, lediglich verputzt und farblich an den Korallenfels angepasst worden.

Das Auffälligste an diesen Ansichtsseiten ist der Ausbruch der Schaltherhalle im Winkel von 45° aus dem Dienstgebäude, sodass auf der Schauseite zwischen den beiden Gebäudeteilen ein Winkel von 135° entsteht. Das in diesem stumpfen Winkel eingebaute, zylindrische Treppenhaus, welches über die Dächer einige Meter hinausragt, wirkt auf den Betrachter wie ein Scharnier. Es entsteht zwingend das Gefühl, dass man beliebig den Winkel, in welchen die Gebäude zueinander stehen, verändern kann. Conradi schreibt im Mai 1955: „Ein zylindrischer Baukörper, der das Treppenhaus zu den in den Obergeschossen liegenden öffentlichen Dienststellen der Bundesbahn aufnimmt, bildet am Bahnhofvorplatz das Verbindungsglied zu dem schräg anstoßenden Baustrakt mit den Wirtschafts- und Gaststättenräumen und zugleich nach außen sichtbar den Gelenkpunkt für die im Innern des Gebäudes notwendige Richtungsänderung“. Hier befindet sich am Gebäude ein Spannungselement, welche den Betrachter neugierig auf den Innenraum macht. Es entsteht fast eine Sogwirkung, welche sich im Winkel des Gebäudes fokussiert. Eigene Beobachtungen haben ergeben, dass der Eingang, welcher näher am Treppenturm liegt, auch häufiger frequentiert wird. Eine Einschätzung, welche vom Bahnstationsmanager Richard Winter bestätigt wurde. Die Idee, das Problem der schräg zueinander stehenden Verkehrsachsen von Bahn und Straße auf diese Weise zu lösen, ist einfach, aber dennoch wirkungsvoll. Leider wird der Gedanke, aus dem Bahnhof heraus zu treten und durch die Kurfürstenanlage eine Blickachse bis zum Heidelberger Schloss zu haben, durch die Bebauung derselben empfindlich gestört.

Die Bahnsteigbrücke ist, wie die Schaltherhalle, vollflächig verglast, wobei schmale, hohe Scheiben eingesetzt wurden. Dadurch wurden zwar mehr Stützen benötigt, diese sind dafür aber sehr viel zierlicher als die großen Betonbinder der Schaltherhalle und ergeben eine rhythmische Unterteilung der Glas-Fassade.

Über den Treppen zum Bahnsteig schließen die Bahnsteigdächer an die Brückenkonstruktion an. Diese ruhen mit einem mittigen Sturz auf Betonpfeilern und schwingen von hier konkav in einem eleganten Bogen nach außen.

Über die Wirkung aller Gebäudeteile im Zusammenhang schreibt Conradi 1955: „In ihrer äußeren Architektur sind die verschiedenen Baukörper entsprechend ihren besonderen Funktionen zueinander in Beziehung gesetzt. Die Wirkung des Gebäudes wird in der Wohlabgewogenheit der verschiedenen Baukörper und in der architektonischen Durchbildung der Fassaden beruhen. Nicht falsch verstandene Repräsentation mit Prunk und Pracht und unechter Formensprache, sondern eine klare, ehrliche Formgebung – die aus der Zweckbestimmung und der Konstruktion heraus entwickelt ist –, muß heute die Grundlage für die Gestaltung der Verkehrsbauten sein.“

Literatur

- Helmuth Conradi: Das Empfangsgebäude des neuen Hauptbahnhofs in Heidelberg, in Eisenbahntechnische Rundschau, Heft 5, 1955, S. 218f.
- 115 Jahre Bahnhof Heidelberg 1840–1955. Festschrift zur Eröffnung des Heidelberger Hauptbahnhofs am 5. Mai 1955, hg. vom Pressedienst der Bundesbahndirektion Karlsruhe, Heidelberg, Mainz [1955], S. 53 (Abb.)
- Mihály Kubinsky: Bahnhöfe Europas. Ihre Geschichte, Kunst und Technik. Für Eisenbahnfreunde, Architekten und kulturgeschichtlich Interessierte, Stuttgart 1969, S. 150f.
- Martin Schack: Neue Bahnhöfe, die Empfangsgebäude der Deutschen Bundesbahn 1948–1973, Berlin 2004, S. 110f.

Bürogebäude, Kurpfalzring 113 ✓

Ein Tempel im Industriegebiet

Betritt man, von der S-Bahn-Station Wieblingen/Pfaffengrund her kommend, den Stadtteil Pfaffengrund, so fällt einem am Kurpfalzring linkerhand ein eigentümliches, in seinen Proportionen harmonisch wirkendes Gebäude mit einer Natursteinfassade ins Auge, das, umgeben von Lagerhallen und Produktionsstätten, fast fremdartig wirkt und in seiner architektonischen Gestaltung aus den gesichtslosen Zweckbauten des Gewerbegebietes herausragt. Das etwas versteckt hinter Bäumen liegende Bürogebäude, das von einem gepflegten Gartenstück umgeben wird und nahezu freisteht, beherbergt heute die Hauptverwaltung der Firma Gaster Wellpappe, einem überregional tätigen Unternehmen mit Niederlassungen in mehreren deutschen Städten.

Errichtet wurde das architektonische Schmuckstück im Jahre 1960 von dem Architekten Karl-Heinz Simm, der in Heidelberg auch für Wohnanlagen und die Stadtbücherei in der Kurfürstenanlage (1963–66) verantwortlich zeichnet, ursprünglich als Filiale der Deutschen Bank. Das Gebäude hat durch die Umwandlung von einer Bankfiliale mit Schalterhalle zu einem reinen Verwaltungstrakt naturgemäß im Innern einige Umgestaltungen erfahren, wohingegen es im Außenbau weitgehend unverändert geblieben ist, lediglich an der Straßenseite, wo sich an dem kleinen, ehemals als Windfang dienenden Vorbau der Kundeneingang mit Freitreppe befand, wurde eine Anpassung an die neuen Erfordernisse vorgenommen und der Zugang entfernt.



Bürogebäude Fa. Gaster Wellpappe, Kurpfalzring 113. Ansicht von Norden (Foto: G. Machauer)

Bemerkenswert ist der klare kubische Charakter des in Skelettbauweise errichteten Bauwerks, der auch durch den angesetzten Eingangskubus und das weit ausschwingende Flugdach des Personaleingangs an der nördlichen Langseite nicht verunklärt wird. Der wie ein Trabant die Form des Hauptbaus verkleinert wiederholende Vorbau betont dessen Blockhaftigkeit und wirkt wie ein abgeschwächtes Echo seines großen Bruders. Der Bewahrung der stereometrischen Erscheinung dient auch die Hineinziehung der überdachten Treppe an der Nordseite hinter die Bauflucht, obwohl dies eine Verminderung der nutzbaren Grundfläche bedingte. Hier befindet sich der Zugang zum Treppenhaus, das im übrigen im Außenbau nicht als solches in Erscheinung tritt, mit seinen für die 50er Jahre charakteristischen schlicht-eleganten Formen.

Hervorzuheben ist ferner die Fassade, auf deren Gestaltung der Architekt erkennbar große Sorgfalt verwandt hat. Er entwarf in klassizistischer Manier einen dreiteiligen Aufriss: über einer ungegliederten Sockelzone, hinter der sich das Kellergeschoss verbirgt, erheben sich an der Längsseite neun Stützen aus Stahlbeton, denen lisenenartig Verblendungen aus grauem Naturstein aufgelegt sind. In die hierdurch entstehenden acht Joche (Interkolumnium: 1,75 m) sind, abgesehen von der Eingangssituation, Brüstungen aus hellem Muschelkalk und hochrechteckige Fenster eingefügt, die viel Licht einlassen. Durch den Farbwechsel der beiden verwendeten Steinsorten wird die Fassade belebt und klar strukturiert. Der weiteren Differenzierung und leichten Relieffierung der Wand dienen feine vertikale Profile, welche die Lisenen rahmen, sowie erhabene rechteckige Flächen in den Brüstungsfeldern. Bekrönt wird der Wandaufbau durch ein leicht vorkragendes, ohne Unterbrechung umlaufendes Kranzgesims (die Regenfallrohre durchstoßen dabei das Gesims anstatt um es herumzuführen, um die durchlaufende Linie des Gesimses nicht zu beeinträchtigen), das durch ein schmales horizontales Profil vom Unterbau abgesetzt wird. An dieser durch strenge Orthogonalität geprägten Rasterfassade setzt das leicht ansteigende, vorne konvex gekrümmte Flugdach des Eingangs einen sehr wirkungsvollen Kontrast.

Vertikalität und Horizontalität stehen an dieser Fassade in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander: das breit Lagernde der Front wird durch die Reihen der hellen Natursteinfelder und der Fenster, die sich optisch über die Lisenen hinweg zusammenschließen, hervorgerufen. Diesen lastenden Eindruck konterkarieren die steil und kohärent aufsteigenden Vertikalen der Lisenen, welche den Stützapparat repräsentieren. Doch sind diese so schmal und zerbrechlich gestaltet, dass sie in der Gesamtwirkung zurücktreten und kein Übergewicht der Vertikalen evozieren.

Trotz der seriellen Aufreihung gleichartiger Joche an der nördlichen Längsfassade wird Monotonie vermieden: das breite Wandstück an der rechten Gebäudekante, das den Vorbau „auf Abstand hält“, bewirkt eine unmerkliche, leise Asymmetrie, erst recht unterläuft der aus der Mitte an den Rand gerückte Eingang axialsymmetrische Prinzipien. Den acht Achsen der Längsseite steht eine klassizistisch gestaltete Schmalseite mit einer ungeraden Achsenzahl gegenüber: die dort wegen des Eingangskubus ästhetisch nicht voll wirksamen sechs Stützen nehmen das Schema des klassischen griechischen Tempels mit seinen sechs Frontsäulen auf. Auch hinter der Betonung der Ecken, die aus verdickten und besonders massiven Pfeilern zu bestehen scheinen (tatsäch-



Bürogebäude Fa. Gaster Wellpape, Kurpfalzring 113. Ansicht von Westen
(Foto: Georg Machauer)

lich besteht die Ecke aus einem gemauerten schmalen Wandstück, die Ecke selbst wird nicht von einem Betonpfeiler eingenommen, was wiederum ein moderner Zug ist), meint man ein fernes Echo des sogenannten dorischen Eckkonfliktes zu vernehmen. Dass über dem ganz klassischen Traufgesims wiederum kein Tempelgiebel aufsteigt und stattdessen das Gebäude durch ein Flachdach abgeschlossen wird, verwundert dagegen nicht. Wir haben hier die Abbeviatur, die in moderne Formensprache übersetzte Anmutung eines antiken Tempels vor uns.

Wesentlich zu diesem Eindruck tragen auch die als harmonisch empfundenen Proportionen des Bauwerks bei: im Grundriss verhalten sich Länge (15,10 m) zu Breite (10,20 m) wie 3:2, ein Verhältnis, was musikalisch ausgedrückt einer Quinte entspricht. Der italienische Architekt Andrea Palladio (1508–1580) rechnet, im Anschluss an die Architekturtheoretiker der Renaissance, die sich ihrerseits auf den antiken Architekturtraktat des Vitruv beziehen, die Quinte in seiner Proportionslehre zu den harmonischen Proportionen. Im Aufriss finden wir ebenfalls annähernd harmonische Verhältnisse: an der Längsseite stehen Breite (15,10 m) zu Höhe (über der Sockelzone: 7,50 m) im Verhältnis 2:1 (Oktave), während die Schmalseite eine 3:4-Proportion (Quarte) aufweist (Höhe über der Sockelzone: 7,50 m, Breite: 10,20 m).

Lässt das Bürogebäude bereits mit dem Typus des antiken Peripteraltempels eine architektonische Würdeformel anklingen, so ist die Bezugnahme auf eine zweite Epoche, die von klassizistischen Architekten als vorbildhaft empfunden wird, nämlich die der Renaissance, noch offenkundiger: für das Motiv der sogenannten Kolossalordnung, einer Fassadengliederung, deren Stützensystem mindestens zwei Stockwerke

übergreift, von Michelangelo und Palladio im 16. Jahrhundert entwickelt, könnten sogar Bauten wie die Alte Universität oder das ehemalige Jesuitengymnasium in der Heidelberger Altstadt Pate gestanden haben. Näher liegt jedoch ein anderer Vergleich: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschte in Deutschland bei öffentlichen Gebäuden ein auftrumpfender Neoklassizismus vor (ein prominentes Beispiel ist Peter Behrens' Kleinmotorenfabrik in Berlin von 1910/11), der auch für den Neubau der Mannheimer Filiale der Deutschen Reichsbank aus den Jahren 1909–11 Verwendung fand (heute im Besitz der Landeszentralbank, in M 7, 3–6). Die dort monumental ausgebildete und mit weiteren historischen Architekturzitaten angereicherte Kolossalordnung findet sich auch an der Deutschen Bank-Filiale im Pfaffengrund wieder – heruntergebrochen auf ein erheblich kleineres Format und in die schlichte Sachlichkeit der Nachkriegsarchitektur verwandelt.

Architektonische Motivzitate verleihen unserem Bankgebäude eine zurückhaltende Würde – die auch Betrachter spüren, die nicht um die architekturgeschichtlichen Verweise wissen – und eignen sich dafür, ein Kreditinstitut zu repräsentieren, von dem seine Kunden Solidität, Seriosität und Anciennität erwarten.

Literatur

- Bernd Müller: Architekturführer Heidelberg. Bauten um 1000–2000, Mannheim 1998, S. 183, 231
- Grit Kluthe: Strukturformen der modernen Architektur der 50er Jahre in Deutschland: Zum Einfluss der Wechselwirkung der Trag-Konstruktion auf die ästhetische Gestaltung vorbildlicher Bauten aus Düsseldorf und Kassel im Vergleich, Kassel 2009 (PDF-Datei unter kobra.bibliothek.uni-kassel.de), S. 28
- Thorsten Scheer u.a. (Hgg.): Stadt der Architektur – Architektur der Stadt. Berlin 1900–2000, Berlin 2000, S. 86
- Andreas Schenk: Mannheim und seine Bauten, Band 2: Bauten für Verwaltung, Handel und Gewerbe, Mannheim 2000, S. 75

Die „Wieblinger Kapelle“ ✓

„Alte Scheunen sind verschwunden, auch die Mühle mahlt nicht mehr. Doch im Schlosspark steht noch immer die Kapelle, altersschwer“. So singen die Wieblinger in der zweiten Strophe ihres Ortsliedes: Die Kapelle als das älteste Gebäude des Stadtteils ist ein Symbol für das Bleibende inmitten des starken Strukturwandels des Ortes im 20. Jahrhundert.

Für den, der Wieblingen auf der Mannheimer Straße durchquert, ist die „Thaddenkapelle“ nicht zu sehen; denn sie steht etwas abgelegen im Park der Elisabeth-von-Thadden-Schule, wodurch sie auch ihren heute üblichen Namen bekommen hat. Wer jedoch am Neckar entlang geht oder durch den uralten Weg namens Hostig, dem fällt das alte schöne Gebäude sofort ins Auge. Nicht gleich erkennbar ist aber die Tatsache, dass diese „Kapelle“ ein Teil der spätmittelalterlichen, dann evangelischen Pfarrkirche ist, deren Langhaus 1907, nach dem Bau der Kreuzkirche, abgetragen wurde, so dass heute nur noch Chorraum, Sakristei und Turm vorhanden sind. Nicht erkennbar ist auch, dass es sich hierbei um die (mindestens) dritte Kirche an dieser Stelle handelt und dass die Wieblinger über 1100 Jahre lang an derselben Stelle zum Gottesdienst zusammenkamen.

Seit dem Jahr 767, als der Ort zum ersten Mal schriftlich erwähnt wurde, sind zahlreiche Schenkungen Wieblinger Güter an das Kloster Lorsch erfolgt, eine davon im Jahre 782, als der Priester Erlebold dem Kloster zusammen mit seinem Grundbesitz auch eine „basilica“ vermachte. Es dürfte sich also um seine Eigenkirche gehandelt haben. Vermutlich stand sie schon an der Stelle der heutigen „Kapelle“; doch wie sie aussah, ist nicht bekannt. Weil für das Jahr 790 als Ausstattung sechs (liturgische) Bücher und drei Reliquienbehälter genannt werden, dürfte sie nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Nach der 774 erstmals erwähnten Handschuhsheimer Kirche ist die in Wieblingen somit die älteste schriftlich genannte Kirche im heutigen Heidelberg.

Für die Zeit des Lorscher Abtes Gerbodo (951–972) ist ein Neubau der Kirche bezeugt. Vielleicht stammt davon noch der Unterbau des heutigen Turms. Wahr-



Die Wieblinger Kapelle von Osten
(Foto: W. Petschan)

scheinlich lag schon damals der Wieblinger Friedhof rund um die Kirche. Erst nach etwa einem Jahrtausend legte man außerhalb des Ortes im Süden einen neuen Friedhof an (der heutige Alte Friedhof). Durch den Niedergang des Klosters Lorsch geriet auch dessen Wieblinger Besitz in andere Hände, somit auch die Kirche und das diesbezügliche Patronatsrecht. Im 13. Jahrhundert lag es bei den Schenken von Erbach; 1418 ging es an den Pfalzgrafen Ludwig III. über. Eine für 1420 bezugte Inkorporation der Wieblinger Pfarrei in das Heidelberger Heiliggeiststift ist später nicht weiter nachweisbar. Damit könnte jedoch das für 1496 bezugte Patrozinium St. Valentin und St. Bartholomäus zusammenhängen; der Bischof im Wieblinger Ortssiegel ist mit großer Wahrscheinlichkeit der Kirchenpatron St. Valentin.

Nicht lange danach wurde dann die dritte Kirche an derselben Stelle erbaut, deren „Rest“ die heutige „Kapelle“ darstellt. Wann das geschah, ist nicht bekannt. Das Weihwasserbecken mit der Jahreszahl 1493 kann auch später eingebaut worden sein. Das 1907 abgetragene Langhaus war wohl recht bescheiden: Es war mit 16 Metern nicht viel länger als der Chorraum und hatte kein Gewölbe. Der Chorraum dagegen besteht aus einem Vorjoch und einem eingezogenen Polygon mit 5/8-Schluss und hat ein Kreuzrippengewölbe mit beachtlichen Deckenmalereien und reliefierten Schlusssteinen. Diese dritte Kirche, zumindest der Chorraum, muss nach Osten deutlich größer gewesen sein als der Vorgängerbau; denn damit wurde auch die vorbeiführende Hostig überbaut, weswegen der Weg seither dort sehr schmal ist und mit einer hohen Stützmauer um den Chorraum herumgeführt wird.

Mit der Einführung des Calvinismus, der bildlichen Kirchenschmuck ablehnte, hat man auch in Wieblingen die Deckenmalerei übertüncht; im Pfälzer Erbfolgekrieg wurde die Kirche erneut in Mitleidenschaft gezogen. Durch das Simultaneum 1698 stand sie für kurze Zeit auch den Katholiken zur Verfügung (bis 1705), für die schließlich 1744/46 eine eigene Kirche gebaut wurde (die heutige Alte katholische Kirche).

Als um 1800 der spitze Turmhelm der reformierten Kirche einzustürzen drohte, wurde er abgetragen und durch das heutige Zeltdach ersetzt. 1852 baute man in die zu klein gewordene Kirche Seitenemporen ein und verlegte die Orgel aus dem Chorraum auf die Westempore. Erst 1905/06 konnte eine neue Kirche gebaut werden. Dazu tauschte der Besitzer des umgebenden Adelsgutes, der Freiherr von LaRoche-Starkenfels, die nordwestliche Ecke seines Parks gegen das Gelände der alten Kirche samt Friedhof ein. So sehr man bedauern muss, dass darauf das Langhaus abgerissen wurde, so froh muss man sein, dass der architektonisch und künstlerisch wertvolle Chorraum mit Turm und Sakristei erhalten blieb. Damals hat man die gotischen Malereien wiederentdeckt und 1909/10 freigelegt. Dass das ursprüngliche Aussehen der Kirche bekannt ist, haben wir außer den Umbauplänen des 19. Jahrhunderts dem Wieblinger Malermeister Hermann Zimmer zu verdanken, der noch vor dem Abriss des Langhauses die Kirche von außen und innen gemalt hat und als erster Fotograf in Wieblingen Fotos des Chorraums und der Fassade hinterlassen hat. Das verbliebene Gebäude wurde wegen des benachbarten „Schlosses“ nun „Schlosskapelle“ genannt.

Als Elisabeth von Thadden auf dem alten Wieblinger Adelsgut ihr christliches Landerziehungsheim für Mädchen (Schule und Internat) eröffnete, hatte sie dieses Gelände auch deswegen ausgesucht, weil sich darauf diese „Kapelle“ befand, die sich

für die täglichen Andachten anbot und somit zur „Seele“ dieser Einrichtung wurde. Seit den 1970er Jahren wurde der Ausdruck „Thaddenkapelle“ üblich.

Zu ihrer Besichtigung gehen wir durch das große Hoftor des alten Gutes, vorbei an dem rechts liegenden „Schloss“ und links an den anderen alten Gutsgebäuden. Ein kleiner Abhang markiert die ehemalige Westfassade; wir stehen also nun im früheren Langhaus. Vor uns steht die 1907 errichtete Wand samt neugotischer Tür, die seither den Chorraum nach Westen abschließt. Neben dem efeubewachsenen Turm, wohl dem ältesten Bauteil, befindet sich das Urnengrab der Elisabeth von Thadden, die vom Naziregime 1944 hingerichtet wurde und erst nach dem Krieg hier bestattet werden konnte. Vor dem Eingang stehend, erkennen wir links am Turm den Spitzbogen des ehemaligen Durchgangs auf die Kanzel und oben einen Kragstein, auf dem ein Balken der Flachdecke auflag. Rechts ist der letzte erhaltene Grabstein des alten Friedhofs an die Chorwand angelehnt; er stammt aus dem 17. Jahrhundert.

Im Innern fallen zunächst die bunten Glasfenster auf, die der Freiherr von LaRoche 1955 in die alten gotischen Maßwerke hat einsetzen lassen: im mittleren unten das Familienwappen und der auf den Familiennamen bezügliche Satz aus Psalm 18: Dieu est ma roche – Gott ist mein Fels. Das Wappen findet sich auch auf der großen Tafel an der linken Wand, auf der die in Wieblingen verstorbenen Familienmitglieder aufgeführt werden, deren Gebeine seit 1955 hinter dem Altar beigesetzt sind. Der heutige Altar ist um 1950 geschaffen worden, ein Werk des Bildhauers Edzard Hobbing, der im Ort sein Atelier hatte. Der Blick in das Deckengewölbe auf die typisch spätgotischen Malereien führt in die Erbauungszeit der Kapelle: in der Mitte Christus als der Weltenherrscher, sitzend auf einer Wolke, mit der segnenden Rechten, in seiner Linken die Weltkugel mit Kreuz. Um ihn sind die vier apokalyptischen Wesen (vgl. Offenbarung des Johannes 4,7) angeordnet als Symbole der Evangelisten mit ihren Schriftbändern. Aus den Fugen der Schlusssteine, den Rippenkreuzungen und Zwickeln wachsen Ranken und Blumen hervor, die man als Hinweis auf den Paradiesgarten deuten kann. Bemerkenswert sind die beiden Schlusssteine des Gewölbes: Der Dreipass im Chorraum zeigt einen Kopf mit drei Gesichtern – eine (in Deutschland seltene) Darstellung der göttlichen Dreieinigkeit, die später von der katholischen Kirche verboten wurde. Im Vierpass des Vorchors sehen wir eine (schwörende?) Hand, bezogen mit einem Handschuh und mit zwei Ringen an den gestreckten Fingern. Die Aussage dieser Darstellung ist ungeklärt.

Die Sakristei ist heute als kleines Museum gestaltet mit Bildern und Texten zur Geschichte der Kapelle und einer Vitrine mit Fundstücken von einer Ausgrabung, die 1990 durch Schüler und einige Wieblingener vorgenommen wurde. Auch hier ist als Schlussstein eines Kreuzrippengewölbes ein Vierpass mit Flachrelief zu erkennen: ein Gesicht mit Schwert und Lilie am Mund – Christus als Weltenrichter (vgl. Matthäusevangelium Kap. 25). Der Türsturz über dem Eingang zur Wendeltreppe des Turmes ist als fratzenartiger Kopf mit großen Schlappohren gestaltet, was ebenfalls noch gedeutet werden müsste.

Es stellt sich die Frage, von wem und warum in einem so kleinen Bauerndorf mit vielleicht 250 Einwohnern (1440: 38 Familien) eine Kirche mit einem Chorraum dieser Größe und Ausstattung gebaut wurde. Vielleicht könnten die beiden Wappenschilder

an den Kreuzrippen des Chores hierauf eine Antwort geben. Der rechte zeigt viergeteilt den Pfälzer Löwen und die Wittelsbacher Rauten; somit könnte der Pfalzgraf als Bauherr angenommen werden. Almut Meyer kommt durch stilistische Beobachtung der Kopfkonsolen an den Kreuzrippen zu der Vermutung, dass die Bauhütte der Heiliggeistkirche, deren Langhaus ebenfalls im 15. Jahrhundert errichtet wurde, auch hier tätig war. Hans-Martin Mumm stellt fest, dass die verkürzten, nicht bis zum Dachtrauf reichenden Strebebögen der Wieblinger Kirche im Chor der Heiliggeistkirche ihr Vorbild haben.

Der linke Wappenschild jedoch bleibt rätselhaft, da er sonst nirgendwo vorkommt: eine flammende Sonne mit Gesicht. Vielleicht verbirgt sich gerade in diesem Wappenschild die Antwort auf unsere Frage. Die Wieblinger Kapelle bietet also noch Stoff für weitere Forschungen.

Heute dient die „Thaddenkapelle“ den wöchentlichen Gottesdiensten der Thaddenschule; den ehemaligen Schüler(inne)n steht sie für Trauungen und Taufen zur Verfügung. Aber für die Bewohner Wieblingsens gilt sie als Symbol der Vergangenheit ihres Ortes: „die Kapelle altersschwer“.

Literatur

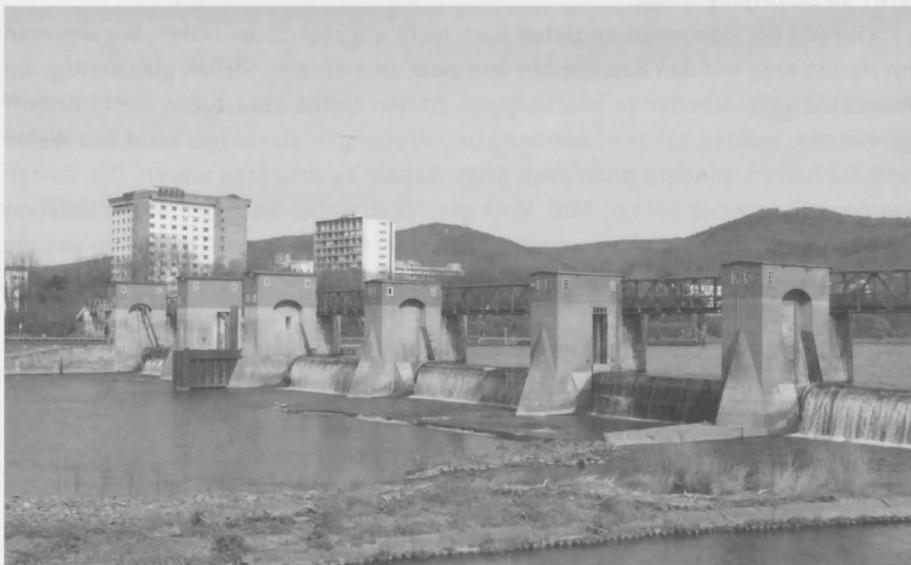
Almut Agnes Meyer: Die Wieblinger Kapelle – Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1989 (nur in der Thadden-Schule erhältlich)

Hans-Martin Mumm: Kam der Architekt des Heiliggeistchors aus der Oberpfalz? in HJG Jg. 17, 2013, S.152

Das Neckarwehr Wieblingen ✓

Das Neckarwehr oberhalb von Wieblingen wird heute wohl in erster Linie als günstig gelegene Brücke für Radfahrer und Fußgänger wahrgenommen, denn anders als bei der Staustufe und Schleuse am Karlstor erschließt sich der Zweck des Bauwerks nicht auf den ersten Blick. Das zwischen 1921 und 1924 errichtete Wehr ist Teil der Staustufe Wieblingen und eine der ältesten Anlagen des sogenannten Neckarkanals. Die gesamte Staustufe besteht aus dem Wehr, dem rund 5,2 Kilometer langen Seitenkanal am rechten Neckarufer, der Schleuse beim Schwabenheimer Hof und zwei Wasserkraftanlagen, dem Hauptkraftwerk bei der Schleuse sowie einem kleineren Ergänzungskraftwerk beim Wehr am linken Ufer. Charakteristisch für die Anlage sind die sieben Wehrpfeiler aus Beton mit den aufgesetzten gemauerten Windenhäusern, in denen sich die Antriebe der Walzenwehre befinden, sowie der 250 Meter lange Steg, eine Fachwerkkonstruktion aus Schmiedeeisen. Entworfen wurde das Wehr von dem Architekten Adolf Abel (1882–1968).

Ziel der Kanalisierung des Neckars war die Verbesserung der Bedingungen für die Schifffahrt, die ab 1877 zwischen Mannheim und Heilbronn als Kettenschleppschifffahrt durchgeführt wurde. Die ersten Pläne zum Ausbau des Flusses mit Staustufen und Schleusen entstanden bereits im 19. Jahrhundert, wobei lange auch das Ziel verfolgt wurde, die Wasserstraße über die Schwäbische Alb zu führen und somit eine Verbindung zwischen Neckar und Donau herzustellen. Die treibenden Kräfte waren württembergische Wirtschaftskreise, namentlich in Heilbronn und Stuttgart, während man



Das Neckarwehr Wieblingen im März 2013 (Foto: Martin Krauß)

in Baden zunächst wenig Interesse an dem Projekt hatte, da Mannheim seinen Aufstieg zur Handels- und Industriemetropole ja nicht zuletzt dem Warenumsatz zwischen Rhein und Neckar verdankte. Im Jahr 1904 vereinbarten die Anrainerstaaten Württemberg, Baden und Hessen die Erstellung einer Entwurfsplanung für eine Wasserstraße zwischen Mannheim und Heilbronn. Man plante den Bau von 17 Staustufen und veranschlagte die dafür notwendigen Kosten mit 46 Mio. Mark. Doch erst während des Ersten Weltkriegs rückte eine Realisierung der Kanalpläne näher. Der zunehmende Energiemangel und Transportengpässe, vor allem aber die konkurrierenden bayerischen Pläne zum Bau eines Rhein-Main-Donau-Kanals verliehen dem Projekt neuen Schwung. 1916 wurde der „Südwestdeutsche Kanalverein für Rhein, Neckar und Donau“ gegründet, und ab 1917 ließen Baden und Württemberg die Entwürfe erneut bearbeiten. Vor dem Hintergrund des gravierenden Kohlemangels während des Krieges rückte nun auch die Elektrizitätserzeugung in den Fokus der Planungen, und an nahezu allen Staustufen wurden Wasserkraftwerke vorgesehen. Nach Kriegsende gewann auch der Aspekt der Arbeitsbeschaffung durch die Baumaßnahmen an Bedeutung.

Im Jahr 1919 lagen schließlich die Pläne für den Bau einer Wasserstraße mit 34 Staustufen zwischen Mannheim und Plochingen vor. Baden und Württemberg fassten den Beschluss, das Projekt zu realisieren, wobei die Frage der Finanzierung offen blieb. Als neuer Akteur kam nun die Reichsregierung ins Spiel, da gemäß Artikel 97 der Weimarer Verfassung die deutschen Wasserstraßen in die Verantwortung des Reichs übergingen und der Bau des Neckarkanals als nationale Aufgabe angesehen wurde, von der man sich einen erheblichen Modernisierungsschub erwartete. Am 27. April 1920 stimmte der Reichstag dem Projekt zu und bewilligte die Bereitstellung von 10 Mio. Mark als Sofortprogramm.

Obwohl die Planungen im Detail noch nicht abgeschlossen waren, begann man im Herbst 1920 mit den Bauarbeiten und zwar an mehreren Stellen gleichzeitig, um möglichst viele Arbeiter zu beschäftigen. Zu den ersten Staustufen, die in Angriff genommen wurden, zählten Ladenburg und Wieblingen, zumal hier nicht nur Wehre und Schleusen, sondern auch zwei Seitenkanäle zu errichten waren. Die Kosten wurden mittlerweile auf 1,95 Mrd. Mark geschätzt, wobei die zunehmende Inflation eine genaue Berechnung bald unmöglich machte. Man ging zunächst davon aus, die Baumaßnahmen durch den Verkauf der in den Wasserkraftwerken gewonnenen elektrischen Energie finanzieren zu können, was sich jedoch bald als Illusion erwies. Im Dezember 1922 mussten die Bauarbeiten vorübergehend eingestellt werden, lediglich an den bereits weit fortgeschrittenen Staustufen in Wieblingen und Neckarsulm wurde weitergearbeitet. Das gesamte Projekt drohte an der Kostenfrage zu scheitern, letztlich blieb nur eine Finanzierung aus öffentlichen Mitteln, die schließlich vom Reich und von Württemberg übernommen wurde.

Ungeachtet der teils heftig geführten öffentlichen Debatte über den prinzipiellen Nutzen der Neckarkanalisation und die Finanzierung des Projekts gingen die Arbeiten an der Staustufe Wieblingen planmäßig voran, im November 1923 waren sie zur Hälfte abgeschlossen, rund 1 500 Arbeiter waren zu diesem Zeitpunkt auf der Baustelle tätig.

Im Sommer 1925 konnten die beiden Wasserkraftwerke in Betrieb genommen werden, und zwei Jahre später war nach Abschluss der Arbeiten an der Staustufe Ladenburg der erste Abschnitt des Neckarkanals fertiggestellt.

Rund 90 Jahre nach dem Bau des Wieblinger Neckarwehrs gehört die ruhige Wasseroberfläche des gestauten Neckars längst zum vertrauten Heidelberger Stadtbild, und unterhalb des Wehrs ist im Altneckar ein wertvolles Naturschutzgebiet entstanden. Seit 2006 ist eine grundlegende Sanierung und Modernisierung des Wehrs im Gang, dabei werden u.a. die Windenhäuser erhöht, bei drei von sieben Pfeilern ist diese Maßnahme abgeschlossen. Aufgrund einer unerwarteten Auskolkung, d.h. einer erheblichen Vertiefung des Flussbetts im Unterwasser des Wehrs, ziehen sich die Sanierungsarbeiten jedoch in die Länge und werden voraussichtlich erst im Jahr 2024 abgeschlossen sein.

Literatur

Bernhard Stier: Auf der Wasserstraße in die Moderne. Der Bau des Neckarkanals im Spannungsfeld von Technik, Ästhetik und Politik 1920–1935, in ZGO 143, 1995, S. 287–351

Der Schlangenweg in Neuenheim ✓

„Der steile, unbequeme Pfad an der Brücke, von seinen Schlangenwindungen seinen Namen tragend, ist absolut nicht zu empfehlen.“ Ließe man sich heute von diesen Zeilen eines Fremdenbuches von 1834 leiten, bliebe einem der besondere Reiz dieses Weges verborgen.

Er schafft eine Verbindung vom Neuenheimer Neckarufer zu den Höhen des südlichen Michelsbergs. Diese Region ist kein unbeschriebenes Blatt. Vis-à-vis des ursprünglichen Heidelbergs erlauben ein Gefüge aus Hanglage, stimmiger Sonneneexposition, fruchtbaren Böden und bekannt gefälligem Klima von Alters her den Anbau von Reben. Der Schlangenweg liegt zwischen den Gewannen „Rothebühl“ und „Nadel“, an deren großen Wingertbestand mittlerweile überwiegend Gärten und Bauplätze getreten sind.



Schlangenweg von der Alten Brücke aus (Foto: Sonja Rohleder)

Als alter Weinbergspfad lag er schon immer günstig in der unmittelbaren Nähe zur Alten Brücke und deren Vorgängerinnen, was ihm die frühere Bezeichnung „Brückenrieth“ einbrachte. In Matthaeus Merians Kupferstich „Heidelberga“ von 1620 gewinnt man einen Eindruck von der beschwerlichen Arbeit der Weinbauern in diesem abfallenden Gelände. Die Darstellung zeigt auch die 1521 erbaute Brückenskapelle, die an der Einmündung zum Schlangenweg lag. 100 Jahre später befand sich dieses friedliche Haus Gottes binnen kurzer Zeit in beunruhigender Gesellschaft von rasch errichteten wehrhaften Schanzen am nördlichen Brückenkopf. Der Dreißigjährige Krieg zog auf.

1622 sah sich das protestantische Heidelberg mit den Truppen der Katholischen Liga konfrontiert. Die Hänge gegenüber der kurfürstlichen Residenzstadt wurden von ihnen unter General Tilly besetzt. Von dort gelang es, auch aus der Deckung des Schlangenwegs heraus, den Neckar letztendlich zu durchqueren. Bei der Einnahme und dem anschließenden Wüten in der Stadt blieben das Schloss und die Brücke erhalten, die Kapelle dagegen wurde zerstört.

1689 und 1693 erlitten auch sie das gleiche Schicksal. Die französischen Truppen Ludwig XIV. sprengten im pfälzisch-orléanschen Erbfolgekrieg die Neckarquerung, den Kurfürstensitz und brannten großflächig die Häuser nieder – Heidelberga deleta. Ein Flugblatt aus jener Zeit zeigt, dass sich die gegenüberliegenden Berghänge oberhalb des Neckars auch in diesem Falle den Angreifern als günstig erwiesen. Am Ende dieses kriegerischen Jahrhunderts lagen ganze Landstriche öde und die Weingärten waren demoliert.

Zunächst gewährleistete eine Schiffsbrücke die Flusspassage in Höhe des Krahnen an der Schiffgasse. Nach rund zwanzig Jahren übergab man an alter Stelle und auf reparierten Pfeilern eine neue Holzkonstruktion ihrer Bestimmung, welche den Kräften des schweren Eisgangs von 1784 nicht standhalten konnte. Vier Jahre später wurde dann die Einweihung der sich bis heute über den Neckar spannenden Steinbrücke gefeiert. Obwohl sie den Namen ihres Auftraggebers Kurfürst Karl-Theodor trägt, erhielt sie schon in jüngeren Jahren die Bezeichnung „Alte Brücke“.

Auch am Schlangenweg wurden Baumaßnahmen getroffen. Sechs Jahre zuvor stellte man dort eine Staffel- und Treppenanlage fertig. Sie endet im oberen Bereich am ehemaligen „Linsenbühlerweg“, der als Zugangsweg zu den Rebanlagen diente. In der Zeit der Romantik wurde jener Pfad von Philosophen entdeckt. Das Erleben der Natur und der genussvolle Anblick des landschaftlichen Ideals brachte Inspiration und dem Weg einen neuen Namen. Der Gedanke, diesen Pfad zur Straße auszubauen, stieß bei den damals noch eigenständigen Neuenheimern auf heftige Gegenwehr. Es gab weder Verständnis noch Geld dafür, den Heidelbergern und Auswärtigen einen Spazierweg anzulegen.

1817 waren diese beiden Wege in beklagenswertem Zustand: Stützmauern waren eingebrochen, herab geworfene Steine und wuchernde Sträucher erschwerten das Passieren oder machten es gar gefährlich. Wenn auch von Amtswegen gefordert, so wurde nur das Nötigste an Verbesserung getan. Der Zankapfel der anfallenden Arbeiten und Kosten, besonders auch für den Schlangenweg, wurde hin und her gereicht. Letzterer wurde am Ende zum Privatweg erklärt, und für die Anlage des Philosophenwegs 1841 nahmen Spenden die Spitze der geplanten Aufwendungen.

Auf der Talseite des Schlangenswegs fanden ebenfalls Veränderungen statt. Auf dem nach Westen zur „Chaussee“ angrenzenden Areal des ehemaligen kurfürstlichen Reit- und Turnierplatzes hatte um 1750 eine Glockengießerei ihre Arbeit aufgenommen. Später bestand dort die Gaststätte „Zum silbernen Anker“, zur Gründerzeit ging die Villa Walz und das damalige Neckarhotel an dieser Stelle in der schmucken Gebäude-
reihe der Neuenheimer- und Ziegelhäuser Landstraße auf.

Betritt man den Schlangensweg von dieser Seite, taucht man beim Aufstieg zuerst zwischen Schatten gebenden Stützmauern ein. Mit zunehmender Höhe setzt sich die Passage über Stufen und gepflasterte Kehren fort und öffnet sich hin zu Obstwiesen und Gärten. Ein willkommener Moment, um Atem zu schöpfen und dem Auge den ungewohnten Anblick der historischen Altstadt mit natürlichem Passepartout zu gönnen. Bis zur treppenreichen Ankunft am Philosophenweg bieten zwei Aussichtskanzeln Gelegenheit zur Erholung – kein Weg für Eilige. Mehrere umfangreiche Renovierungsarbeiten haben den Erhalt der Windungen inmitten der Terrassierung des Hanges gesichert. Die Wärme liebende Flora und Fauna findet durch die zahlreichen Trockenmauern wertvollen Lebensraum, wobei die ungiftige Schlingnatter geradezu als Symbolfigur ihre Art hier vertritt.

Die sensible Natur dieser Region bedarf heute besonderer Aufmerksamkeit und Pflege. Wenn sich auch die Nutzung des Schlangenswegs über die Jahre gewandelt hat, sein konditionsfördernder Charakter ist ihm geblieben.

Literatur

- Frieder Hepp: Matthaëus Merian in Heidelberg. Ansichten einer Stadt, Heidelberg 1996
Frieder Hepp und Hans-Martin Mumm (Hgg.): Heidelberg im Barock, Heidelberg 2009
Otto Jaeger: Die Flurnamen von Neuenheim, 765–1891, Heidelberg 1988
K. C. von Leonhard: Fremdenbuch f. Heidelberg und Umgebung, Heidelberg 1834
Helmut Prückner (Hg.): Die Alte Brücke in Heidelberg, Heidelberg 1988
Heinrich Schmith: Neuenheim, Heidelberg 1928
Gertrud Singer: Heidelberg. Eine Standortuntersuchung auf geographischer Grundlage, Heidelberg 1933

Die Freischarenschanze auf dem Heidenknörzel ✓

Am 21. Juni 1849 besiegten preußische Truppen bei Waghäusel das badische Revolutionsheer. Am Abend waren Flüchtende in großer Zahl sowie Wagen mit Toten und Verwundeten Richtung Heidelberg unterwegs. Von hier aus unbemerkt bewegte sich an demselben Tag ein kleines preußisches Detachement von Schriesheim aus auf den Bergen Richtung Heidelberg. In Wilhelmsfeld und anderen Odenwalddörfern wurde Alarm geschlagen und eine Abteilung der Volkswehr zum Schutz Heidelbergs mobilisiert.

Die Paulskirche hatte im März 1849 eine Verfassung beschlossen. Erstmals waren darin zwar politische Grundrechte formuliert, sie sah aber ein preußisches Erbkaisertum vor. Friedrich Wilhelm IV. lehnte ab. Damit war die Verfassung gescheitert. Die revolutionäre Linke hatte diese Politik stets bekämpft. Jetzt allerdings ergriff sie die Verfassung als ihr Panier und spitzte die Kampagnen auf deren Verteidigung zu. Im Mai meuterte das badische Heer und Baden wurde für wenige Wochen zur Republik. Auch die Pfalz schloss sich dem Kampf für die Verfassung an. Die anfängliche Hoffnung, der revolutionäre Funke würde nach Hessen und Württemberg überspringen, wich Mitte Juni der Sorge um die eigene Sicherheit. Die Schanzen im Norden der Stadt dürften in diesen Tagen angelegt worden sein. Das Bundesheer unter der Führung Preußens warf die Pfalz in kurzer Zeit nieder. Am 20. Juni setzten 25.000 Soldaten bei Germersheim über den Rhein.



Die Schanze auf dem Heidenknörzel in der Nähe der Holdermannseiche war am 21. Juni 1849 Schauplatz eines Gefechts zwischen preußischen Erkundungstruppen und badischer Volkswehr. Der Lehrer Karl Höfer aus Altneudorf wurde als einer der beteiligten Offiziere am 16. August 1849 in Mannheim standrechtlich erschossen (Foto: Hans-Martin Mumm).

Zwei unterschiedliche Quellen geben Auskunft über das Geschehen um den Heiligenberg: eine Kampfschrift des Frankenthaler Bürstenmachers Johann Philipp Becker und seines Mitautors, des Juristen Christian Essellen, und eine nicht weniger parteiliche Chronik Daniel Starostes, die sich vielleicht auf ein Militärtagebuch stützt.

Die preußische Abteilung, die am 21. Juni durch den Wald Richtung Heidelberg marschierte, hatte nur einen Erkundungsauftrag. Sie umfasste vier Züge, also etwa 200 Mann; nach Becker sollen es 400 gewesen sein. Die Schanze auf dem Heidenknörzel war unbesetzt. Hier teilte sich die Abteilung: Ein Teil blieb oben, der andere zog durch die Hirschgasse bergab bis zur heutigen Hölderlinanlage. Dort gab ein Preuße abends um 19 Uhr einen Schuss ab, den ganz Heidelberg hörte.

Eine Kompanie Schützen stürmte darauf mit einer roten Fahne voran über die Brücke. Preußische Kugeln trafen einen von ihnen sowie einen Verteidiger am Ufer. Gottfried Keller beschreibt diese Szene in einem Brief an seine Mutter drei Tage später. Er nennt die Badener „brave Kerle“, die sich „tapfer gewehrt“ haben. Er straft damit Staroste Lügen, der behauptet, die Revolutionäre hätten auf der Brücke kehrt gemacht und nicht einmal ihren Toten mitgenommen.

Parallel zu diesen Ereignissen erreichte die Odenwälder Volkswehr die Schanze auf dem Heidenknörzel. Es kam zu einem viertelstündigen Schusswechsel mit der dort verbliebenen Abteilung der Preußen. Nach dem Bericht Starostes wurden 23 Badener erschossen, er kennt diese Zahl aber nur vom Hörensagen. Tagesgenau notierte der Heidelberger Volkswirt Karl Heinrich Rau „zwei Mann“ als Tote. Umgekehrt nahm die Volkswehr zwei Preußen gefangen, ließ sie aber bald wieder frei. Becker spricht von fünf Gefangenen, die sofort in die Flüchtlingslegion integriert worden seien, sicher eine Übertreibung. Der weitere Verlauf der Kampfhandlungen ist anhand der vorliegenden Quellen nicht exakt zu klären. Das Gefecht an der Holdermannseiche verlief offenbar unentschieden, die Preußen zogen sich zurück, die Volkswehr setzte ihnen nach, ohne sie zerstreuen zu können.

Am 23. Juni besetzten preußische Truppen Heidelberg von Westen her. Inhaftiert wurde neben vielen anderen Karl Höfer, Lehrer in Altneudorf bei Schönau. Höfer war ein entschiedener Demokrat, Vorsitzender des Volksvereins Heiligkreuzsteinach und als Offizier umsichtig und entschlossen. Er hatte nicht das Oberkommando der Odenwälder Volkswehr, kam aber nun als Einziger wegen des Gefechts an der Holdermannseiche am 16. August in Mannheim vor das Standgericht. Er verteidigte sich, indem er seine Rolle herunterspielte. Selbst die beiden kurzzeitig gefangenen Preußen sprachen nicht gegen ihn. Aber seine Gesinnung und die Tatsache des Schusswechsels reichten dem Gericht für ein Todesurteil. Höfer bat um die sofortige Vollstreckung. Die Witwe mit ihrem wenige Wochen alten Kind erfuhr eine überregionale Kampagne der Unterstützung.

1874 wurde auf dem Mannheimer Friedhof ein Obelisk aufgestellt, der an die Opfer des Standgerichts vom August 1849 erinnert. Johann Philipp Becker konnte sich ins Schweizer Exil retten, wurde zu einem führenden Aktivisten der I. Internationalen und nahm 1869 am Eisenacher Parteitag der SPD teil.

Bei der Schanze handelt es sich um einen knapp mannshohen, etwa 200 m langen Erdwall, 200 m südlich der Hochstraße. Sie ist dank einem Hinweisstein am Heidenknörzelweg im heute bewaldeten Gelände gut zu finden. Auch die beiden kleineren Schanzen am Zollstock und bei der Odenwaldhütte sind mit Inschriften gekennzeichnet.

Quellen und Literatur

Johann Philipp Becker, Christian Essellen: Geschichte der süddeutschen Mai-Revolution des Jahres 1849, Genf 1849, S. 333–335

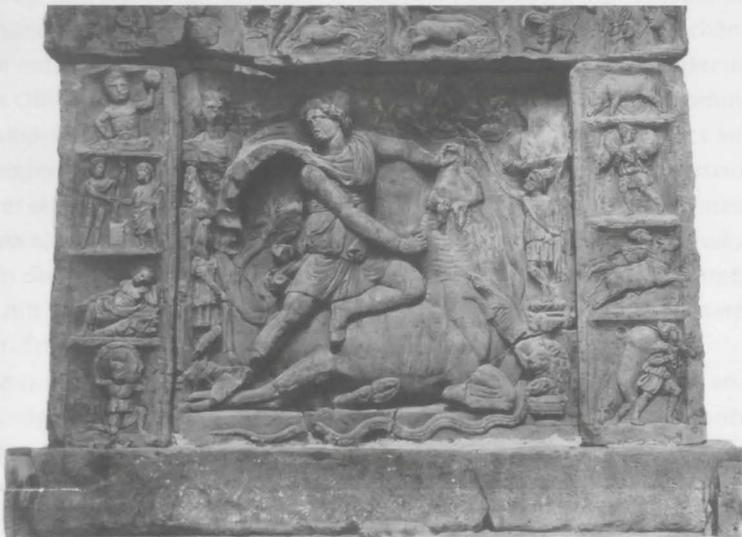
[Daniel] Staroste: Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden im Jahre 1849, Bd. 1, Potsdam 1852, S. 311–313

Jörg Kreutz: Höfer, Friedrich Christoph Carl. Lehrer, in Der Rhein-Neckar-Raum und die Revolution von 1848/49, Ubstadt-Weiher 1998, S. 172–175

Annemarie Lindig: Ein Gang über die Freischarenschanzen, in Jahrbuch Handschuhsheim 1999, S. 53–56

Das Mithräum von Heidelberg-Neuenheim ✓

April 1838: Am südwestlichen Ausläufer des Heiligenberges (heute: Neuenheimer Landstr. 80 / Ecke Bergstraße) stoßen Arbeiter beim Ausschachten eines Fundaments für ein Wohnhaus auf Mauerreste und Kleinfunde aus der Römerzeit. Friedrich Creuzer (1771–1858), seit 1805 Professor für Philologie und Alte Geschichte an der Heidelberger Universität, besichtigt sogleich die Fundstelle. Am 23. April 1838 meldet ihm Ludwig Eisinger, Student und Mitglied des Philologischen Seminars, man habe ein „Bruchstück“ gefunden, „das ihm mithrisch zu sein scheine“. Creuzer ist wie elektrisiert – schließlich ist er ein ausgewiesener Kenner der orientalischen Kulte und seit 1833 für die badische Regierung als Konservator der Landesaltertümer tätig. Er beauftragt den akademischen Garten-Inspektor Johann Metzger (1789–1852), der als Landschaftsarchitekt und Gartengestalter den Heidelberger Schlossgarten und die botanischen Gärten verwaltet, mit der Ausgrabung („mit möglicher Schonung“) und Aufbewahrung der Funde. Zu Tage gefördert werden ein auf der Bildseite liegendes Relief aus vier Buntsandsteinplatten (2,26 m x 2,40 m) und ein Sockelstein – „eines der größten und bilderreichsten Denkmäler“ des Mithras-Kultes, wie Creuzer begeistert und völlig zu Recht feststellt. Das angesichts der Fundumstände erstaunlich gut erhaltene Relief wird von der Großherzoglichen Regierung angekauft und zunächst im Handschriften-saal der Universitätsbibliothek (heute: Augustinergasse 15) aufgestellt. Noch im gleichen Jahr veröffentlicht Creuzer eine wissenschaftliche Abhandlung über das Neuenheimer Mithräum. Metzger steuert einen Grund- und Aufriss der Fundstelle bei, der Maler Johann David Vol(c)k eine recht genaue Zeichnung des Bildes. So kann jener Apriltag 1838 mit Fug und Recht als Geburtsstunde der wissenschaftlichen Archäologie in Heidelberg gelten.



Mithras-Relief. Fotografie von 1865 (Stark: Mithraeen Tafel 1)

Mehr als 1600 Jahre früher, gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., trifft sich eine kleine Gruppe von Männern am Rande der römischen Zivilsiedlung, des Kastell-Vicus von Neuenheim. Sie alle – vielleicht 20–30 an der Zahl – sind Eingeweihte, Mysten des Mithras-Kultes. Ihr Heiligtum (templum) ist ein äußerlich schlichter, kellerartiger Raum nahe einer Quelle am auslaufenden Hang des Heiligenberges. Zunächst betreten sie einen kleinen Vorraum, dann den länglichen Kultraum. Dieser ist einer Grotte oder Höhle (spelaeum oder antrum) nachgebildet mit einer gewölbten Decke, auf der Sterne aufgemalt sind – ein Abbild des Himmelsgewölbes. Der höhlenartige Eindruck wird dadurch verstärkt, dass der Raum keine Fenster hat; das mystische Dunkel ist nur von wenigen Öllampen erhellt. Auf beiden Seiten des Mittelkorridors erheben sich Podien mit Liegebänken, auf denen die Eingeweihten an der Kulthandlung und dem Kultmahl teilnehmen. Ihr Blick richtet sich unwillkürlich auf die Cella an der Stirnseite des Raumes, wo das Hauptkultbild auf einem Sockel steht, farbig bemalt, geheimnisvoll erleuchtet und belebt von dem flackernden Schein der Lampen. Neben dem Relief schmücken weitere kleinere Bildwerke aus Bundsandstein das Heiligtum, so ein reitender Mithras und die Felsgeburt des Mithras. An einem Altar vor dem zentralen Kultbild zelebriert der Oberpriester (pater) das Opfer und reicht den Mysten Brot und Wein.

Gerne würden wir Näheres über die religiösen Rituale erfahren! Aber nur Eingeweihte durften an der Kultfeier teilnehmen. Bevor sie in die Kultgemeinschaft in der Art eines geheimen Männerbundes aufgenommen wurden, mussten sie sich einer längeren Initiation (Einweihung) mit Prüfungen und Ritualen unterziehen. Sie waren zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet; ein Verstoß führte zum Ausschluss aus der Kultgemeinschaft und damit zum Verlust des erstrebten Seelenheils. Die Mysten waren in hierarchischer Ordnung sieben Weihegraden zugeordnet; jeder Grad stand unter dem Schutz eines der sieben (antiken) Planeten: Rabe (corax; Merkur), Bräutigam (nymphus; Venus), Soldat (miles; Mars), Löwe (leo; Jupiter), Perser (perses; Luna), Sonnenläufer (heliodromus; Sol) und Vater (pater; Saturn). Die beiden letzten leiteten als Priester und irdische Vertreter von Sonnengott und Mithras die Kultfeier.

Wenden wir uns dem Neuenheimer Relief zu, das wegen seiner Größe, seines ausdrucksvollen Stils, seiner Detailfreudigkeit und seines guten Erhaltungszustandes in keinem Fachbuch zum Mithraskult fehlt. Das Hauptbild zeigt das Leitmotiv des Kultes, die Tauroktonie: Der Gott Mithras hat den Stier in einer Felsgrotte niedergedrungen und tötet ihn. Als typische Attribute trägt Mithras eine phrygische Mütze und ein persisches Gewand; sein Mantel bauscht sich auf wie zu einem Himmelszelt, geschmückt mit den Sternen des Firmaments. Schmerzerfüllt blickt er zum Sonnengott Sol zurück; dieser erteilte ihm über einen Raben als Götterboten (wegen einer Beschädigung nicht erhalten) den Auftrag zum Stieropfer. Mit der linken Hand greift Mithras in die Nüstern des Stieres und reißt dessen Kopf hoch, mit der rechten stößt er den Dolch in den Leib. Aus dem Opfertod entsteht neues Leben: Ähren wachsen aus dem Schwanz des Tieres; ein Hund nährt sich vom Opferblut; ein Skorpion trinkt den Samen des Tieres; Bäume wachsen aus dem Felsen. In den oberen Ecken des Zentralbildes sind zwei Himmelsgötter zu erkennen: links der Sonnengott Sol, rechts die Mondgöttin Luna mit der Mondsichel auf der Stirn. Unter ihnen stehen die Begleiter des Mithras,

die Fackelträger (Dodophoren): links Cautopates mit der gesenkten Fackel als Symbol der Finsternis und des Todes, rechts Cautes mit der erhobenen Fackel als Symbol des Lichts und des Lebens. Beide tragen ebenfalls persische Tracht und stehen mit überkreuzten Beinen. Diese Kreuzstellung wiederholt sich in der Zuordnung: Sol – Cautes; Luna – Cautopates. Am unteren Rand des Reliefs verkörpert die Schlange die Erde, der Mischkrug (kratér) das Wasser und der Löwe das Feuer. Die Rahmenleisten enthalten kleine Reliefs mit Episoden aus der Kultlegende; so der linke Seitenstreifen von oben: (1) Felsgeburt des Mithras mit Schwert und Globus als Weltenherrscher (Kosmokrator). (2) Saturn überreicht über einen Altar hinweg Jupiter (mit Zepter) den Donnerkeil. (3) Traum des Saturn. (4) Wie Atlas stemmt Mithras-Heliodromus die Himmelskugel empor. Der rechte Seitenstreifen erzählt – von oben betrachtet – die Vorgeschichte des Stieropfers: (1) Der Stier weidet allein. (2) Mithras trägt ihn auf den Schultern. (3) Der Stier ist entflohen und wird von Mithras eingefangen. (4) Der Stier wird weggeschleppt. In der oberen Rahmenleiste sind die Bilder paarweise angeordnet: (1) und (6) Mithras und der Windgott; (2) und (5) Mithras schießt einen Pfeil auf einen Felsen und erzeugt Regen (Wasserwunder); (3) Sol und Mithras fahren mit einem Viergespann zum Himmel empor; (4) Luna lenkt ihr Rindergespann abwärts.

In seiner Publikation von 1838 wendet Friedrich Creuzer zwar sein ganzes Wissen über die Mythen und Symbole der alten Völker zur Erklärung der Mithras-Religion auf, lässt den Leser aber eher ratlos zurück. Auch in der Folgezeit bewegen sich viele Interpretationen im Bereich von Hypothese und Spekulation. Denn es liegen keine schriftlichen Zeugnisse der Kultanhänger vor, sondern nur eine reiche Bildüberlieferung und polemische Texte aus römischer und christlicher Sicht. So bleibt bis heute eine Aura des Geheimnisvoll-Unerklärbaren, der sich auch der Verfasser seit der Besichtigung des Mithräums tief unter der Kirche San Clemente in Rom vor vielen Jahrzehnten nicht entziehen kann. Die Wurzeln der Mithras-Verehrung liegen im indisch-iranischen Raum; im 1. Jahrhundert v. Chr. aber erfährt der Mithraskult aus griechisch-römischen Elementen eine völlige Neugestaltung – vielleicht durch einen unbekanntenen Religionsstifter. In den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten breitete sich der Kult im ganzen Imperium Romanum aus, besonders im Westteil des Reiches. In der Provinz Germania Superior westlich des Limes sind viele Mithräen aufgedeckt worden, so in Ladenburg, Wiesloch, Osterburken und ein zweites in Heidelberg am Nordwestrand des Vicus (1953). Die Anhänger des Kultes – Frauen sind ausgeschlossen – stammten aus der Unter- und Mittelschicht: Soldaten, Verwaltungspersonal, Kaufleute, Freigelassene, Sklaven. Sie waren aufstiegsorientiert, hatten oft eine Bindung an das Kaiserhaus und bekannten sich im Alltag und in der Kultgemeinschaft zu sozialen Werten wie Solidarität, Loyalität und Unterordnung. Ähnlich wie die Anhänger anderer Mysterienkulte (Attis, Kybele, Magna Mater) und die Christen suchten sie – im Unterschied zur formalisierten römischen Religion – eine persönliche Religiosität und das Versprechen der Unsterblichkeit.

Der Erlösergott, Licht- und Heilsbringer Mithras, ist in der Zeit der Wintersonnenwende am 25. Dezember geboren. Sein Stieropfer überwindet den Winter und weist durch die Fruchtbarkeitssymbolik auf den Sommer hin: Aus der Dunkelheit entsteht Licht, aus dem Tod neues Leben. Das heilige Mahl, das die Mysterien im Kultmahl nach-

vollziehen, nimmt Mithras mit dem Sonnengott Sol ein; beide verschmelzen zum unbesiegbaren Sol Invictus Mithras. Er symbolisiert den jahreszeitlichen Zyklus der Natur; weitergehende astronomische Deutungen (das Kultbild als „Sternenkarte“) bleiben unbewiesene Spekulation. Anders als das Christentum ist der Mithras-Kult nicht monotheistisch, sondern erkennt die alten Götter an. In Kultbräuchen und Ritualen bestehen gewisse Parallelen zum Christentum (z. B. das Datum des 25. Dezember). Die Schlacht an der Milvischen Brücke (312 n. Chr.), die mit dem Sieg Konstantins (im Zeichen des Kreuzes) über seinen Gegenspieler Licinius (im Zeichen des Sonnengottes) endete, läutete ein Jahrhundert des Niedergangs, Verbots (391 n. Chr.) und der Zerstörung ein. Im südwestdeutschen Raum zwischen Limes und Rhein setzte der Alamannen-Einfall (260 n. Chr.) dem Kult ein Ende.

Auf die Anfrage der badischen Regierung empfiehlt Creuzer, das Neuenheimer Relief in die gerade eröffnete Karlsruher Antikensammlung (heute: Badisches Landesmuseum) zu überführen, da Heidelberg damals (1846) keine geeignete museale Unterbringung biete. Die Entscheidung gegen eine Aufstellung am Fundort verübeln ihm die Heidelberger noch lange. Heidelberg muss sich mit einer Gipskopie begnügen. Heute ist in der archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums der Kultraum eines Mithräums rekonstruiert. Wie vor 1800 Jahren leuchtet an der Stirnseite das nach dem Vorbild italienischer Mithräen farbig bemalte Kultbild. So kann sich der Besucher mühelos in die geheimnisvolle Atmosphäre des Neuenheimer Mithräums hineinversetzen.

Literatur

Manfred Clauss: Mithras. Kult und Mysterium, Darmstadt, Mainz 2012

Friedrich Creuzer: Das Mithreum in Neuenheim bei Heidelberg, Heidelberg 1838

Friedrich Creuzer: Aus dem Leben eines alten Professors, Leipzig, Darmstadt 1848

Andreas Hensen: Creuzer als Wegbereiter der archäologischen Forschung, in Frank Engehausen, Armin Schlechter, Jürgen Paul Schwindt (Hgg.): Friedrich Creuzer 1771–1858. Philologie und Mythologie im Zeitalter der Romantik (Archiv und Museum der Universität Heidelberg. 12), Heidelberg u. a. 2008, S. 99–111

Andreas Hensen: Der zweite Tempel des Mithras in Neuenheim, in HJG Jg. 2003/04, S. 129–137

Reinhold Merkelbach: Mithras. Ein persisch-römischer Mysterienkult, Weinheim, 1994

Karl Bernhard Stark: Zwei Mithraeen der Großherzoglichen Alterthümersammlung in Karlsruhe, Karlsruhe 1865

Mönchhofstraße 12 ✓

Ein Ort, der nachdenklich stimmt

Jeder, der die Mönchhofstraße von der Brückenstraße kommend entlang geht oder fährt, wird bald auf der rechten Seite – es ist die Hausnummer 12 – ein großes Grundstück mit einer stattlichen Villa bemerken. Hier befindet sich das „Astronomische Rechen-Institut Heidelberg“. Sichtlich hat man irgendwann mehr Raum benötigt und in den Garten einen etwas banalen, aber bestimmt sehr zweckmäßigen zweiten Bau gestellt. Außerdem gibt es noch einen kleinen etwas einsamen Pavillon als Rest einer Gartenanlage.

Ob diejenigen, die hier arbeiten, wissen, wer die früheren Bewohner dieses Grundstücks waren?

Ich möchte von ihnen erzählen: auch ich wohne in der Mönchhofstraße und komme fast täglich an der Nummer 12 vorbei. Das erklärt vielleicht das fast persönliche Interesse, das ich an ihnen habe.

Der Name des Max Freiherrn von Waldberg steht auf der Gedenktafel in der Alten Universität für die im Dritten Reich vertriebenen Hochschullehrer. Dass er der Doktorvater von Joseph Goebbels war, hat ihn vor diesem Schicksal nicht bewahrt.



Mönchhofstraße 12 (Foto: Tobias Städtler)

Der Vater von Max von Waldberg, Moses Waldberg, war ein jüdischer Bankier in Ostrumänien. Dort in Jassy, wurde sein Sohn im Jahr 1858 geboren. Sein Vater war nicht nur ein erfolgreicher Geschäftsmann, sondern auch ein vorzüglicher Kenner des rumänischen Rechts. Nach dem Zustandekommen der ersten Handelsverträge zwischen Rumänien-Österreich und Serbien-Österreich, an deren Abschluss er maßgeblich beteiligt war, wurde Moses Waldberg 1884 in den Freiherrenstand erhoben. Es spricht für sein Selbstbewusstsein, dass Moses zur Audienz bei Kaiser Franz-Josef, bei der er sich für diese Nobilitierung bedanken sollte, im Kaftan und mit „Pajes“ erschien. Der Kaiser soll daraufhin aber sinngemäß geäußert haben, dass er sich einer solchen Situation nicht noch einmal aussetzen wolle.

Die Söhne des Moses von Waldberg erhielten eine aristokratische Erziehung. Sie wurden von Hauslehrern unterrichtet und legten halbjährlich am Gymnasium von Czernowitz Prüfungen ab. An dieser Schule bestand Max von Waldberg sein Abitur.

Zunächst begann er wie seine Brüder ein Jurastudium, wechselte aber zur Germanistik. Er studierte in Wien, Czernowitz und Berlin. In Czernowitz wurde er zum Dr. phil. promoviert und habilitierte sich sehr bald. Hier wurde er auch Professor für deutsche Sprache und Literatur. 1889 kam er nach Heidelberg, zunächst als Privatdozent, dann als außerordentlicher Professor und schließlich als ordentlicher Honorarprofessor für neuere deutsche Literatur mit einer jährlichen Vergütung von 1.000 Mark. An dieser Vergütung und an seinem Status hat sich nie etwas geändert. Nie wurde von Waldberg zum ordentlichen Professor ernannt, obwohl er alle Aufgaben eines solchen über Jahrzehnte erfüllte und zwei Generationen von Literaturwissenschaftlern ausgebildet hat.

Finanziell war er zunächst auf das Professorengeloh nicht angewiesen, da er selbst und vor allem auch seine Frau, eine Bankierstochter aus Wien, sehr vermögend waren. Beide hatten sich vor ihrer Eheschließung in Wien evangelisch taufen lassen.

1903 hatten von Waldbergs ihre Villa vom Hofkonditor Emil Roesler erworben. Das Haus war 1882 von dem Heidelberger Architekten Dr. Klose errichtet und auch bewohnt worden. Es wechselte zunächst öfter den Besitzer bis es 1896 der Hofkonditor Emil Roesler kaufte. Dieser verkaufte es 1903 an Prof. Freiherr von Waldberg. Richard Benz schreibt von einem der „wohl schönsten Häuser in Heidelberg, eine großbürgerliche Villa mit Park. Die seltensten Bücher, Gemälde und erlesene Möbel machten das Haus zum wohl kultiviertesten in Heidelberg mit einem vollendeten und doch zurückhaltenden Geschmack eingerichtet.“

Jahrzehntelang versuchte die Fakultät zu erreichen, dass Waldberg ordentlicher Professor würde. Immer wieder wurde dies vom Ministerium aus finanziellen Gründen abgelehnt. Er stand in seiner Lehrtätigkeit immer im Schatten Gundolfs, der jedoch keine Doktoranden annahm, sondern diese Arbeit Waldberg überließ. Joseph Goebbels hat bei ihm mit dem Thema „Wilhelm Schütz als Dramatiker, ein Beitrag zur Geschichte des Dramas der Romantischen Schule“ promoviert.

Nach der Inflation war von Waldbergs Vermögen fast aufgezehrt; er musste Wertgegenstände verkaufen, um leben zu können. Nach wie vor wurde jede Gehaltserhöhung abgelehnt. Einmal hieß es in einem Aktenvermerk zur Begründung der „Ablehnung: „Im übrigen besitzt von Waldberg noch bedeutende Vermögenswerte (Juwelen,

Kunstgegenstände usw., ... ein Haus)“. Schließlich sah sich von Waldberg gezwungen, sein Haus und sein Grundstück gegen Zahlung einer jährlichen Leibrente von 7.000 Mark an den Badischen Staat zu verkaufen. Er behielt lebenslänglichen Nießbrauch.

Am 12. April 1933 verzichtete von Waldberg auf Rat der Fakultät freiwillig auf weitere Lehrtätigkeit, im Juli des selben Jahres wurde sie ihm dann doch noch ganz formell entzogen. Eine Ausbürgerung verhinderte der damalige Rektor, Willy Andreas, indem er u.a. darauf hinwies, dass Reichsminister Dr. Goebbels schließlich ein Schüler Waldbergs gewesen sei. Einer seiner Schüler, der von Waldberg als einer der letzten begegnete, betonte tief beeindruckt, mit welcher Gefasstheit, zumindest nach außen, Max von Waldberg den Zusammenbruch seiner Existenz und seiner ganzen Welt ertrug.

Wenige Tage vor der so genannten „Reichskristallnacht“ starb von Waldberg. Seine Frau musste auf Grund einer Vertragsklausel das Haus verlassen. Sie hätte auch gar nicht drin bleiben können, denn als Jüdin bekam sie zum Heizen keine Kohlen. Sie fand Aufnahme bei Frau Helene Brandner in der Moltkestraße 12. Dort wohnte 1939 auch ihre Schwester Alice Dorothea von Sparr. Frau Brandner gelang es auch zu verhindern, dass Frau von Waldberg 1940 nach Gurs abtransportiert wurde. 1942 kam aber der zweite Deportationsbefehl, diesmal nach Theresienstadt. Frau Brandner bat Winifred Wagner, mit der von Waldbergs befreundet gewesen waren, um Hilfe. Diese verweigerte aber ihre Unterstützung. Frau von Waldberg verbrannte den handschriftlichen Nachlass ihres Mannes und nahm sich, wie schon ihre Schwester zwei Monate zuvor in München, das Leben.

Von Waldbergs besaßen eine äußerst wertvolle, 5000 Bände umfassende Bibliothek, zu der viele Erstausgaben und Spezialsammlungen gehörten. In einem Vertrag mit Baden, der die Übergabe seines Hauses regelte, hatte von Waldberg auch festgelegt, dass seine Bücher an die Universität gehen sollten. Es musste erst vom Ministerium die Erlaubnis kommen, dieses Geschenk eines Juden annehmen zu dürfen. Wie vom Spender gewünscht stehen die Bücher gesondert im Magazin.

Im Haus Mönchhofstraße 12 war seit 1940 das Badische Flurbereinigungsamt untergebracht, 1945 wurde es von den amerikanischen Streitkräften beschlagnahmt, und seit 1957 ist es Sitz des Astronomischen Rechen-Instituts.

Literatur

Gerhard Sauder: Positivismus und Empfindsamkeit. Erinnerung an Max von Waldberg, in Euphorion 65. Heft 4 (1971)

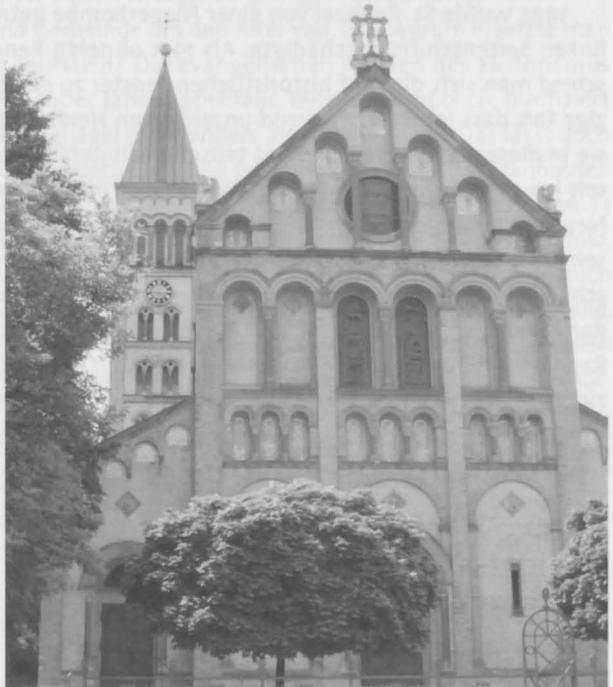
Die St. Raphaelskirche in Neuenheim ✓

Zur Rezeption des Historismus in Heidelberg

Die Neuenheimer Bevölkerung wuchs in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stürmisch, vor allem, weil Heidelberg nach Neuenheim expandierte. Dies beschleunigte sich durch den Bau der zweiten Neckarbrücke 1877 und führte bereits 1891 zur Eingemeindung. Anders als in Handschuhsheim verschwand das dörfliche Erscheinungsbild fast vollständig zu Gunsten von städtischer Architektur des Historismus und Jugendstils. Die Kirchenbauten beider Konfessionen waren ein wichtiger Teil dieser Entwicklung.

Für die evangelische Gemeinde, der die alte Johanneskirche zu klein geworden war, wurde 1902 eine neue, neogotische Kirche gebaut. Sie war das erste Werk von Hermann Behagel in Heidelberg, von dem auch die evangelischen Kirchen in der Weststadt, Wieblingen, Schlierbach und Handschuhsheim stammen. Seit 1894 planten auch die Katholiken, die kirchlich noch zu Handschuhsheim gehörten, einen Kirchenbau. Architekt der 1905 geweihten St. Raphaelskirche war der Leiter des Erzbischöflichen Bauamts Heidelberg Ludwig Maier. Auch er ist Schöpfer einer ganzen Reihe von Heidelberger Kirchen: Neben St. Raphael sind St. Peter in Peterstal, St. Bonifatius in der Weststadt, St. Laurentius in Schlierbach und St. Petri in Kirchheim sein Werk.

Beiden Kirchen gemein ist, dass sie außerhalb des Zentrums von Alt-Neuenheim liegen. Gerade die Umgebung von St. Raphael war noch weithin unbebaut. Die Lage antizipierte eine städtebauliche Entwicklung, die auf Zuzug wohlhabender Schichten setzte und damit sozusagen zutiefst neuenheimerisch ist. Die Hauptfassade von St. Raphael ist nach Osten zur Werderstraße hin gerichtet. Sie entzieht sich in reizvoller Weise einer direkten Axialität zu der auf sie zulauenden Weberstraße. Fast schon symbolhaft für das damalige Verhältnis beider Konfessionen wirkt es, als



Kirche St. Raphael: Fassade
(Foto: B. Bader)

weigerten sich die neue Johanneskirche und St. Raphael eine räumliche Beziehung einzugehen. Die Wahlergebnisse des Zentrums in Weimarer Zeit legen übrigens nahe, dass rund um St. Raphael auffällig viele Katholiken wohnten.

Alle Heidelberger Kirchenbauten dieser Zeit suchen ihre Vorbilder in der deutschen Romanik oder Gotik, nur St. Raphael orientiert sich an der italienischen Romanik – und zwar durchaus originell. Die Verbindung eines an venezianischen Campanilen orientierten Turmes mit einer Fassade nach toskanischen Vorbildern – San Michele in Lucca und die Kathedrale von Pisa – ist für den Historismus nicht ungewöhnlich. Dass aber beides durch die reichliche Verwendung von hellem Klinker zusammengehalten wird, schafft etwas Neues, über reine Nachahmung hinaus Weisendes. In Heidelberg ist St. Raphael die einzige historistische Pfarrkirche mit Klinkerfassade. Auch der Grundriss der dreischiffigen Basilika ist modern. Das kurze, breite Hauptschiff und der kaum eingeschnürte und nur um wenige Stufen erhöhte Chor bilden quasi einen Raum und sind ohne mittelalterliches Vorbild.

Die Innenausstattung mit einem Hochaltar und zwei Seitenaltären von Alfons Marmon aus Sigmaringen, dazu Kreuzweg, Taufstein und Bleiglasfenster entsprechen dagegen ganz dem Standard historistischen Kirchenbaus. Photographien und einige erhaltene Plastiken zeigen, dass die Arbeiten heute wieder hohe Anerkennung genießen würden. Am Hochaltar hat Marmon ein anspruchsvolles theologisches Konzept zur Inkarnation des Wortes meisterhaft in Lindenholz ausgeführt. Seine Skulpturen „halten ein überaus kunstvolles Gleichgewicht aus Naturbeobachtung und Stilisierung“ (Mosebach, 74). Seine „romanischen“ Altäre verbinden Elemente der italienischen Renaissance mit Jugendstileinflüssen und sind damit integraler Teil der Gesamtkonzeption.

1944 wurde St. Raphael von einer Fliegerbombe getroffen, die einige Fenster des linken Seitenschiffs beschädigte. Als 1951 ohnehin Renovierungen anstanden, entschied man sich, die fünf historistischen Fenster zu ersetzen. Es ist dies wohl der einzige Fall, dass im weitestgehend unzerstörten Heidelberg eine Entscheidung fiel, wie sie in dieser Zeit in Deutschland tausendfach gefällt werden musste. Wie umgehen mit kriegsbeschädigter Kunst am Bau? Wie so oft entschied man sich für etwas ganz Neues. Die Kriegsschäden lieferten den Anlass für eine erste Purifizierung des bis in seiner künstlerischen Gestaltung geschlossenen Innenraumes. Sämtliche, auch unbeschädigte, Fenster des südlichen Schiffes, die verschiedenen Lebensalter durch Heilige darstellend, wurden entfernt und durch zweifelsfrei qualitätsvolle Darstellungen der Raphaelsgeschichte von Willy Oeser ersetzt. Gab es hierfür auch heute noch nachvollziehbare Gründe, die Schäden und das in der Tat im Kirchenschmuck wenig berücksichtigte Raphaelspatrozinium, so sind die Entfernungen der Sternenhimmel über den Seitenaltären, der Palmenmalerei der Chorkuppel und die vereinfachte Kassettendecke geradezu Klassiker ästhetisch motivierter Purifizierungen der Zeit.

Bereits 16 Jahre später sollte weitaus verheerender in die künstlerische Ausstattung eingegriffen werden. Die Liturgiereform des II. Vatikanum wurde 1967 Anlass für den Verlust aller originalen Prinzipalien von St. Raphael. Aber war es wirklich das II. Vatikanum, das diese Umgestaltung gebot, wie überall zu lesen ist? Hauptschiff und



Kirche St. Raphael: Innenraum (Foto: B. Bader)

Chor bilden ja wie in wenigen vorkonziliaren Kirchen einen Raum und boten eigentlich ideale Voraussetzungen, der neuen Liturgie zu genügen, deren Kerngedanke eine Versammlung von Priester und Gemeinde um den Altar war. Und warum ersetzte man Seitenaltäre, Kreuzweg und Taufstein? Die evangelischen Kirchen des Historismus in Heidelberg sind in den 1950/60er Jahren ebenfalls, teilweise erheblich, purifiziert worden. Hier ging es Hermann Behagel nicht anders als Ludwig Maier. Das lässt doch eher auf einen ästhetischen Umgestaltungswillen schließen, wie er auch Profanbauten in dieser Zeit traf. Den Historismus hatte der Bannstrahl der Kunstkritik getroffen. Er galt als künstlerisch wertloser Kitsch. Interessanterweise verteidigt Friedrich Herold, der wohl beste Kenner der Neuenheimer Kirchengeschichte, die Ausräumungen auch nicht im Sinne des konziliaren *Aggiornamento*, sondern historisierend als „ein Bild, wie es in römischen Basiliken nicht anders war“ (Herold, 45). Aber es gab doch einen tieferen Grund für die Purifizierung. Wollten die Architekten des Historismus den Kirchenbesucher in eine feierliche Stimmung versetzen, ging es nun darum, durch nichts vom eucharistischen Geschehen abzulenken. Die „lebenden Bilder“ der liturgischen Handlung (Wolf-Holzäpfel 1999, 64) sollten sich ohne Konkurrenz entfalten können. So führten hier wohl ästhetische Urteile und weniger konziliare als zeittypische liturgische Ideen zu einem bedauerlichen Verlust von Kunstwerken.

Dies alles ist natürlich ein allgemeines Phänomen der Zeit. Es lässt sich aber in nicht kriegszerstörten Heidelberg besonders gut beobachten und ist gerade hier

nicht ohne Pointen. Eine erste derartige Ausräumungswelle war der Ikonoklasmus der Reformation, der freilich rein theologische Ursachen hatte. Die zweite Zerstörungswelle während der Säkularisation in napoleonischer Zeit ist dagegen vor allem materiell bestimmt. In Heidelberg fiel ihr etwa das Kapuzinerkloster zum Opfer. Interessant ist, dass Heidelberg für die Gegenbewegung, die im Geiste der Romantik eine Neubewertung der Kunst des Mittelalters vornahm, eine wichtige Rolle spielte. Die Gebrüder Boisserée stellten hier 1810-19 ihre Sammlung von aus Kirchen geretteten Kunstwerken des Mittelalters aus. Die Wirkung auf die Zeitgenossen war enorm. Und sie war so vielleicht gerade in Heidelberg möglich. Eine „romantische“ Stadt zwar, aber ohne eigene mittelalterliche Kunst.

Dass 150 Jahre später ausgerechnet hier katholische Kirchengemeinden mit geradezu calvinistischem Furor daran gingen, ihre Kirchen leer zu räumen und an die Stelle reicher unverstandener Ausstattung nüchterne Strenge treten zu lassen, ist nicht ohne Ironie. Etwas davon muss Stadtpfarrer Kaltenbrunn gespürt haben, wenn er den auf Ausräumung drängenden Kreisen in St. Raphael ein „bin kein Bilderstürmer“ (zit. Herold, 45) entgegenhielt. Sonst scheinen aber die Parallelen zur Heidelberger Kirchengeschichte keinem Zeitgenossen aufgestoßen zu sein.

Es gibt noch eine weitere Parallele. Was für die Nachkriegsmoderne der Historismus, war für den Historismus weithin der Barock. Die beiden wichtigsten Kirchen der Barockstadt Heidelberg verloren in dieser Zeit ihre ursprüngliche Ausstattung. Die lutherische Providenzkirche wurde – übrigens unter Mitarbeit Behagels – spätklassizistisch umgestaltet. Und die bedeutenden Altäre Johann Paul Egells in der Jesuitenkirche wurden 1870 entfernt, „damit nicht jeder, der in Zukunft unser Gotteshaus betritt, von einem peinlichen Gefühl befallen werden soll“ (zit. Lankheit, 27). So sind es einzig die barocke St. Anna-Kirche und St. Marien im Pfaffengrund von 1939, die unter den Vorkriegsbauten mit einigermaßen erhaltener Ausstattung auf uns gekommen sind.

Zurück zu St. Raphael. Nach der Entfernung der Altäre war es nicht einfach, eine befriedigende Lösung für die Gestaltung des Altarraumes zu finden. Altar, Ambo, und Gestühl wurden in schlichtester Form aus hellem Stein ausgeführt. Expressiver, aber seltsamerweise an gotischen Formen orientiert, war der bronzene Tabernakel von Friedo Lehr. Die Rückwand des Chores beherrschten drei Ölgemälde, wiederum von Oeser, die 1999 durch ein Altarbild von Udo Körner ersetzt wurden. Dass der Frankfurter Schriftsteller Martin Mosebach, der wohl profilierteste Kritiker der Liturgiereform, in seiner Streitschrift „Häresie der Formlosigkeit“ ausgerechnet St. Raphael als Beispiel für den inneren Zusammenhang von Liturgiereform und Ausräumungswelle heranzieht, überrascht. Es zeigt aber, wie deutlich sich gerade hier das allgemeine Phänomen beobachten lässt.

2004/05 kam es zu einer erneuten Umgestaltung des Innenraums. Musste man die komplett erhaltene Außenfassade im Jahr zuvor nur renovieren, war jetzt das Ziel, auch die disparate Innenraumgestaltung wieder zu einer Einheit zusammenzufassen. Folgt man dem kompetenten Blog von Anne Lambert, scheint das gelungen.

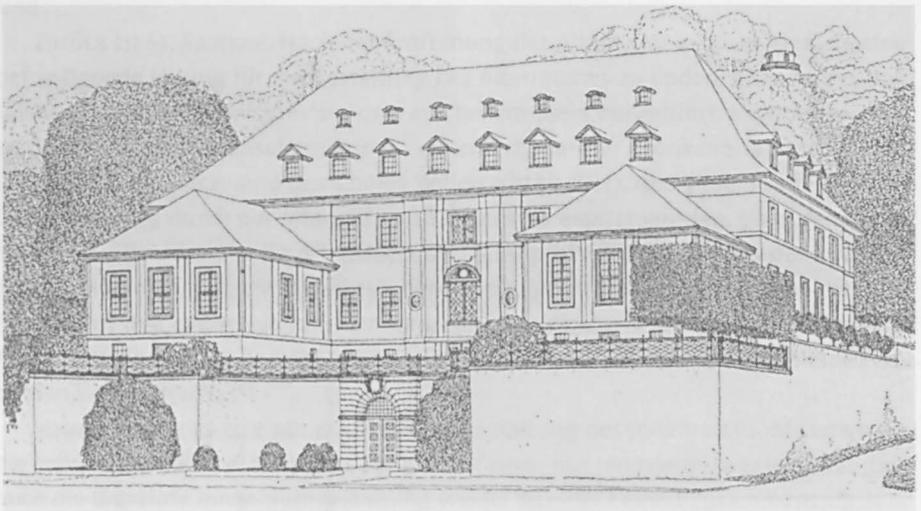
Literatur

- Sabine Bruss: Das Werk des Architekten Ludwig Maier, Ein badischer Baumeister des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, Kiel 1999
- Hans Gercke: St. Raphael Heidelberg, Regensburg 2008
- Friedrich Herold: Zur Kirchengeschichte Neuenheims von den Anfängen bis zur Gegenwart – Geschichte und Geschichten, in Pfarrgemeinderat St. Raphael (Hg.): 100 Jahre St. Raphael Heidelberg-Neuenheim. Festschrift zum 100. Kirchweihjubiläum, Heidelberg 2005, S. 13–60
- Bernd Mathias Kremer: Kunst und Kirche im 19. Jahrhundert. Von der „Antike“ über das „Zweite Mittelalter“ zur Moderne, in ders. (Hg.): Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein, Festschrift für Hermann Brommer, Lindenberg 1996, S. 211–231
- Anne Lambert: St. Raphael-Kirche Neuenheim, in: Liselotte bloggt [Weblog] 31.07.2011, <http://www.liselotte-bloggt.de/2011/07/31/sankt-raphael-kirche/> (20.05.2013)
- Klaus Lankheit: Der Skulpturenschmuck des Heidelberger Altars von Johann Paul Egell, in Katholische Pfarrgemeinde Heiliggeist (Hg.): Festschrift zum Jubiläum der Heidelberger Jesuitenkirche 1959, o. O. o. J., S. 27–32
- Martin Mosebach: Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind, München 2007
- Werner Wolf-Holzäpfel: Katholischer Kirchenbau in Mannheim von 1874 bis heute. Zur Geschichte des Sakralbaus in Nordbaden im 19. und 20. Jahrhundert, Mannheim 1999
- Werner Wolf-Holzäpfel: Die St. Raphaelskirche in Heidelberg-Neuenheim, in Pfarrgemeinderat St. Raphael (Hg.): 100 Jahre St. Raphael Heidelberg-Neuenheim. Festschrift zum 100. Kirchweihjubiläum, Heidelberg 2005, S. 61–68

Konversionen der Villa Krehl ✓

Konversion ist das Wort des Jahres 2013 in Heidelberg. Es wurde sogar ein besonderer Konversionsausschuss gegründet, der sich ausschließlich mit der Konversion der US-Liegenschaften befasst und die Arbeit der übrigen Ausschüsse des Gemeinderats entlasten soll. Aber Konversionen gab es schon immer in einer Gemeinde, die sich lebendig weiter entwickelt. Das wird am Beispiel der Villa Krehl in der Bergstraße deutlich. Wohl kein Gebäude in Heidelberg hat in seiner Geschichte derart intensive Veränderungen in seinen Funktionen erlebt wie diese prächtige Privatvilla, die 1910–12, also vor 100 Jahren, von dem bekannten Architekten Friedrich Ostendorf für den Heidelberger Mediziner Ludolf von Krehl und seine aus Russland stammende Ehefrau Elisabeth Frohne, geb. König, errichtet wurde.

Schon früh war der Heidelberger Medizinprofessor bekannt geworden, 1904 erfolgte die Nobilitierung im Württembergischen Personaladel, 1922 wurde er Ehrenbürger von Heidelberg, 1927 Dr. theol. h. c. der Universität Tübingen. 1934 wurde seine Klinik in Ludolf-Krehl-Klinik umbenannt. Auch der Neubau der Medizinischen Klinik im Neuenheimer Feld erhielt diesen Namen. Im Ersten Weltkrieg wurde er Generalarzt der 5. Armee im besetzten Frankreich. Erschüttert durch seine Kriegserfahrungen als Arzt, errichtete er 1919 mit einem Großteil des Familienvermögens eine „Friedrichstiftung“ (benannt nach dem letzten regierenden Großherzog von Baden Friedrich II.) als Studienheim für Schüler. Über diese Umbruchzeit schreibt der letzte Leiter des Friedrichstifts in der Villa Krehl, Heiner Schultze: „Doch schon nach wenigen Jahren verfällt das Stiftungsvermögen der Inflation, und es kommt 1924 zur Übernahme durch den Melanchthonverein für Schülerheime e. V. Dieser hat bereits – unter dem Dach der



Federzeichnung der Villa Krehl (Architekturbüro Friedrich Ostendorf, Karlsruhe 1912)

Evangelischen Landeskirche in Baden – seit 1917 zwei Schülerheime als Melancthonheime in Freiburg und Wertheim. Zielsetzung ist, begabten Schülern aus kirchentreuen Familien durch den Besuch der städtischen Gymnasien die Voraussetzung für ein Studium zu gewähren, das sie befähigte, im Geiste der evangelischen Sache später Funktionsstellen in der Gesellschaft zu übernehmen. Dies war ganz im Sinne Krehls. Dem Haus in Heidelberg wurde der Name „Friedrichstift“ belassen.

Doch seine Frau, die 1942 starb, erlebte noch 1940 die Ausquartierung der Stiffler. Von heute auf morgen mussten die Kinder das Haus räumen und wurden in der Keller-Thoma-Stiftung, Bergstraße 53, eingewiesen. Neue Bewohner der Villa waren Abteilungen besonders kriegswichtiger Rüstungsforschung. Angeblich war dies das „Weltluftfahrtinstitut Hermann Göring“. Ab jetzt gibt es nur Vermutungen und Gerüchte, bis hin zur Giftgasforschung. Zeitzeugen haben sich keine gemeldet. Die schriftlichen Unterlagen wurden – wenn nicht von den Institutsmitarbeitern vernichtet – von den Alliierten beschlagnahmt und sind nicht zugänglich. Wir müssen die Aufarbeitung dieser Konversion künftigen Historikern überlassen, denen man Einblick in die Unterlagen gewährt.

Auf die dunklen Jahre 1941 bis 45 folgten wieder mehrere Konversionen. Zunächst bewohnten US-Stabsoffiziere aus dem Hauptquartier in der Römerstraße die Villa. Zusammen mit „unbelasteten“ Deutschen wurden Überlegungen zur Gründung eines neuen Bundeslandes Baden-Pfalz mit der heutigen Metropolregion Rhein-Neckar als Mittelpunkt angestellt. Die Villa Krehl sollte Regierungssitz werden. Aber die Franzosen machten nicht mit und gründeten ein eigenes Bundesland Rheinland-Pfalz. Es folgte die Einrichtung der „Spruchkammer“ zur Entnazifizierung. Viele Heidelberger verließen das Gebäude als „Mitläufer“ und sprachen ungern darüber. Heute muss man diesen Begriff erst erläutern, auch wenn Michael Buselmeier ein Buch darüber geschrieben hat. Noch zu Zeiten der Spruchkammer durften auch die Stiffler – abgetrennt und mit eigenem Eingang – wieder einziehen. Doch mit dem Zusammenbruch 1945 hatte sich auch hier eine erneute Konversion ergeben: Neben das Kriterium der Elitebildung tritt ab jetzt das für die Zukunft entscheidendere der Hilfsbedürftigkeit. Als sich die Diskrepanzen in den sechziger Jahren verschärften, wird zum ersten Mal als Stiftsrektor nicht ein Pfarrer, sondern ein Pädagoge (und Theologe) eingestellt: Heiner Schultz (von 1969–86). Traditionelle Elemente wie Kirchgang, Gesprächskreise wurden weitgehend übernommen. Neben zwei Studenten als Präzeptoren hatten die älteren Stiffler als Mentoren („Große Brüder“) entscheidenden Einfluss. Erzieher, Sozialarbeiter und zunehmend Zivildienstleistende übernahmen die Aufgabe, stabilisierend auf die Jugendlichen einzuwirken, um sie in die Heidelberger Schulen eingliedern zu können. Letzten Endes kam es trotz der Erfolge aus finanziellen Gründen zu einer Schließung des Stifts in der Villa Krehl und zu einem modernen Neubau am Sportzentrum Leimen, Badener Platz 4. Der jetzige Leiter, Beo Rauscher, hat viele Elemente des früheren Stiftsgeists übernommen.

Für die Villa Krehl war es ein Glücksfall, dass die Schiller International University, eine Gründung von Walter Leibrecht in den USA, die Räumlichkeiten übernahm. Diese weit verzweigte englischsprachige Universität hat je einen Campus in Florida, London,

Paris, Strasbourg, Madrid, Engelberg/CH. Der Campus Heidelberg wurde bis 2012 von Thomas Leibrecht geleitet und ist jetzt in das moderne Skylab-Gebäude in der Bahnstadt umgezogen.

Für die Schiller University gab es einen neuen Investor, der sich wie jede private Universität um staatliche Zuschüsse bewarb. Die neuen US-Vorschriften gewähren diese Hilfen nur, wenn für alle Studierenden der Zugang gesichert ist, Stichwort „Barrierefreiheit“ und „Inclusion“. Im neuen Jarecki- oder Skylabs-Gebäude sind mit Aufzug, automatischen Türöffnern und freiem Zugang zu allen Hörsälen und Übungsräumen die besten Voraussetzungen gegeben. So kann man auch diese Konversion als gelungen bezeichnen, zumal ein Nachfolger für die Villa Krehl schon vorhanden ist.

Am 14. September 2012 war die feierliche Eröffnung des neuen UIW European Study Centers durch den bisherigen und neuen Campus Direktor Thomas Leibrecht. Über lange Jahre hatte er den Schiller Campus geleitet; an vielen graduation ceremonies und commencement exercises habe ich als Gast teilgenommen und konnte so die Entwicklung von Schiller verfolgen.

Nun beginnt wieder eine neue Epoche in den Räumen der Krehl-Villa mit einer Universität aus San Antonio in Texas, die UIW, the University of the Incarnate Word. Der Präsident dieser katholisch geprägten Universität, Dr. Lou Agnese, sprach ein Grußwort und wünschte dem neuen Campus, dem UIW European Study Center in Heidelberg, ein blühendes Gedeihen. Dem Wunsch schließen wir uns gerne an.

Und jetzt kommt noch ein i-Tüpfelchen der Konversionen. Im Oktober 2012 zog in noch freie Räume der Villa Krehl das CP ein, das „Collegium Palatinum“, eine Sprachenschule. Von Gladys Fischer und ihrem Mann Stadtrat Dr. Karl Friedrich Fischer 1958 als Deutsches Seminar für Ausländer als Sprach- und Dolmetscherschule des EI (Englisches Institut) gegründet. Erstes Domizil war das Scheffelhaus, Ziegelhäuser Landstraße 21, das leider 1965 abgebrochen wurde. Hier habe ich als Student meine ersten Deutschkurse gegeben, der Stundenplan war mit meinem Studienplan abgestimmt.

Nach mehrfachem Trägerwechsel wurde 1981 das CP der Schiller University angegliedert. 2010 übernahm Ute Gleich die Schule als Einzelunternehmen und wurde Mitglied der International House World Organisation (IHWO), einem weltweiten Netzwerk von ca. 150 Sprachschulen in 50 Ländern. Der Name der Sprachschule lautet seither „International House Heidelberg – Collegium Palatinum“, oder kurz: „ih Heidelberg – Collegium Palatinum“.

Ich finde es bemerkenswert, dass trotz aller Konversionen die Namen der Institutionen in der Villa Krehl beibehalten werden. Zum Schluss: Es tut gut zu sehen, in welchem hervorragendem Zustand die 100-jährige Villa Krehl nach all den Konversionen dasteht.

Zwei Gräber von Professoren für Kinderheilkunde des 20. Jahrhunderts – oder: Die Geschichte der Pädiatrie im Spiegel des Handschuhsheimer Friedhofs ✓

Wie im Jahr 1951 der Kinderarzt Ernst Moro (1874–1951), so wurde nur drei Jahre später auch sein Kollege Johann Duken (1889–1954) auf dem Handschuhsheimer Friedhof beerdigt, beide nach Bericht der Rhein-Neckar-Zeitung unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung. Beide hatten die Heidelberger Kinderklinik geleitet, beide zuletzt in der Mozartstraße gelebt. Doch Ansprachen von Vertretern der Universität wurden nur an Moros Grab gehalten. Das lag in einem wesentlichen Unterschied begründet: Moro, der erste Heidelberger Ordinarius für Kinderheilkunde, hatte sich im Dritten Reich zurückgezogen. Duken dagegen war als überzeugter Nationalsozialist auf den vakanten Lehrstuhl berufen worden. Aufgrund seiner Verstrickungen durfte er nach dem Krieg nicht in sein Amt zurückkehren.

Nur wenige Meter sind die beiden Gräber voneinander entfernt. Doch während man Moros Grab gepflegt und mit frischen Blumen versorgt findet, wurde Dukens Grabstelle 2010 nicht mehr verlängert, das Kreuz entfernt. Um den Ort zu finden, muss man das Friedhofsamt bemühen.



Grab von Ernst Moro auf dem Handschuhsheimer Friedhof (Foto: A. Geitz)

Als Moro im Jahr 1911 nach Heidelberg berufen wurde, hatte die Kinderklinik gerade ihr 50-jähriges Jubiläum begangen. Die bescheidenen Anfänge der Kinderheilstätte hatte man 1885 mit dem Einzug in die Luisenheilanstalt hinter sich gelassen. In ihr, die unter dem Schutz der Großherzogin stand, spiegelte sich das wachsende Ansehen der Kinderheilkunde in Heidelberg und in allgemeiner Perspektive wider. Moros Berufung als außerordentlicher Professor passte in diese Entwicklung. Der aus Österreich stammende Pädiater hatte bereits in Wien und München gearbeitet; die Kinderheilkunde sollte er dauerhaft um den Moro-Reflex (Klammerreflex des Neugeborenen), die gesamte Medizin um die Moro-Reaktion (perkutane Tuberkulin-Reaktion) bereichern.

Im März 1919 war es die „badische vorläufige Volksregierung“, die einen für die Entwicklung der Universitätsmedizin wichtigen Entschluss fasste. Sie verlieh Moro die Amtsbezeichnung eines ordentlichen Professors. Diesen Schritt zur Gleichberechtigung machte die Kinderheilkunde in Heidelberg gemeinsam mit der Orthopädie. Beide Fächer profitierten in ihrer Institutionalisierung vom Krieg: Orthopäden brauchte man wegen der Kriegsverletzten, Kinderärzte erschienen bevölkerungspolitisch bedeutsam für das Heranwachsen einer gesunden, eventuell auch wehrfähigen Generation.

Während der Weimarer Republik erlebte die Kinderklinik, wie überhaupt die Medizin in dieser liberalen Epoche der Heidelberger Universität, ihre „glücklichste“ Zeit – so ist es vielfach beschrieben worden. Das geistige Klima mag auch davon geprägt gewesen sein, dass Moro zu denjenigen gehörte, die jüdische Kinderärzte wissenschaftlich förderten. Dies war keineswegs allgemein üblich: Zwar waren etwa die Hälfte der Kinderärzte im deutschen Reich jüdischer Herkunft, doch blieb ihnen eine universitäre Karriere meistens verschlossen. Insofern nimmt es nicht Wunder, dass die besondere Atmosphäre der Heidelberger Kinderklinik sich dem Nationalsozialismus gegenüber als leicht zerstörbar erwies. Moro leistete seinen dritten und letzten Beamteneid im Jahr 1934. Doch schon zuvor hatte er sich aus gesundheitlichen Gründen vertreten lassen müssen. Er hatte keinen Anlass, sich über das neue Regime Illusionen zu machen, zumal auch seine Ehefrau aus einer jüdischen Familie stammte. 1935 bat er um Emeritierung, Oktober 1936 wurde er „entpflichtet“. Privat blieb Moro unbehelligt, im Gegensatz zu manchen Familienmitgliedern. Bis 1948 war er in privater Praxis tätig.

Johann Duken

Johann Duken nahm den Ruf nach Heidelberg zum 1. April 1937 an. Er stammte aus Norddeutschland, hatte sich seit Ende des Ersten Weltkriegs in Jena als Tuberkuloseforscher und Gründer des „Therapeutikums“ für tuberkulosekranke Kinder einen Namen gemacht und war schließlich nach Gießen berufen worden. In Heidelberg konzentrierte er sich auf Neuorganisation und Umbau der Klinik: Die Bettenzahl erhöhte sich deutlich bis Kriegsbeginn. Dukens politischer Standort allerdings war nicht nur an der Universität gut bekannt.

Die Frage, ob Duken die „Kindereuthanasie“ befürwortet oder in Heidelberg praktiziert habe, spielte bei seiner Beurteilung in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine zentrale Rolle. Im Juni 1945 beantragte der Dekan der medizinischen Fakultät beim Rektor, Duken aus der Liste des Lehrkörpers zu streichen mit der Begründung: „In Heidelberg selbst galt Duken von allem Anfang als der Vertreter extremer Nazi-Anschauungen. So berichtet ein besonders einwandfreier und eindrucksvoller Zeuge, dass er in der Vorlesung oft genug den Standpunkt vertrat, dass schwachsinnige Kinder, die z. B. mit einer Lungenentzündung in die Klinik eingeliefert würden, bei dieser Gelegenheit statt der üblichen Therapie der unbemerkten Euthanasierung überantwortet werden sollten. Diese seiner Weltanschauung entsprechenden



Blick von der Grabstelle Johann Dukens auf den Handschuhsheimer Friedhof (Foto: A. Geitz)

Ansichten sind auch im Ausland bekannt geworden, haben ja amerikanische Flieger Flugblätter abgeworfen, die Tatbestände und Vorwürfe gleicher Art enthielten.“

Der Frage der „Euthanasie“ ist die Staatsanwaltschaft auf der Basis von Krankengeschichten der Kinderklinik Jahrzehnte später nachgegangen. Dabei kam sie bezüglich behinderter Kinder zu dem Schluss, man könne „den Krankenakten nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit“ entnehmen, dass „um das Leben dieser Kinder mit einem möglichen und zumutbaren Einsatz gekämpft wurde“. Zudem wurden Kinder aus der Heidelberger Klinik in sogenannte Kinderfachabteilungen verlegt, Einrichtungen der „Kindereuthanasie“. So lässt sich festhalten, dass die Heidelberger Kinderklinik unter Duken durchaus in die nationalsozialistische „Kindereuthanasie“ verstrickt war.

Duken wurde im April 1945 von den Amerikanern verhaftet, 1947 aufgrund von Haftunfähigkeit entlassen. In seinen letzten Lebensjahren lebte Duken wieder in Heidelberg. Hier soll er auch wieder praktiziert haben. An einer Berufskrankheit starb Duken wenige Monate, nachdem sein Antrag auf ordnungsgemäße Emeritierung endgültig abgelehnt worden war.

Letzter Akt

Was wäre nun, so könnte man sich fragen, wenn der Handschuhsheimer Friedhof die Bühne wäre für den letzten Akt von Thornton Wilders Drama „Unsere kleine Stadt“ (1938, dt. Erstaufführung 1945), wo deren Bürger nach und nach Platz nehmen auf den Stühlen der Verstorbenen und ihre Gespräche jenseits der Lebenden auf dem Friedhof weiterführen? Hätten Duken und Moro die am weitesten voneinander entfernten Sitzgelegenheiten gewählt und einander keines Blickes gewürdigt? Oder hätten sie

sich, nach und nach, doch über die Gräber und die Gräben hinweg verständigt über den Lauf der Dinge in ihrem gemeinsamen Fachgebiet oder sogar in ihrer ehemaligen Klinik in der Luisenstraße? So wie sich unter den Lebenden in den 1950er Jahren Mitläufer, Belastete und Benachteiligte des NS-Regimes, teils sogar Opfer und Täter, weitgehend miteinander arrangierten im Sinne des Wiederaufbaus? In einer Zeit, die alle diese Gruppen in einem Tabu vereinte, nicht zuletzt im Zeichen des beginnenden Kalten Krieges, als man sich über Gegenwart und Zukunft verständigte, über die noch kaum zurückliegende Vergangenheit jedoch schwieg?

„Nicht wahr, die Lebenden verstehen nicht“, heißt es in Wilders Theaterstück, jedenfalls „nicht sehr viel“.

Literatur

Wolfgang Uwe Eckart: Kinderheilkunde, in Wolfgang Uwe Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, 894–907

Gerritt Hohendorf, Maïke Rotzoll, Sigrid Oehler-Klein: Der Pädiater Johann Duken im Dienst der NS-Gesundheitspolitik, in Sigrid Oehler-Klein (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit: Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten, Stuttgart 2008, S. 323–357

Beethovenstraße 39 ✓

Hier wohnte von 1923 bis 1932 Emil Julius Gumbel

Die Beethovenstraße in Handschuhsheim verläuft von der Blumenthalstraße bis zum Kapellenweg. An ihrem Anfang, in der Nähe der feinen Blumenthalstraße, stehen einige stattliche Villen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Im weiteren Verlauf der Straße baute die „Siedlungsgesellschaft Badische Pfalz“ zwischen 1920 und 1924 zahlreiche Reihen- und Doppelhäuser. In diese zogen sowohl kleine Beamte als auch einige Hochschullehrer – jedoch nur Mitglieder des „unoffiziellen“ Lehrkörpers, die nicht verbeamtet waren, sondern in ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen standen.

In das gerade fertig gestellte Haus Nr. 39 zog vor 90 Jahren der frisch habilitierte Statistiker Emil Julius Gumbel (1891–1966). In der Nachbarschaft mieteten sich weitere Privatdozenten ein, die alle in den 1890ern geboren, 1923/24 also um die 30 waren und bei denen ebenfalls ihre lange Ausbildung, hohe Qualifikation und Spezialisierung im Widerspruch zu ihrem geringen Gehalt und ungesicherten Status standen. Zu ihnen gehörten Gumbels einziger Freund im Heidelberger Lehrkörper, der Orientalist Albrecht Götze (Nr. 44), oder der Musikhistoriker Hermann Halbig (Nr. 45), wie Gumbel ein Nonkonformist, der Jurist Ernst v. Hippel (Nr. 51), aber auch der Anatom August Hirt (Nr. 57). Hirt – ab 1933 Mitglied der SS – stieg im Dritten Reich zum ordentlichen Professor der Anatomie auf und war maßgeblich an abscheulichen Menschenversuchen in Auschwitz beteiligt.



Beethovenstraße 39, um 1990. Gumbel lebte in der linken Wohnhaushälfte. (Foto: Friedrike Hentschel)

Emil Julius Gumbel hatte 1924 Glück, dass sein Fach Statistik in einer neuen Prüfungsordnung für Volkswirte zum Pflichtfach wurde. So erhielt er noch im selben Jahr einen bezahlten Lehrauftrag. Zuvor lebte er von einem Privatdozentenstipendium. Durch Lehrauftrag und Kollegengelder kam er in den stabilen Jahren der Republik bei einem Lehrdeputat von sechs Wochenstunden auf ein etwa einem Facharbeiterlohn entsprechendes Gehalt. Für 400 Dollar, die er mit Publikationen im Ausland verdient, möglicherweise aber auch geerbt hatte und die während der Inflation ein Vermögen darstellten, pachtete er auf fünfzehn Jahre das Häuschen in der Beethovenstraße. Gumbel schilderte das 1941, im Exil in den USA, so: „Ich mietete mir ein kleines Haus mit vier Zimmern, eher eine Hütte, in einem Außenbezirk der Stadt. Es war die Zeit der Inflation und die Stadt, die das Haus gebaut hatte, war bereit, es mir für fünfzehn Jahre mietfrei zu überlassen, wenn ich eine große Summe sofort bezahlte. Diese Summe konnte ich vom Verkauf meiner Artikel an ausländische Zeitungen aufbringen. Die Idee war, daß die Stadt nach Ablauf der fünfzehn Jahre diese Summe zurückbezahlen sollte, egal welchen Wert dann die deutsche Währung haben sollte. Aber fünfzehn Jahre später war 1938!“ (W. A. Neilson (Hg.), S. 92f., dort auch die folgenden Zitate)

Im nationalistischen und von der verfassungsfeindlichen politischen Rechten dominierten Klima an den Universitäten der Weimarer Republik war Gumbel in mehrfacher Hinsicht ein Außenseiter und eine Provokation für seine Umwelt. Er stand politisch links von der SPD, die im Universitätslehrkörper die äußerste Linke bildete. Er war gegen den nationalistisch-militaristischen Zeitgeist ein bekennender Pazifist und Internationalist, engagiert für die Aussöhnung mit dem „Erbfeind“ Frankreich. Er war der Spross einer wohlhabenden jüdischen Bankiersfamilie aus München, auch wenn er seinem Selbstverständnis nach konfessionslos war. Und er war mutig, streitbar und im Ton oft aggressiv, wohl auch herablassend. All dies prädestinierte Gumbel als Zielscheibe von Deutschnationalen und Nationalsozialisten.

Sie skandalisierten nicht nur Gumbels politische Äußerungen, sondern auch sein unkonventionelles Privatleben. Gumbels Lebensgefährtin Marieluise v. Czetztritz war, obwohl sie als Tochter eines preußischen Generals aufgewachsen war, eine radikale Pazifistin. Sie brachte einen ihrer Söhne aus einer geschiedenen Ehe mit und zog zwar nach Heidelberg, aber nicht in Gumbels Haus, sondern in die Richard-Wagner-Straße. Die Nazi-Propaganda behauptete, Gumbel habe „durch Vorspiegelung seiner angeblich vorhandenen Familie“ das Recht auf ein Haus erlangt, das „sonst nur an verheiratete Käufer abgegeben werden kann und darf. Er lügt und sagt, ich bin verheiratet und bekommt die Wohnung, er zahlt ja auch mit Dollars, ein gutes Geschäft.“ (Doerr, S. 12)

Den Reiz der Häuschen in der Beethovenstraße machten die außergewöhnlich großen Grundstücke aus, die sich hinter dem Haus 40 bis 60 m in Richtung Zeppelinstraße erstreckten. Gumbel erinnerte sich an den Alltag in seinem Domizil: „Unser Haus hatte einen kleinen Garten, in dem ich sonntags arbeitete, ich pflanzte Beeresträucher, einen oder zwei Apfelbäume, Blumen, Tomaten und Kartoffeln an. Immer waren es die teuersten Tomaten und Kartoffeln der Welt, aber es machte mir Freude, sie zu ziehen. Wir hatten auch Rosensträucher. Hinter dem Haus war eine kleine Veranda angebaut, auf einer Ebene mit der Küche, und wir pflegten dort im Freien zu essen. Der

Garten war wie die meisten deutschen Gärten, ein oder zwei Bänke standen darin, auf denen man sitzen konnte, und wir verbrachten in ihm viel Zeit. Wir hatten kein Hausmädchen. Meine Frau war auch meine Sekretärin. Ab und zu kam eine Reinemachefrau für die groben Putzarbeiten, ein oder zweimal jährlich kam ein Mann, um den Garten im Frühling oder Herbst umzugraben. Die restliche Gartenarbeit machte ich ganz allein. Nachmittags nahm ich den Bus zur Universität, die Haltestelle war gerade fünf Minuten von meinem Haus entfernt. Meine Vorlesungen an der Universität nahmen zusammen mit der Vorbereitung etwa zwei Tage in der Woche in Anspruch. Die restliche Zeit blieb mir für wissenschaftliche Forschung und zum Schreiben. Abends war ich in der Regel zuhause, rauchte Pfeife, hörte Radio. Oft gingen wir zu politischen oder wissenschaftlichen Treffen, in ein Konzert oder zu einer Versammlung, ab und zu auch ins Kino. Zweimal im Jahr fuhren wir nach Berlin, wo wir zwei möblierte Zimmer hatten.“

Politisch hielt Gumbel sich in Heidelberg bewusst zurück. In Berlin hingegen war er ein bekannter Kopf der linken Intellektuellenszene, verkehrte mit Einstein, Ossietzky, Tucholsky und vielen anderen. Sein Heidelberger Häuschen stand allerdings einer kleinen, jugendbewegt-sozialistischen Studentengruppe immer offen. Wenn er mit seiner Lebensgefährtin während der vorlesungsfreien Zeit länger in Berlin war, ließ er regelmäßig Genossinnen und Genossen aus der Sozialistischen Studentenschaft bei sich wohnen. Nachdem er bereits 1932 aufgrund seines politischen Engagements seine Lehrberechtigung verloren hatte, ging Gumbel als Gastprofessor nach Lyon. So entging er einem Haftbefehl kurz nach Hitlers Regierungsantritt ebenso wie der Plünderung seines Hauses in der Beethovenstraße. Im Mai 1933 verbrannten die Nazis seine Bücher auf dem Universitätsplatz. Im Herbst entzogen sie ihm als einem ihrer profiliertesten Gegner die deutsche Staatsbürgerschaft.

Nach langer Ignoranz rehabilitierte die Ruperto Carola Gumbel endlich im Jahre 1993. Obwohl er heute zu den bekanntesten Heidelberger Hochschullehrern der 1920er Jahre gehört, gibt es in ganz Deutschland keine Gumbelstraße. Warum nicht die Beethovenstraße oder einen Teil von ihr umbenennen?

Quellen und Literatur

Karl Doerr: Herr Gumbel und die Kohlrübe. Auch eine Geschichte aus Alt-Heidelberg, in *Die Bewegung*, Nr. 6/1935

Christian Jansen: Vom Gelehrten zum Beamten. Karriereverläufe und soziale Lage der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1933, Heidelberg 1992, S. 78–104 (sämtliche Adressen der Heidelberger Hochschullehrer der Jahre 1886–1936, zur Beethovenstraße S. 78f.)

W. A. Neilson (Hg.): *We escaped*. New York 1952, S. 28–57, deutsche Übersetzung in Christian Jansen: *Emil Julius Gumbel. Porträt eines Zivilisten*, Heidelberg 1991, S. 92f. (dort S. 9–77 ausführlich zur Biografie Gumbels)

<http://www.zeit.de/2012/07/Gumbel/komplettansicht> (2.6.2013)

Zahlreiche Texte und Materialien von und über Gumbel online unter: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/fachinfo/www/math/homo-heid/gumbel.htm#wwwb> (2.6.2013)

Das versteckte Gebäude ✓

Durch einen weitläufigen Park nähere ich mich dem Gebäude. Dessen Größe ist schlecht einschätzbar, da es zum Teil von Büschen und Bäumen verdeckt ist. Ich umründe es: es ist ein rechteckiger Bau und im Verhältnis zur horizontalen Ausweitung relativ flach. Trotz hoher Verglasungen auf allen vier Seiten, die den Blick ins Innere ermöglichen, lässt sich die Nutzung schwer einschätzen. Ist es ein Bürogebäude? Oder eine sogenannte „gläserne“ Fabrikhalle?

Mitte der Längsseiten führt eine breit angelegte Freitreppe sechs, sieben Stufen hinauf zum vieltürigen Eingang, nach außen hin weit vorspringend überdacht. Nach dem Eintreten bin ich verblüfft über eine weite hohe Halle, leer bis auf ein paar Sitzbänke am Rand. Diese durchschreite ich bis zum gegenüber liegenden Pendant des eben betretenen Eingangs. Eine Kunsthalle? Dies lässt ein raumhohes und hallenlanges aus schwarzen Natursteinplatten komponiertes reliefartiges Kunstwerk vermuten. Aber die üblichen Ausstattungsmerkmale wie Kassenbereich, Plakate und Shop fehlen; also doch kein Ort der Kunst. Wie außen, so lässt sich das Innere des Gebäudes längs der raumhohen, filigran gefassten Fensterfronten umrunden. Die Ausblicke nach außen gehen fast durchwegs ins Grüne – nach innen auf einen geschlossenen Kubus.

Auch die vermutete Nutzung als Bürogebäude ist eine Fehlanzeige, die entsprechenden Einzelüren fehlen. Dieser Innenkubus wirkt geheimnisvoll: die zur Halle gelegene Fläche als Kunstobjekt, die beiden rechtwinklig anschließenden Seiten gemauert aus terrakottafarbenen Ziegeln. Mitten drin jedoch im Verhältnis zur Gesamtfläche kleine, eher unscheinbare zweiflüglige graue Türen. Neugierig öffne ich einen Flügel und trete ein: Der Eindruck ist überwältigend. Nach oben weitet sich der Raum, höher als die schon luftige Halle, und ebenso geht es in die Tiefe unter das Eingangsniveau. Im ganzen Raum sind Stuhlreihen angeordnet: als schiefe Ebene von links oben nach rechts unten oder umgekehrt, je nachdem, durch welche Tür man eintritt.



Foto: Kurt Mattes



Foto: Kurt Mattes

Kehren wir zurück auf den Boden der Tatsachen: Hörsaalgebäude der Chemie, Im Neuenheimer Feld 252, erbaut 1959–1962, Planung: Universitätsbauamt, Besuch lohnenswert – semper apertus.

Ein Theater? Oder ein Kino? Beamer, Leinwand und Lautsprecher sprechen für Wort und Bild. Der Architekt hat sich etwas gedacht, die äußeren Sitzreihen zu einer wohl in der Mitte vorgesehenen Aktion hin angewinkelt. Ich zähle die Plätze, 1. Rang Mitte, links, rechts, 2. Rang ... 630 Sitzplätze! Die hölzernen Klappsitze: neue Bescheidenheit statt weichem Polster? Das neue Heidelberger Theater ist es also auch nicht. Auf jeden Fall ist es mit dem riesigen Foyer und den umlaufenden Wandelhallen vom Volumen eines Dutzend Einfamilienhäuser einem Nationaltheater vergleichbar.

Die Petruskirche in Kirchheim – ein reformiertes Baudenkmal? ✓

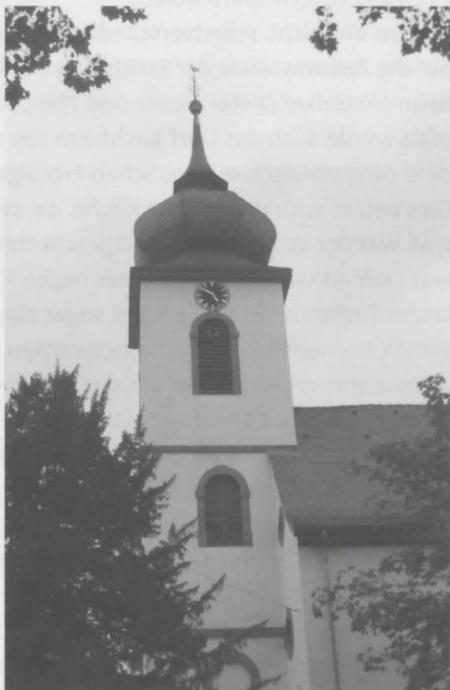
Im Ortsbild Kirchheims erscheint die evangelische Petruskirche klein und unscheinbar, so als werde sie von der neoromanischen katholischen Schwesterkirche St. Peter an den Rand gedrängt. Dennoch nimmt sie unter Heidelbergs Kirchenbauten, unter den evangelischen allzumal, eine besondere Stellung ein. Dies soll im Folgenden gezeigt werden.

Im Jahr 2013 wird das 450jährige Jubiläum des Heidelberger Katechismus begangen. Diese zentrale Bekenntnisschrift der reformierten Christen weltweit hat lange vor der Romantik oder dem Tourismus den Namen Heidelbergs in die Welt hinaus getragen. Nun ist zu fragen, ob und in welcher Form das reformierte Christentum in Heidelberg Spuren hinterlassen hat. Man mag geneigt sein, etwa unter dem Einfluss von Richard Benz an den Bildersturm in der Heiliggeistkirche zu denken. Statt einer negativen Sicht auf Zerstörtes soll hier eine positive Sicht auf Geschaffenes erfolgen.

Hat also das reformierte Christentum als ehemals vorherrschende Kurpfälzer Konfession in der Heidelberger Architektur, insbesondere der Sakralarchitektur, Spuren hinterlassen? Gibt es in Heidelberg Kirchenbauten aus der reformierten Epoche der Kurpfalz? Werden sie noch kirchlich genutzt, und lebt in ihnen reformiertes Erbe fort?

„Heidelberg“ soll im Sinne der Aufgabenstellung des Heidelberger Geschichtsvereins auch die Stadtteile einbeziehen. Sonst wäre es anachronistisch, eine 1750 im bis 1920 selbständigen Kirchheim erbaute Kirche der Heidelberger Bau-geschichte zuzuordnen. Die reformierte Epoche der Kurpfalz soll hier ohne weitere Diskussion definiert werden als die Zeit von der endgültigen Etablierung der reformierten Konfession durch Administrator Johann Casimir 1583/84 bis zur badischen Kirchenunion 1821. Es ist nun zu fragen, welche evangelischen Heidelberger Kirchenbauten jener Epoche entstammen.

Im Gebäudebestand des heutigen Evangelischen Kirchenbezirkes Heidelberg finden sich zwei einschlägige Kirchenbauten: die Providenzkirche und eben die Petruskirche in Kirchheim. Die Providenzkirche als ursprünglich lutherische Kirche



Die Petruskirche in Kirchheim (Foto: privat)

fällt für die Suche nach reformierten Spuren aus, so bleibt also nur die Petruskirche übrig. Auf zwei weitere Kirchenbauten ist aber dennoch ein Blick zu werfen, nämlich die ehemalige evangelische Kirche in Ziegelhausen sowie die Schlosskapelle. Die Ziegelhäuser Kirche wird heute nicht mehr sakral genutzt. Sie fällt also für die vorliegende Betrachtung aus. Die Schlosskapelle könnte in dieser Hinsicht schon eher genannt werden, jedoch ist sie im Stadt- bzw. Ortsbild durch die Einbeziehung in den Friedrichsbau nicht in der Weise auffällig, wie es die Petruskirche ist.

Nun ist also die Petruskirche als einziger noch kirchlich genutzter Sakralbau ermittelt, der uns aus der reformierten Kirche der Kurpfalz überkommen ist. Inwieweit aber trägt sie als Bau erkennbare Merkmale einer reformierten Kirche?

Folgen wir der Kunsthistorikerin Kathrin Ellwardt, so orientierte sich der reformierte Kirchenbau in Deutschland gerne an ausländischen Vorbildern, so an der Noorderkerk in Amsterdam oder an dem hugenottischen „Temple“ in Charenton bei Paris. Insbesondere die Tempel-Bauform entspricht der starken Wortorientierung, die Verständnis wie Praxis des reformierten Gottesdienstes prägt, weit eher als die strikte Längsorientierung von Kirchenräumen, wie sie insbesondere der (vorvaticanischen) Messfeier entgegen kommt. Dennoch wurde letztere Bauform für die Kirchheimer Petruskirche gewählt. Das könnte umso mehr verblüffen, da eine mehr oder weniger ausgeprägte Quer- oder Rundform nicht nur den reformierten, sondern allgemein den evangelischen Kirchenbau des 18. Jahrhunderts prägte. Davon zeugen als bedeutende Repräsentanten die Michaeliskirche in Hamburg, die Frauenkirche in Dresden oder die Ludwigskirche in Saarbrücken.

Um die nicht selbstverständliche Wahl der Bauform zu begreifen, ist ein Blick auf die Zeitumstände der Errichtung der Petruskirche erforderlich, wie sie die Kirchheim-Historiker Dieter Neuer und Philipp Körner beschreiben. Wie die gesamte Kurpfalz wurde auch das Dorf Kirchheim von den Kriegen des 17. Jahrhunderts, insbesondere dem pfälzisch-orleans'schen Erbfolgekrieg, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Dies betraf auch die örtliche Kirche, die zwar zunächst noch genutzt werden konnte. 1748 war der Verfall soweit fortgeschritten, dass eine Nutzung nicht länger möglich war. Damals wurde der Bau einer neuen Kirche begonnen, eben der heutigen Petruskirche. Treffender ist es vielleicht sogar, eine Wortwahl Dieter Neuers aufzugreifen und vom Wiederaufbau der Kirche zu sprechen. Jedenfalls scheint es angebracht, unter Verwendung eines Ausdrucks aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Petruskirche als Notkirche zu bezeichnen. Die schnelle Schaffung nutzbaren Kirchenraumes war dringlicher als konfessionelle Repräsentanz. Freilich war Mitte des 18. Jahrhunderts die hohe Zeit des Konfessionalismus ohnehin überwunden. In der Kurpfalz hatten katholischer Landesherr und reformierte Kirche längst zu einem *modus vivendi* gefunden. In dieses Zeitbild fügt sich auch ein Hinweis, den Philipp Körner gibt: Der Baumeister der Petruskirche Johann Georg Kunzelmann entwarf neben mehreren reformierten Kirchen auch die katholische Kirche St. Johannes Nepomuk in Edenkoben.

Die Petruskirche bezieht also ihre sichtbare historische Bedeutung weniger aus konfessionellen Aspekten als aus den Zeitumständen ihrer Errichtung. Von ihrer (spät-)barocken Entstehungszeit kündigt vor allem der charakteristische „Zwiebelturm“, der

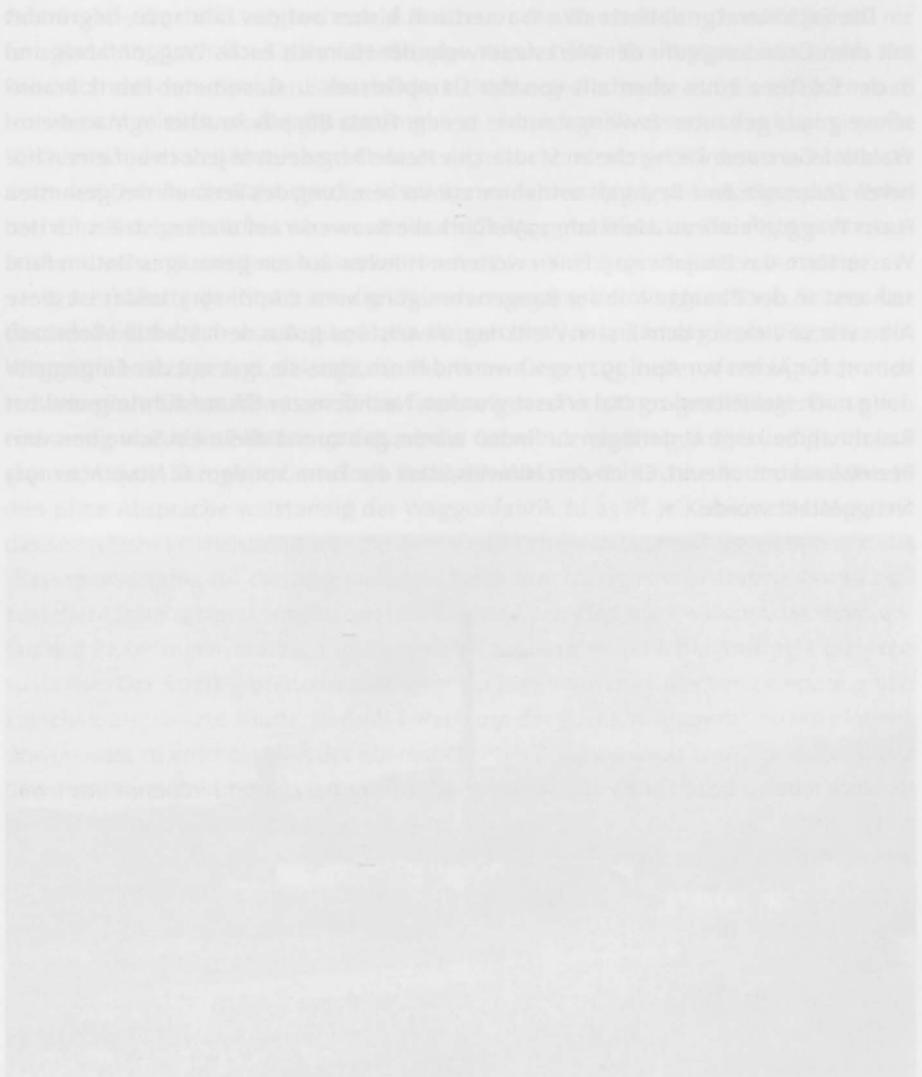
zu einem Kirchheimer Wahrzeichen geworden ist. Damit steht diese einzige barocke evangelische Dorfkirche Heidelbergs in einer Reihe mit den innerstädtischen Kirchen Heiliggeist und Providenz, die im Zuge der barocken Umgestaltung bzw. Erweiterung ähnliche Turmhauben erhielten.

Literatur:

Katharina Ellwardt: Evangelischer Kirchenbau in Deutschland, Petersberg 2008

Philipp Körner: Kirchheim, Heidelberg-Kirchheim 2009

Dieter Neuer: 1200 Jahre Kirchheim, Heidelberg 1966



Der Turm wird 100 ✓

Ein Industrie-Wasserturm ist Namensgeber für das „Quartier am Turm“ in Rohrbach

Weithin sichtbar zeugt ein Turm im Heidelberger Stadtteil Rohrbach von der industriellen Vergangenheit des Quartiers. Er diente hier von 1902 bis 1956 der dort existierenden Heinrich Fuchs Waggonfabrik zur Wasserversorgung. Mit der Frage nach dem „Warum steht er da?“ stellt sich auch die Frage „Seit wann steht er da?“

Die Fachliteratur datierte den Wasserturm bisher auf das Jahr 1920, begründet mit dem Gründungsjahr der Werksfeuerwehr der Heinrich Fuchs Waggonfabrik und in der Existenz eines ebenfalls von der Dampfkessel- u. Gasometer-Fabrik Braunschweig 1922 gebauten Zwillingsbruders bei der Firma Bopp & Reuther in Mannheim-Waldhof. Genauere Recherche im Stadtarchiv Heidelberg deutete jedoch auf einen früheren Zeitpunkt. Eine Bestandsaufnahme zur Vorbereitung des Verkaufs der gesamten Fuchs Waggonfabrik aus dem Jahr 1956 führt alle Bauwerke auf und registriert für den Wasserturm das Baujahr 1913. Einen weiteren Hinweis auf ein genaueres Datum fand sich erst in der Bauakte mit der Baugenehmigung vom 1. April 1913. Leider ist diese Akte, wie so viele vor dem Ersten Weltkrieg, unvollständig. Aus dem Stadtteil Rohrbach kommt für Akten vor April 1927 erschwerend hinzu, dass sie erst mit der Eingemeindung nach Heidelberg zentral erfasst wurden. Nachdem zur Bauausführung und zur Bauabnahme keine Unterlagen zu finden waren, gab zuerst allein ein Schreiben vom Bezirksbaukontrolleur I. Eirich den Hinweis, dass der Turm vor dem 6. November 1913 fertiggestellt wurde.



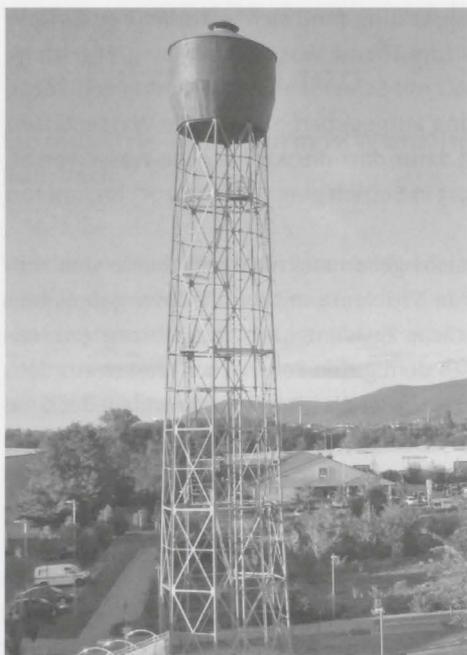
Noch 1956 stand der Wasserturm der Fuchs Waggonfabrik, wie er 1913 gebaut wurde. Blick von West aus Kirchheim (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

Einem genaueren Hinweis auf die Fertigstellung fand sich später in den Bürgerausschuss- und Ratsprotokollen Rohrbachs zum Thema Wasserversorgung. Hier steht: „Nachdem die Firma Fuchs Waggonfabrik AG mit Schreiben vom 1. Juli 1913 den Bezug von Wasser aus der Gemeindewasserleitung aufgegeben hat, soll die Wasserzufuhr vor der Fabrik abgestellt werden.“ Ein Indiz dafür, dass die werkseigene Wasserversorgung und damit der Turm bereits im Juni 1913 in Betrieb ging – er also 2013 im Juni 100 Jahre alt wurde.

Die Akten zur Wasserversorgung Rohrbachs geben auch den entscheidenden Hinweis, warum der Wasserturm gebaut wurde. Probleme mit dem Wasser gab es hier schon immer. So hatte bereits die Kurfürstliche Residenz nach dem Umzug von Heidelberg nach Mannheim großes Interesse an dem guten Rohrbacher Wasser aus dem Odenwald – die dafür vorgesehene „v. Traitteur´sche Wasserleitung“ wurde jedoch nie fertiggestellt. Auch floss alles überflüssige Wasser dem Kirchheimer See zu, bis der Rohrbach mit dem Bau der Bahnstrecke Heidelberg–Karlsruhe auf Rieselfelder nach Norden umgeleitet wurde. Bis dahin gab es durch Hochwasser in Kirchheim große Schäden an den Gebäuden, und Ende des 19. Jahrhunderts gefährdete zuviel Wasser auch den Damm der Bahnstrecke. In trockenen Jahren dagegen benötigten die Rohrbacher selbst zusätzliches Wasser und auch die Waggonfabrik konnte nicht mehr ausreichend versorgt werden, so dass Rohrbach es aus Kirchheim beziehen musste.

1911 eskalierte der Streit um die Wasserversorgung der Waggonfabrik. Seitens der Gemeinde Rohrbach war seit 1901 ein Wasserzins von 4 Pfennig je Kubikmeter der Waggonfabrik zugesagt, solange die Fabrik im Gegenzug neben dem eigenen auch teilweise Rohrbacher Abwasser in der firmeneigenen Versitzgrube entsorge. Diese Vereinbarung wurde im Februar 1912 durch die Gemeinde einseitig aufgekündigt. Im trockenen Vorjahr bezog die Gemeinde Rohrbach Wasser von Kirchheim und berechnete dies ohne Absprache vollständig der Waggonfabrik zu 25 Pf. je Kubikmeter. Mehr als das sechsfache! Gleichzeitig war die Gemeinde Rohrbach bestrebt die eigene und die Wasserversorgung für die Waggonfabrik durch Errichtung eines Pumpwerkes sicherzustellen. Der Wasserzins sollte erst 10 Pf. und nach Einspruch seitens der Waggonfabrik 8 Pf. betragen, statt der in diesem Fall zugesagten 6 Pf. Der Vertrag kam nicht zustande. Der Streit gipfelte in dem gegenseitigen Vorwurf der Verschleppung von Entscheidungen und führte zu dem Entschluss der Fuchs Waggonfabrik, ein eigenes Wasserwerk zu errichten. Mit der übergeordneten Behörde kam man schnell zur Sache und diese Vereinbarungen wurden dem Gemeinderat am 20. September 1912 nur noch zur Kenntnis gegeben.

Die Brunnenbauer des ganzen Deutschen Reichs machten schon im Frühjahr 1912 der Gemeinde Rohrbach unaufgefordert unterschiedliche Vorschläge. Darauf aufbauend konnte die Fa. Fuchs mit der Fa. Bopp & Reuther, Mannheim, bereits am 30. November 1912 das Baugesuch mit allen erforderlichen Plänen der Gemeinde Rohrbach vorlegen und erwirkte parallel dazu zum 19. Dezember den Baubescheid beim Großherzoglich Badischen Bezirksamt Heidelberg.



Seit 100 Jahren steht der Wasserturm der Fuchs Waggonfabrik an seinem Platz in Rohrbach. Er hat zwei Weltkriege überstanden, fungiert als Namensgeber des neuen Quartiers und harrt seiner Sanierung... (Foto: Nestler)

Neben der außergewöhnlich schleppenden Behandlung durch das Bürgermeisteramt Rohrbach machten noch die Wasserproben und ein Anliegereinspruch Probleme. Wurde zuerst nur von einer Wassergewinnung für Gewerbezwecke (Lösch- und Brauchwasser) ausgegangen, sollte sie dann auch Trinkzwecken dienen. Die zusätzlich erforderlichen Wasseranalysen aus einer Probebohrung von 42,10 m Tiefe und einer Bohrweite von 18 cm im Oktober 1912 ergaben anfangs einen zu hohen Eisengehalt, der jedoch später entkräftet werden konnte.

Der Heidelberger Hotelier Friedrich Handrich, Anlieger mit fünf winzigen Gartengrundstücken, erhob Einspruch, weil er um sein Grundwasser fürchtete und „... daß der Wasserturm, der eine Höhe von ca. 40 m erhalten soll, eine Verunstaltung der ganzen Umgebung und eine erhebliche Belästigung und Beeinträchtigung in deren Verwendung ... erscheinen lässt“.

Die verantwortliche Großherzogliche Kulturinspektion erwiderte darauf: „Das Grundwasser läuft in der Richtung von Süden nach Norden ab. Da die Grundstücke des Friedrich Handrich südlich des zu erbauenden Brunnens liegen, so kann Handrich auf seinen Grundstücken unbeschadet ... Grundwasser gewinnen; es fließt ihm zuerst zu, bevor es in den fraglichen Brunnen gelangt. Unseres Erachtens liegt hiernach kein Grund vor, die Brunnenanlage in der Nähe des Eigentums des Handrich zu verbieten. Der Wasserturm an der in Aussicht genommenen Stelle bietet für die Bebauung und Benützung der Grundstücke des Handrich in irgend welcher Weise kein Hindernis.“

Ergänzend schreibt der Bezirksbaukontrollleur Eisele im Bescheid vom 31. März 1913: „Auch die zweite Bemerkung, daß durch Erstellung des Wasserturmes das landschaftliche Bild verunstaltet würde, erscheint mir nicht zutreffend. Denn das ganze Gelände ringsum der Fuchs'schen Fabrik ist für Industriezwecke vorgesehen. Hier werden folglich später Fabrik-Gebäude, hohe Kamine oder andere ähnliche Anlagen erstellt. Ein Wasserturm macht aber jedenfalls einen besseren Eindruck als ein so hohes Fabrikkamin.“

Der Baubeginn des Brunnens und des Turms kann nicht genau bestimmt werden. Es ist anzunehmen, dass er in der Nähe der Baugenehmigung vom 1. April 1913 zu suchen ist. Hierfür und für den Baufortschritt sind Indizien im Conto-Corrent-Buch

der Fa. Fuchs zu finden. So wurde am 31. März ein Ferngespräch mit der Fa. Bopp & Reuther verbucht, das sich auf den Beginn der Hauptbohrung für den Brunnen (vgl. oben, 38,20 m Tiefe bei einer Bohrweite von 100 cm) beziehen könnte. Der Wasserturm wurde dann im Auftrag von Bopp & Reuther von der Dampfkessel- und Gasometer-Fabrik Akt.-Ges., vorm. A. Wilke & Co., Braunschweig erstellt. Dies ist dem „Garantieschein“ in der Bauakte zu entnehmen. Eine Girozahlung von 20.000,- Mark am 13. Mai könnte den Baubeginn des Turms belegen. Das Indiz für die Inbetriebnahme in der letzten Juniwoche ist der anfangs erwähnte Eintrag im Ratsprotokoll Rohrbach. Eine weitere Girozahlung von 15.000,- Mark ist für den 9. August belegt, und am 17. September ist der abschließende Betrag von 39.587,96 Mark an Bopp & Reuther im Conto-Corrent-Buch vermerkt.

Parallel zum Turmbau entstand etwa 40 m südlich des Turms über der Brunnenbohrung ein Pumpenhaus. Die Verbindung zum Hochkessel wurde mit einer 80 cm dicken Druckleitung verwirklicht. Von der ersten Förderpumpe sind keine Daten überliefert. Danach wurden mit steigendem Wasserbedarf der Firma immer stärkere Pumpen angeschafft: 1930 eine Hochdruck-Zentrifugalpumpe mit einer Leistung von 45 m^3 je Stunde, 1942 bis 80 m^3 je Stunde mit jeweils einer Förderhöhe von bis zu 60 m und 1954 eine weitere mit einer größeren Förderhöhe von bis zu 80 m, die 1957 beim Firmenverkauf noch ungebraucht war.

Der Turm selbst steht auf einem Fundament aus acht miteinander verbundenen Einzelpfeilern aus Stampfbeton, auf dem eine achteckige 35 m hohe Stahlgitterkonstruktion die neben der senkrechten Last des mit Wasser gefüllten Behälters auch die waagerechten Kräfte durch Winddruck aufnimmt. Der Wasserbehälter selbst ist nur knapp 3 m hoch bei einem Durchmesser von 5 m, wobei der Blechzylinder 2,4 m hoch ist und sein Boden auf 0,5 m gewölbt ist. Die Seiten des Behälters sind in 5 mm und der Boden in 6 mm dickem Stahlblech ausgeführt. Die sichtbare Proportion erhält der Turm erst durch seine Holzverkleidung, die mit ihrer Höhe von fast 5 m den Behälter nahezu doppelt so hoch erscheinen lässt, als er wirklich ist. Zusammen mit seinem Blechdach ist der Turm insgesamt nahezu 40 m hoch und hält 50 m^3 Wasser auf 35 m Fallhöhe. Er versorgte das Unternehmen bis zum Ende der Waggonfabrik mit Trink-, Brauch- und Löschwasser.



Nach dem Verkauf an Harvester und dann an die Fa. Dressler, die die Wasserversorgung nicht nutzten, fungierte der

... und ist mit einem kleinen Gleisstück der letzte Zeuge der industriellen Vergangenheit des Quartiers (Foto: Nestler)

Turm für den dritten Nachbesitzer, den Baumaschinenhersteller FURUKAWA, nur noch als Werbeträger mit dem Firmennamen. Damit ereilte ihn das gleiche Schicksal wie sein jüngerer, gleich aussehender Bruder bei Bopp & Reuther in Mannheim-Waldhof. Er wurde 1922 mit nahezu gleichen Dimensionen gebaut, dort zur Erzeugung eines konstanten Wasserdrucks zur Eichung und Prüfung von Wassermessgeräten genutzt, bis auch er heute nur noch als Wahrzeichen des Unternehmens dient.

In Heidelberg ist der Turm in Rohrbach jetzt allein ein Zeugnis vergangener Industriekultur. Zusammen mit den wenigen erhaltenen, in die moderne Wohnbebauung integrierten Klinkermauern der früheren Werkshallen prägt er den Charakter eines besonderen Wohnquartiers. Bereits zum „ersten Spatenstich“ im September 2001, der eigentlich ein „Abbruch-Event“ war, postulierte die Heidelberger Oberbürgermeisterin Beate Weber: „Das ist kein 08/15-Gebiet, das ist ein Stück Heidelberger Geschichte.“ Es erinnerte an das 1853 gegründete (und 1902 hier angesiedelte) traditionsreiche Rohrbacher Unternehmen. „Wir haben darauf bestanden, dass das Quartier ein Stück von seinem Charakter bewahrt. Wenn Mauern und Giebel zu sehen sind, bekommt man eine Ahnung davon, was sich da abgespielt hat.“ Manche der Anwesenden hätten sich auch bei der Namensgebung einen deutlichen Bezug zur Fuchs'schen Waggonfabrik gewünscht. Die Motivation des neuen Namens „Quartier am Turm“ erschließt sich erst auf den zweiten Blick: Er nimmt Bezug auf den alten Wasserturm, der erhalten bleibt.

Im Auftrag der Firma Hochtief wurde der Turm bei der Entwicklung des Fabrikgeländes zum Wohngebiet 2002 schnell aufpoliert; die Ockerfarbe samt Schriftzug FURUKAWA entfernt und die Turmverkleidung mit der jetzigen, königsblauen Farbe gestrichen. Ein Sturm vom 4. auf den 5. Dezember 2011 riss einige Bretter aus der hölzernen Turmverkleidung und erforderte schnell eine provisorische Sicherung. Durch das Landschafts- und Forstamt Heidelberg erhielt der Turm vier Spanngurte zur Sicherung der Verkleidung. Dieses Amt ist für die Sicherheit der städtischen Anlagen zuständig und damit auch für den Turm, der auf einer winzigen Grünfläche an der Konrad-Zuse-Straße steht. Zur endgültigen Sanierung beschäftigen sich weitere Ämter der Stadt Heidelberg (Stadtgestaltung, Stadtplanung, Denkmalschutz, Baurecht und Tiefbau – Vollständigkeit ist nicht gewährleistet) mit dem Turm. Nachdem er nicht unter Denkmalschutz steht, sondern – wie auch die historischen Klinkermauern – nur als erhaltenswert eingestuft ist, kann er bei gleichem Aussehen verändert werden. Deshalb wurde aus wirtschaftlichen Gründen diskutiert, den Mantel nicht mehr in Holz, sondern in Metall auszuführen und im gleichen Blau wie derzeit anzustreichen. Damit kann er, wie seit 100 Jahren, sicher an seinem Platz (49° 22' 54'' Nord und 8° 40' 41'' Ost, nach Google Earth) stehen.

Literatur

Jens U. Schmidt: Wassertürme in Baden-Württemberg, Cottbus 2009, S. 217

Die Rohrbacher Villenkolonie ✓

Wer die Heidelberger Adressbücher aufschlägt, wird dort ab 1909 (S. 144) einen Anhang „Gemeinde Rohrbach“ finden, der aber nicht den ganzen Ort, sondern nur einen Teil der damals noch selbständigen Gemeinde Rohrbach verzeichnet: das sog. „Villenviertel“. Es erstreckt sich von der St. Peter-Straße nordwärts den Hang entlang bis zur Heidelberger Ortsgrenze (heute: Markscheide) und umfasst sieben Straßen mit 57 Häusern.

Um 1900 hatte sich Rohrbach durch die Ansiedelung der Fuchs'schen Waggonfabrik, der Großfärberei Schaedla und anderer Industriebetriebe schnell vom Winzerdorf zum Industrievorort Heidelbergs entwickelt. Das führte zu einem rasanten Bevölkerungszuwachs: von 2317 Einwohnern im Jahr 1895 wuchs Rohrbach bis 1910 auf 4149 Einwohner (Menzer S. 214). Entsprechend groß war der Bedarf an Wohnraum, besonders auch für besser situierte Neubürger.

Da gleichzeitig die Zahl der bäuerlichen Betriebe stark zurückging, konnte die Gemeinde bisher landwirtschaftlich genutzte Flächen in Bauland umwandeln. Das geschah vor allem südwestlich des Ortskerns bei den Fabriken, aber auch nördlich in Richtung Heidelberg. Dort wurden parallel zur Landstraße am Hang zwei neue Straßen bis zur Ortsgrenze geführt, oben die Panoramastraße und darunter die Gartenstraße (heute: Von-der-Tann-Straße). Ziel war es, für die Grundstücke in dieser exponierten, stadtnahen Lage wohlhabende und zahlungskräftige Käufer zu finden. Dementsprechend erhielt dieses Neubaugebiet den klangvollen Namen „Villenkolonie Rohrbach“. Am 17. Mai 1903 wurde in der Panoramastraße (heute Nr. 95) die erste Villa bezogen, erbaut von der Bezirksarztwitwe Luise Frey, die dort ihrer kranken Tochter Hilda ein Leben nahe bei der Natur ermöglichen wollte. Bald folgten weitere Villen, großzügig ausgestattet mit klassizistischen oder Jugendstil-Elementen.



Alte Postkarte mit Ansicht der Villenkolonie vom Eichendorffplatz aus gesehen.

Treibende Kraft dieser Entwicklung waren neben der Gemeinde die Rohrbacher Architekten Bozung, Collmer, Kölmel und Nattermüller. Sie hatten sich hier Häuser gebaut und ihre Büros eingerichtet, und viele der in den folgenden Jahren hier errichteten Villen und Häuser weisen sie als Architekten aus. Seit 1909 steht unter der Titelseite der Adressbücher „Villenviertel: Auskunft für Ansiedelung: Gartenstr. 14“. Unter dieser Adresse finden wir das Büro des Architekten Arthur Nattermüller. Und im Adressbuch 1913 ist das Büro des Architekten Jakob Bozung in der Heidelberger Straße 68 als „Auskunftstelle des Gemeinnützigen Vereins Rohrbach“ angeführt.

Dieser „Gemeinnützige Verein Rohrbach“ (GVR) hatte sich 1896 unter Leitung des Reallehrers Dr. Philipp Roser nach Heidelberger Vorbild gegründet, um die Interessen der Bürger gegenüber Ämtern und Behörden zu vertreten, aber auch um ihr Wohnumfeld zu verbessern. Am 29. Mai 1907 wurde der Architekt Jakob Bozung zum 1. Vorsitzenden dieses GVR gewählt und behielt diesen Posten bis zur Auflösung des Vereins 1935. Unter Bozungs Führung wird der GVR zum maßgeblichen Sprachrohr für die Förderung und Entwicklung der „Villenkolonie Rohrbach“. Er veranlasst den Eintrag ins Adressbuch (GVR Protokoll 11.2.1908), schaltet Werbeanzeigen in verschiedenen Zeitungen (9.11.1909), er betreibt die Eingemeindung (27.8. und 30.11.1907), lässt Werbetafeln an den Haltestellen Rohrbach Markt und Am Kreuz (heute: Eichendorffplatz) aufstellen, ja er beantragt, diese Haltestelle in „Rohrbach Villenkolonie“ umzubenennen (11.2.1908 und 10.2.1911). Auch eine Ansichtskartenserie mit ca. 20 Motiven der Villenkolonie wurde vom GVR herausgegeben, die die Attraktivität der Siedlung in alle Welt verbreiten sollte. All das geschah mit dem Ziel, kaufkräftige Investoren für die neue Villenkolonie zu finden.

Die Kampagne hatte Erfolg. Bis 1914 umfasste die Villenkolonie schon 96 Häuser. Weltkrieg und Inflation ließen die Entwicklung zwar stagnieren, doch bis zur Eingemeindung 1927 war der neue Ortsteil auf insgesamt 132 Häuser angewachsen. Neue Straßen waren gezogen und bebaut, und von Norden, von der Stadt her wuchsen dem Viertel ebensolche Straßen mit ebensolchen Häusern entgegen. Unter den Eigentümern und Bewohnern des neuen Wohnviertels finden wir neben den schon erwähnten Architekten Fabrikdirektoren und Prokuristen, Ärzte, Rechtsanwälte und Professoren, Kaufleute, Händler und Vertreter, Beamte von Post, Bahn und Verwaltung, und überraschend viele Lehrer. Architekt Wilhelm Collmer hatte sich in der Heidelberger Straße (heute Nr. 4) ein Haus gebaut, in dem Rohrbach endlich sein eigenes Postamt bekam. Dr. Wilhelm Schelkly, der Sohn des ehemaligen Schlösschen-Eigentümers, baute sich in der Panoramastraße (heute Nr. 107) eine große Villa, die nach seinem Tod zu einem Kinderheim wird.

Als am 29. Juni 1910 der badische Großherzog Friedrich II. und seine Frau Hilda Rohrbach besuchen, werden die Hoheiten bei der Rückfahrt zum Bahnhof am „Rohrbacher Kreuz“ aufgehalten. Einundzwanzig „Töchter der Villenkolonie Rohrbach“ haben sich hier aufgereiht, überreichen den königlichen Hoheiten einen Blumenstrauß und sagen ein Gedicht auf. Diese 21 Töchter seien, stellvertretend für die vielen Bewohner der „Villenkolonie“, hier namentlich genannt: Eva Baethgen, Elisabeth Fink, Annie Guttman, Sophie Hochstein, Sophie Kahn, Hilda Kölmel, Luise Künkler, Else Langsdorf, Ger-

trud Lux, Grete Mäding, Hanni Mathias, Grete Meißner, Else Moser, Lisel Moser, Elise Pflieger, Ilse Pries, Margarethe Pries, Karola Reimer, Joanna Schäfer, Lotte Schumann und Lotte Vorbeck.

Heute ist dieses Wohngebiet ganz mit der Stadt Heidelberg zusammengewachsen, und ein neuer Stadtteil namens „Südstadt“ ist daraus entstanden, mit einförmigen Villen, mit Vorgärten, Garagen und Rollläden an den Fenstern. Mag dieser neue Stadtteil vielleicht noch immer als Wohnort der Reichen gelten, an die Schönheit der ersten Villen in der Garten- und Panoramastraße kommt aber keines seiner Häuser heran.

Quellen und Literatur

Adressbücher: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html>

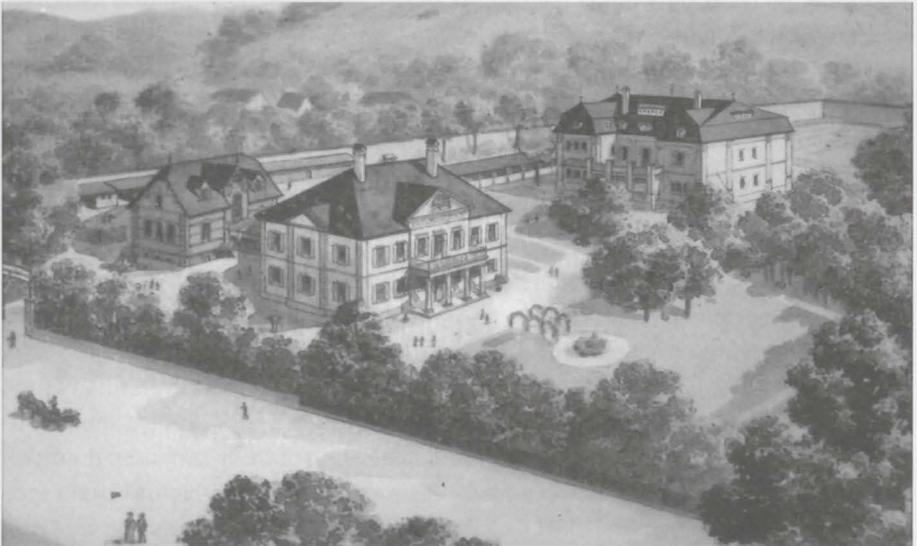
GVR-Protokolle: Gemeinnütziger Verein Rohrbach/Stadtteilverein Rohrbach. Handschriftliches Protokollbuch Bd. 1: 1907–1930. Original im Heimatmuseum Rohrbach

Georg Ludwig Menzer: Rohrbach bei Heidelberg. Eine pfälzische Ortsgeschichte, Heidelberg 1926

Das Rohrbacher Schlösschen ✓

Etwas versteckt im Park der Rohrbacher Thoraxklinik liegt ein bau- und kulturgeschichtliches Kleinod: das „Rohrbacher Schlösschen“. Es dient der Klinik heute als Kongress- und Repräsentationsgebäude und ist deshalb der Öffentlichkeit weitgehend entzogen. Aber vom öffentlich zugänglichen Park ist wenigstens ein Blick auf das schöne Gebäude möglich. Seine abwechslungsreiche Geschichte ist ihm dabei nicht anzusehen. Diese umfasst 243 Jahre und neun Stationen:

1. Das Jagdschlösschen: 1770 ließ es der Zweibrückische Pfalzgraf Karl August erbauen, um von hier aus in den umliegenden Wäldern seiner Jagdleidenschaft nachgehen zu können. Zur Unterbringung seiner Gäste und des Gesindes kaufte er kurzerhand den Thann'schen Hof und den Bierhelder Hof dazu. Für den neuen Herrn mussten die Rohrbacher auf eigene Kosten nicht nur die Ortsstraße pflastern, sondern auch einen Weg durch den Wald zum Bierhelder Hof anlegen. Ihr altes Rathaus (heute Amalienstraße 4) mussten sie ihm verkaufen, weil er es als Pferdestall nutzen wollte. Erst 37 Jahre später bekamen die Rohrbacher ein neues! Westlich des Schlösschens ließ Karl August durch den in der Kurpfalz bekannten Gartenbaumeister Friedrich Ludwig Sckell einen „Englischen Garten“ anlegen, der bis zur Landstraße (heute: Karlsruher Straße) reichte und den Blick zur Rheinebene und zu den Pfälzer Bergen harmonisch ins Gesamtbild einbezog. Dieser Garten fand später bei vielen prominenten Gästen Bewunderung. 1775 wurde Karl August regierender Herzog von Zweibrücken; das Schlösschen verfiel in einen Dornröschenschlaf – bis zum Tode des Herzogs 1795.



Rohrbacher Schlösschen als Genesungsheim. Postkarte um 1900 (Heimatismuseum Rohrbach)

2. Das Residenzschloss: Erbe war sein Bruder Max Joseph. Dieser aber war ein „Herzog ohne Land“; denn die Franzosen hatten sein ganzes linksrheinisches Herzogtum überrannt, niedergebrannt und den Herzog zur Flucht gezwungen. Ihm blieb nur sein kleiner rechtsrheinischer Besitz: das Schösschen in Rohrbach. Hier in diesem ländlichen Idyll suchte er mit seiner Familie Zuflucht. Sein ältester Sohn Ludwig, später König Ludwig I. von Bayern, wuchs hier auf und erinnerte sich gern an diese Zeit zurück. Hier starb 1796 Ludwigs Mutter, die die Strapazen der Flucht nicht überstand, hier heiratete sein Vater ein Jahr später seine zweite Frau, die badische Prinzessin Karoline. Und hier erreichte Max Joseph 1799 auch die Nachricht aus München vom kinderlosen Ableben des bayrisch-pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor. Plötzlich war er vom „Herzog ohne Land“ zum mächtigen Erben Bayerns und der Kurpfalz geworden. Die Familie zog nach München, das Schösschen stand wieder leer.

3. Das Witwenrefugium: 1803 schenkte es Max Josef kurzerhand seiner Schwiegermutter, der badischen Markgräfin Amalie. Diese war seit 1801 Witwe und zog sich hierher zurück, um dem höfischen Trubel zu entfliehen. Doch bald sollte auch sie neues Leben ins Schösschen bringen. Als erklärte Gegnerin Napoleons spann sie von hier aus geheime diplomatische Intrigen gegen den Franzosen – unter Mithilfe ihrer Schwiegersöhne. Denn ihre Tochter Karoline war inzwischen Königin von Bayern, die Tochter Luise Zarin von Russland, Friederike Königin von Schweden, Marie war Herzogin von Braunschweig und Wilhelmine Großherzogin von Hessen-Darmstadt. Deshalb wurde Amalie auch „Schwiegermutter Europas“ genannt. Im Juni 1815 kam es zum denkwürdigen Kaisertreffen, als sich Zar Alexander und Kaiser Franz I. mit weiteren Fürsten bei Amalie im Rohrbacher Schösschen trafen, um Napoleons endgültigen Abgang zu beraten.

4. In Privatbesitz: Nach Amaliens Tod 1832 verkauften ihre Erben das Schösschen an George Brown Stulz, den Gatten einer ehemaligen Hofdame und Adoptivsohn eines am englischen Königshof zu Geld gekommenen Schneidermeisters. Mit seinem Vermögen soll er sehr viel für die Gemeinde Rohrbach getan haben. Als er 1841 starb, heiratete seine Witwe ihren „Gärtner“, den erst 24-jährigen Gartenbauinspektor Ulrich Schelkly, dem das Schösschen nach ihrem Tod 1850 als Alleinerbe zufiel.

5. Das Genesungsheim: Sein Sohn Dr. Wilhelm Schelkly verkaufte das Anwesen 1898 an den Mannheimer „Verein für Genesungsfürsorge“, der darin ein Erholungsheim für badische Krankenkassenmitglieder einrichtete. Das waren – der damaligen Zeit entsprechend – vor allem Patienten mit Tuberkulose-Erkrankungen.

6. Das Lazarett: Im Ersten Weltkrieg wurde das inzwischen zum Krankenhaus umgebaute Haus als Reserve-Kriegslazarett genutzt, in den Jahren direkt nach dem Krieg dann als Tuberkulose-Krankenhaus speziell für Kriegsoffer.

7. Das TBC-Krankenhaus: 1928 erwarb die Badische Landesversicherungsanstalt das Anwesen und errichtete auf dem weitläufigen Parkgelände weitere Krankenhausgebäude. So entstand eine landesweit führende Fachklinik für Tuberkulose- und Lungenerkrankungen. Ihr erster Leiter war Dr. Gustav Hack, ihm folgte der jüdische Arzt Dr. Albert Fraenkel, der aber am 1. März 1933 von den Nazis seiner Ämter enthoben wurde. Das alte Schösschengebäude fiel wieder in einen Dornröschenschlaf und wurde nur noch als Verwaltungs- und Schwesternhaus genutzt.

8. Die Thoraxklinik: So blieb es auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Während die Klinik immer mehr zu einer renommierten Lungen-Fachklinik heranwuchs, führte das alte Schlösschen am östlichen Rande des Parks ein Schattendasein als Unterrichts- und Vortragshaus.

9. Das Kongresszentrum: Das änderte sich erst, als die Klinikverwaltung in den Jahren 2006–2008 das Gebäude vollständig renovierte. Dabei wurden die Räume im Stil des 18. Jahrhunderts restauriert und das ganze Haus in ein modernes Kongresszentrum umgewandelt. Am 4. November 2008 wurde das renovierte Schlösschen im neuen Glanz der Öffentlichkeit präsentiert. Es zeigt sich nun als prachtvolles, repräsentatives Kleinod, das den Geist seiner interessanten Geschichte atmet. Seit 1. Dezember 2011 befindet sich dort ein europaweit einmaliges „Tuberkulose-Museum“. Die aus dem alten Schlösschen hervorgegangene Thoraxklinik genießt heute internationalen Ruf und ist Teil des Universitätsklinikums Heidelberg.

Literatur

Werner Ebert: Das Rohrbacher Schlösschen. Vom Jagdschlösschen des Herzogs Carl II. August von Pfalz-Zweibrücken zur Thoraxklinik am Universitätsklinikum Heidelberg. Hg. Thoraxklinik am Universitätsklinikum Heidelberg, Heidelberg 2007

Die Melanchthonkirche in Rohrbach ✓

Die Melanchthonkirche bekam ihre heutige Form 1907/08 durch eine Renovierung, die fast eine neue Kirche schuf. „Renoviert“ wurde eine Kirche aus dem 18. Jahrhundert, aber schon 1286 wird in einer Urkunde die Rohrbacher Kirche mit dem Namen St. Benedikt als Filialkirche von St. Peter in Kirchheim erwähnt (Schannat, S. 34). Dieses Verhältnis wurde nach dem 30-jährigen Krieg umgedreht: Rohrbach wurde 1653 Pfarrsitz und St. Peter wurde bis 1769 der Rohrbacher Kirche unterstellt. Nach der Reformation kam die Kirche 1556 in den alleinigen Besitz der Protestanten. Nur wenige Jahre, von 1698 bis 1705 wirkte sich das Simultaneum, wie überall in der Kurpfalz, auch auf die Rohrbacher Gemeinde aus. So mussten die Reformierten ihre Kirche mit den Katholiken und Lutheranern teilen (Trautwein 1908, S. 13). Den Namen Melanchthonkirche erhielt sie vermutlich erst 1927, als Rohrbach Heidelberg eingemeindet wurde, bis dahin war es schlicht die evangelische Kirche von Rohrbach.

Während sich heute der größte Teil von Rohrbach nach Westen Richtung Rheinebene erstreckt, lag der alte Ortskern in mittelalterlicher Zeit am Hang des Ausläufers des Kleinen Odenwaldes. So ist es auch zu erklären, dass sich die Kirche dieses Dorfes am Berghang befindet.

Zwischen den Straßen Bierhelderweg und Am Heiligenhaus – ursprünglich waren dies Bachläufe des Rohrbachs – steht sie erhaben auf einem steil ansteigenden Felsrücken zwischen dem Gewann Müllenberg und Holzmorgen; in Letzterem befindet sich seit 1811 der Rohrbacher Friedhof. Kräftige hohe Stützmauern mit Strebepfeilern



Die Melanchthonkirche in Rohrbach (Foto: Claudia Rink)

aus Sandsteinquadern befestigen den Berg gegen die beiden Straßen hin, was manche Autoren zu der Vermutung veranlasst hat, dass es sich einst um eine Wehrkirche handelte. 766 wird der Ort Rohrbach erstmals im Urkundenbuch des Lorscher Kodex genannt. Auf diese Zeit sollen auch die Anfänge der heutigen evangelischen Kirche in Rohrbach zurückgehen. Eine Inschrift über dem Eingangsportal, versteckt unter dem Pultdach, weist auf diesen Sachverhalt hin: „Der Chorraum im Turm erbaut durch einen Mönch des Klosters Lorsch um 800 n. Chr. Anno Domini.“

Heute überwindet eine breite Treppe vom Bierhelderweg abzweigend den steilen Anstieg zur Kirche. Zwischen dreiteiligen Rechteckfenstern gelangt man auf neun Stufen durch das in der Mittelachse sitzende, mit einem tief heruntergezogenen Pultdach versehene Flachbogenportal ins Innere der Kirche. Im Geschoss darüber nimmt über die volle Breite der Mittelachse und die Geschosshöhe hinaus ein Wandgemälde die Fläche ein. Gerahmt von den Rundbogenfenstern halten zwei Engel in ihrer Mitte ein Spruchband mit einem Vers aus Hebr. 13,7–9: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Darunter die Jahreszahl: „Anno Domini 1907–08“.

Ein rustizierter Sockel und Strebepfeiler rahmen die Fassade. Sie sind aus rotem Sandstein ebenso wie die Portal- und Fenstergewände der zwei- und dreiteiligen Rechteckfenster sowie die der Rund- und Flachbogenfenster im Lang- und im Querhaus.

Der Architekt Hermann Kölmel hat in einer kleinen Schrift die bauliche Entwicklung der Kirche von ihren Anfängen im 8. Jahrhundert bis zur Einweihung am 4. Oktober 1908 dargestellt. Danach erfolgte Mitte des 14. Jahrhunderts die erstmalige Vergrößerung der Kirche, als die mittelalterliche „Cella“ zum Turm ausgebaut und nach Westen ein Langhaus mit den Maßen 14 m x 8 m erhielt. Die einstige „Cella“ diente der neuen Kirche mit 140 Sitzplätzen als Chor. Die Chorbogenöffnung ist heute noch vorhanden. Eine Rundbogenöffnung in der Ostwand des Turms, vermutlich der ursprüngliche Eingang in die „Cella“, ist durch ein Spitzbogenfenster ersetzt worden.



Melancthonkirche in Rohrbach, Innenraum von 1901 (hist. Postkarte im Besitz von Klaus Dietz)

1742 wurde das Langhaus vergrößert (3,90 m nach Westen, 2,70 m nach Süden und um 90 cm erhöht). Diese einseitige Verbreiterung nach Süden, die ganz offensichtlich dem knappen Gelände auf dem Hügel geschuldet ist, hatte zur Folge, dass der Chor bis heute nicht mehr mittig auf das Langhaus ausgerichtet ist. Diese Kirche bot nun 400 Gläubigen Platz. Um 1782 bekam die Kirche auf einer Empore über dem in der Hauptachse stehenden

Altar eine Orgel. Eine Fotografie von 1901 zeigt diese Anordnung eines eigentlich lutherischen Bauprinzips, die als Stellung mit divergierenden Achsen bezeichnet wird (siehe Aufsatz Seeliger-Zeiss, Providenzkirche, in diesem Band), während die Kanzel an der südlichen Längsseite gegenüber den Emporen angebracht war. Das Bild zeigt ferner, dass damals der Chorraum zum Kirchenschiff durch eine Wand mit Tür abgetrennt war.

Die dritte Vergrößerung 1907/08, die einem Neubau gleichkam, können wir erstmals einem Architekten zuordnen. Die neue Kirche wurde nach den Plänen des bekannten Heidelberger Architekten und großherzoglichen Oberbaurats Hermann Behagel (1839–1921) erbaut. Als evangelischer Kirchenbauinspektor war er für alle neu gebauten evangelischen Kirchen in Heidelberg verantwortlich. Die protestantische Kirche in Rohrbach gehörte zu seinen späten Bauten. Die Ausarbeitung des Projekts und die Bauführung oblag dem Rohrbacher Architekten Hermann Kölmel.

Die geostete Anlage erhielt ein Querhaus mit Emporen und eingetürmten Treppenhäusern. Das Langhaus wurde abermals um 4 m nach Westen verlängert und bekam eine Westempore, auf der nun die Orgel von 1782 zu stehen kam. In den südlichen Zwickel zwischen Turm und Langhauswand ist die Sakristei mit Zugängen zum Chor und zur Kanzel angebaut worden. Die alte Kanzel aus dem Langhaus mit neuem Schalldeckel und Kanzelfuß versehen, wurde hierher versetzt. Der mittelalterliche Turm wurde erhöht und bekam einen neuen Helm. Der kreuzrippengewölbte Chor wurde zum Langhaus hin geöffnet und der Eingang von der Südseite auf die Westseite verlegt. Die Kirche besaß nun eine Länge von 22 m, in der Vierung eine Breite von 18 m und hatte Raum für 850 Sitzplätze. Dem Konzept einer Predigtkirche entsprechend sind alle Plätze zur Kanzel hin orientiert. Nach einer kurzen Bauzeit von nur 15 Monaten und Baukosten von 110 000 Mark fand die Einweihung am 4. Oktober 1908 statt. Am 29. Juni 1910 beehrte das Großherzogenpaar mit seinem Besuch die neu erbaute Kirche.



Melanchthonkirche in Rohrbach, Innenraum 2013 (Foto: Claudia Rink)

Klassizistische Form- und Farbgebung bestimmen den Innenraum. Brüstung und Bestuhlung der Emporen, die Orgel und die Kanzel sind in schlichter grau-weißer Farbigeit mit feiner Goldrahmung gefasst, während Laibung und Stirnflächen des Spitzbogens zum Chor und der Bogen zu den Emporen und zu den Langhausseiten hin als rote Steinquader aufgemalt sind.

Die Fenster, die alle aus dem Jahr 1908 stammen, sind von namhaften Rohrbacher Bürgern gestiftet. Das Chorfenster wurde von der Heidelberger Glasmalereiwerkstatt Heinrich Beiler sen. gefertigt, dem führenden Heidelberger Glasmaler des Historismus, der für viele Heidelberger Kirchen (Peterskirche, Providenzkirche), aber auch Profanbauten (Rathausaal) die Fenster lieferte. Alle anderen Fenster stammen aus der Werkstatt des Mannheimer Glasmalers Johannes Kriebitzsch, der vor allem in der Pfalz und in Nordbaden protestantische Kirchen mit Bleiglasfenstern ausstattete. Das Chorfenster zeigt das leuchtende Bild mit der fast lebensgroßen Figur des auf Wolken stehenden Christus mit Zeigegestus. In den Langhausfenstern ist in runden Medallions die erstaunliche Anzahl von 20 Personen abgebildet. Die Porträts zeigen neben Melanchthon und Martin Luther andere Reformatoren sowie neun weltliche Herrscher, beginnend mit dem sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen, über die pfälzischen Wittelsbacher und die badischen Großherzöge bis hin zu Kaiser Wilhelm II.

Vom ursprünglichen Friedhof, der sich bis 1811 für alle christlichen Konfessionen um die Kirche herum befand, ist ein einziges Grabdenkmal erhalten, das sich heute im Chorraum befindet. Es ist das der Familie des Zentgrafen und Schultheißen Hanns Wisbrodt und seiner Frau Catharina aus dem Jahr 1591. Alle anderen Gräber wurden beim Umbau 1907/08 aufgehoben und ihre Gebeine in einem Sammelgrab rechts des Eingangs bestattet. Ein dort aufgestellter unbehauener roter Sandstein weist auf seinem Inschriftenfeld darauf hin.

Die Rohrbacher Melanchthonkirche ist eine in historisierendem Stil errichtete Saalkirche mit Querhaus. Mit ihren zwei Seitenemporen und einer dritten Orgelempore verkörpert sie den Typus einer protestantischen Predigtkirche. In der weiß verputzten Fassade wechseln romanische Elemente mit solchen der Renaissance. Rustizierter Sockel, angedeutete Strebepfeiler, unverputzte Hausteine und an Schießscharten erinnernde Fensteröffnungen führen das Spiel mit mittelalterlichen Formen fort. Sie verleihen der Kirche wehrhafte Züge, wozu auch die erhöhte Lage mit den Stützmauern beiträgt.

Literatur

Johann Friedrich Schannat: *Historia episcopatus Wormatiensis*. 2 Bände, Frankfurt/Main 1734, Bd. 1, S. 34

Johann Goswin Widder: *Geographische Beschreibung der Kurpfalz*. Bd. 1, Frankfurt, Leipzig 1786, S. 154, 161

Adolf Trautwein: *Rohrbach bei Heidelberg einst und jetzt, Heidelberg o. J. [1914]*; ders.: *Aus Rohrbachs kirchlicher Vergangenheit 1685–1716*. Erschienen im *Heidelberger Tageblatt*, 1908

Hermann Kölmel: *Die bauliche Entwicklung der evang. Kirche in Rohrbach b/H. von ihren ersten Anfängen bis zum heutigen Bestand, 1908*

50 Jahre Orgel der Melanchthonkirche, Heidelberg-Rohrbach 2011

Der Bierhelderhof ✓

Er ist einer der Lieblingssorte der Heidelberger. Seit alters liegt er auf einer Rodungsinsel nordöstlich über dem ehemaligen Dorf Rohrbach inmitten seiner Wiesen und Felder. Noch ist er rings von Wald umgeben, und von seiner Terrasse aus kann man, unter hohen Platanen und Kastanien sitzend, den schwarzen Angusrindern beim Weiden zusehen, das preiswerte Angebot des Wirtes nutzen und sich mitten in Heidelberger Gemarkung auf dem Lande fühlen.

Ein geschichtsträchtiger Ort. So wenig die schöne Terrasse mit dem „Biergarten“ einer Brauerei zu tun hat (dazu fehlen im Gelände die tiefen Bierkeller), so wenig kommt der Name des Hofes von „Bier“. Im Dialekt heißt er „Berheller oder Berhändler Hof“. Die erste urkundliche Erwähnung bezeugt 1442 ein Gehöft „ze Berheldn“. Das weist auf eine eigenständige Siedlung hin. In den Akten vom 17.–19. Jahrhundert ist die Rede vom „Beerheller Hoff“, von „Bärhelden“, „Bierhellen“, „bierheller buckel“, „Bierhändler Hof“ und „biirhellerhof“. Zweifellos bezieht sich der zweite Namensbestandteil „-heller“ oder „-händler“ auf die oberhalb von Rohrbach gelegene Halde (den „Buckel“), so wie die „Neckarhelle“ auf den Ziegelhäuser Hang über dem Fluss. Die Herkunft von Ber- bzw. Bier- jedoch ist strittig. Handelte es sich bei der mittelalterlichen Benennung um eine Beerenhalde, gar eine Bärenhalde, oder kommt das Wort, wie im Namen von Beerfelden im Odenwald, von ahd. bûr = Haus oder aber von ahd. bêr = Zuchteber, Mastschwein? Dafür spräche, dass die Schweinezucht ein zentraler Faktor mittelalterlicher Ökonomie war und siedlungsnah Waldstücke als Viehweide für Rinder, Ziegen (daher die zahlreichen „Gaisberge“) und Schweine genutzt wurden.



Der Bierhelderhof (Foto: R. Marzloff)

Freilich kann die Halde schon längst vor 1442 eine Rodungsinsel im Wald gewesen sein, denn ihre Lage auf Schichten von jungem Löß und Lößlehm war anders als im umgebenden bewaldeten Sandsteingebiet für Ackerbau ergiebig. Daher könnte der Name der Halde auch auf deren Baum- und Buschbestand deuten, in diesem Fall auf wilde oder angepflanzte Birnbäume (*pyrus Pyraeaster* oder *pyrus communis*), wie sie gelegentlich auch als Wildäsung angelegt wurden und noch heute auf der Scheitelhöhe über dem Bierhelderhof stehen. Ihre Früchte sorgten bis in unsere Zeit hinein für den notwendigen Most sowie für Schnaps. Zahlreiche Orts- und Familiennamen auf Bier- bzw. Beer- sind so zu deuten.

Als „Birnenhalde“ kam der Ort auch in Verdacht, jener Mons Piri zu sein, von dem Ammianus berichtet. Am Mons Piri nämlich waren die Römer im Jahre 369 n. Chr. dabei, ein Befestigungswerk zu errichten, als sie aus einer nahegelegenen Schlucht von einer Heerschar bewaffneter Alamannen überrascht und niedergemacht wurden. Die steingefütterten Wallanlagen auf der Spornlage des „Häuslebergs“ südwestlich des Bierhelderhofs sind schon lange bekannt. Noch bei Kriegsende 1944/45 dienten sie den Rohrbachern als Versteck vor den herannahenden Amerikanern. Nur wurden eben dort keinerlei römische Funde gemacht. Die jüngsten archäologischen Untersuchungen ergaben 2007: „Als sicher kann angesehen werden, dass die Geländebe-funde der Belagerungswerke auf das Jahr 1622 zurückgehen“ (Straßburger: Spuren der Belagerung, S. 250). In jenem Jahr hatte der katholische Heerführer Tilly die Residenz des protestantischen Pfalzgrafen Friedrich V. von Norden her nicht einnehmen können, unternahm daher einen neuen Versuch und sicherte seine Stellung von Süden her ab, mit katastrophalen Folgen für Heidelberg und die gesamte Pfalz.

1607 wurde der „Beerheller Hoff“, im Besitz des Rohrbacher Bürgers Hans Kaldschmied, urkundlich als ein Gut von „so vngefehrlich 100 morgen ackers vnd sieben morgen wiesen vnd gärten“ beschrieben. Ungezählte Male hatte er zuvor schon den Eigentümer gewechselt, und er wird es weiterhin tun, sei es, weil die Menschen früh starben, sei es, weil die Lasten, die etwa als Folge frommer Schenkungen auf dem Hof lagen, keinen hinreichenden Ertrag sicherten. So hatte z. B. der Käufer Dr. Joh. Wilhelm von Leinningen 1612 Abgaben an das „kurfürstliche pfälzische Hoffspitthal“ zu Heidelberg, „in das gute leuthauß zu der Auen obvennings (oberhalb) Heidelberg am Neckar gelegen“, an das Stift zum Heiligen Geist sowie an das Stift Lobenfeld zu garantieren. Die privaten Hofeigentümer waren bis ins 19. Jh. hinein fast durchweg Verwaltungsbeamte, Universitätsprofessoren und Geistliche und überließen die Bewirtschaftung ihren Pächtern.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde 1622 mit dem Dorf Rohrbach auch Bierhelden verwüstet. Die wertvollen Bestände der Heidelberger Bibliotheca Palatina waren Tillys siegreichen Truppen als Beute zugefallen. Deren letzter Bibliothekar, der renommierte Philologe Jan Gruiter, war nach Bretten geflüchtet, nach Abzug der Feinde aber wieder nach Heidelberg zurückgekehrt und starb 1627 auf dem Besitz seines Schwiegersohns Oswald Smend „in villam Berheldam“ (Flayder: Vita, S. 80). Da muss der Hof wieder bewohnbar gewesen sein. 1689 fiel er im pfälzischen Erbfolgekrieg erneut der all-gemeinen Brandschatzung zum Opfer, scheint als Ruine allerhand Obdachlosen als Unterschlupf gedient zu haben. Im frühen 18. Jahrhundert gehörte zum Hof die südlich

am Bach gelegene Hahnenmühle samt Hahnenwald. Nachdem ihn 1737 die Stadt Heidelberg gekauft hatte, wurde ein dazu gehöriges Wäldchen gerodet und den Feldern zugeschlagen, zusätzlich auch ein nördlich oberhalb des Rohrbacher Hofbezirks gelegenes Stück Stadtwald. Danach wurde der gesamte Hofbezirk, der nun teils auf Rohrbacher, teils auf städtischer Gemarkung lag, von einer Mauer mit Tor zur Heidelberger Seite hin umgeben. Dies war vor allem eine wirksame Maßnahme gegen von außen eindringendes Weidevieh; die schweren Plünderungen des Hofes durch ungarische Truppen 1744 konnte diese Befestigung nicht verhindern.

1770 übernahm Herzog Karl August von Pfalz-Zweibrücken das Gut von der Stadt und machte daraus, während er in Rohrbach ein Landgut, das „Schlösschen“ baute, seinen Jagdhof. Alles Folgende gehört zur gut dokumentierten Geschichte Rohrbachs. 1917 kaufte die Stadt Heidelberg den Hof zurück, um mit dessen landwirtschaftlichen Erträgen während des Ersten Weltkriegs der städtischen Hungersnot zu steuern. „Der Charakter der Wirtschaft, die hauptsächlich vom Mittelstand und von Arbeitern besucht werde, müsse erhalten bleiben“, so forderte laut Ankaufsprotokoll (STAH 109/3) einer der Stadträte.

1927 errichtete die Arbeiterwohlfahrt westlich oberhalb des Bierhelderhofs auf dem nunmehr städtischen Gelände des ehemaligen Rohrbacher Sportplatzes eine Baracke als Tagesheim für bedürftige Kinder. Seither war die Kindererholung der AWO beim Bierhelderhof eine wichtige Institution – bis 1933 die Hitlerjugend den Ort für sich in Beschlag nahm. Das „Jugendlager Bierhelderhof“ in Form eines Zeltlagers mit kleinem Schwimmbad wurde u. a. im Jahr der Olympiade 1936 auserwählter Schauplatz eines 16-tägigen „kulturpolitischen Arbeitslagers“ der Reichsjugendführung der Hitlerjugend. Ab 1942 erneuter Szenenwechsel: Nun wird das „Lager Bierhelderhof“ zunächst für russische, dann auch französische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter (es sind zeitweise über 100 Personen) zur drangvoll engen Unterkunft. Aus Sicht der Stadtverwaltung war es ideal gelegen, um Kontakte zur deutschen Bevölkerung zu vermeiden. Nach Kriegsende errichtete dort die AWO das Alex-Möller-Waldheim zur Stadtrand-erholung. Es bestand bis 1998. Heute gehört der schöne Ort dem Waldpiraten-Camp der Deutschen Kinderkrebsstiftung.

Es fällt auf, dass im Sprachgebrauch der neueren Zeit „Bierhelderhof“ gelegentlich für das gesamte Rodungsgelände genutzt wird und in solchen Fällen dem einstigen „Berhelden“ nahekommt. Den Bierhelderhof selbst aber bewirtschaftet seit 1962 in der dritten Generation – und damit länger als jeder andere Pächter – die Familie Schumacher. Eine Angus-Rinderzucht wurde aufgebaut, weitere Weide- und Anbauflächen sind andernorts hinzugekommen. Der Betrieb ist seit 1917 von ca. 27 ha auf 90 ha angewachsen. Gleichzeitig setzen die Schumachers eine Gastwirtstradition fort, die Friedrich Rottmann um 1800 in seinem hübschen Stich von der volkstümlichen Kerwe auf dem Bierhelderhof illustriert hat und die den Heidelbergern lieb ist.

Droht nun aber das Ende der alten Rodungsinsel Bierhelderhof? Die Stadt der Wissenschaften hat ihre Verpflichtungen: Die nahe im Wald gelegenen hochrenommierten Institute für Molekularbiologie und Kernphysik erweitern ihren Campus. Der Gemeinderat gab am 20. Mai 2009 den Zugriff auf einen Teil der östlichen Bierhelderhofwiese frei.

Literatur

- Frank-Uwe Betz: Das Heidelberger Lager des Kultur- und Rundfunkamtes von 1936, in HJG Jg. 9, 2004/05, S. 47–56
- Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Eine Stadtgeschichte, Heidelberg 1940, S. 111f.
- Friedrich Hermann Flayder: Vita, mors et opera maximi virorum Jani Gruteri, Tübingen 1628, S. 80f.
- Karl Heinz Frauenfeld: Der Bierhelderhof, in Wilhelm Kaltschmidt (Hg.): 1200 Jahre Rohrbach 766–1966, Heidelberg 1966, S. 65–68
- Hans-Jürgen Fuchs: Das Ende einer „Rodungsinsel“, www.derpunker.de/bierhelderhofwiese.html (04.06.2013)
- Alice Habersack: Fremdarbeiter in Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs (Buchreihe der Stadt Heidelberg Bd. XVI), Heidelberg 2013
- Konrad Kunze: dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München 2003, S. 101, 127
- Klaus Schmich: „Mons Piri“. Ein spätrömisches Heerlager beim Bierhelder Hof? In HJG Jg. 8, 2003/04, S. 139–146
- Martin Straßburger: Spuren der Belagerung Heidelbergs im Jahr 1622 und ihre archäologische Bearbeitung, in Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007, Stuttgart 2008, S. 247–250

Valerieweg ✓

Seit September 1997 kann der Valerieweg im Stadtteil Schlierbach, der 1974 offiziell eingezogen worden war, wieder begangen werden. Das alphabetische Straßenverzeichnis im früheren Adressbuch der Stadt hatte diesen Spazierweg in der Weise beschrieben, dass er von der Schlierbacher Landstraße aufwärts zum Schloss-Wolfsbrunnenweg führt und dass er nach der mehrfach hier weilenden Erzherzogin Valerie von Österreich benannt worden war.

Bei der Lektüre Heidelberger Stadtgeschichte hatte ich als „Zugereister“ häufig gelesen, dass es bei den Villen am Schloss-Wolfsbrunnenweg eine Fußgänger-Verbindung vom Neckartal zum Schlosspark geben würde. Ich hatte eine solche Verbindung nie gefunden. Der Weg am Haus Schloss-Wolfsbrunnenweg 5, der früheren Direktoren-Villa für das später abgebrannte Hotel Bellevue führte nicht ins Tal. Der Hausackerweg schied als Straße bei der Suche aus. Dass es den Valerieweg geben musste, war eindeutig, weil in der Ausgabe des Adressbuchs von 1983 Frau Dr. Gabriele Taugner als Eigentümerin des Hauses Valerieweg 2 angegeben war.

Eines Tages hatte ich Frau Taugner angeschrieben und nach ihrem Wohnweg befragt. Sie bot sofort eine Begehung der Spazierweg-Reste an und erläuterte mir, dass der Zugang zu ihrem Haus über den mittleren Übergang über die Bahnleise am Karlsruhbahnhof zu finden sei. Als ich mich mit Frau Taugner zu den verbliebenen Teilen des alten Spazierweges durchschlug, mussten zunächst umgestürzte Bäume beiseite



Beginn des Valeriewegs mit Fußgängerbrücke über die Bahnlinie (Foto: Tobias Städtler)

geschoben werden, Brombeerbüsche gekappt, verbogene Geländerteile überstiegen und jede Art von Wildnis umgangen bzw. überwunden werden. Mir wurde schnell klar, dass die Trasse des Weges noch vorhanden war, dass aber die Frage, ob dieser Weg je wieder begangen werden könnte, völlig offen war. Allerdings hatte ich vom ersten Augenblick an die Unterstützung von Frau Taugner, mich für die Wiederherstellung des Weges einzusetzen.

Um nicht völlig unbedarft an die Frage heranzugehen, ob der Weg der Bevölkerung zurückgegeben werden könnte, hatte ich den mir privat bekannten früheren Direktor der Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG, Dr. Ing. Andreas Christou, gebeten, sich die Situation anzusehen und mir seinen als Ingenieur fachlichen Rat in Richtung auf die Wiederherstellung des Weges zu erteilen. Um von dem Garteneingang des Hauses Taugner durch ein stehendes Unterholz bis zur ersten Serpentine zu gelangen, benötigten Dr. Christou und ich wohl eine Stunde. Alle Vernunft sprach gegen den Versuch der Wiedereröffnung des Weges, aber die Sandsteinpflasterung, die beim Freischneiden einer Schneise hervortrat, machte die Neugier auf die Erkenntnis des Zustandes der weiteren Teile des Weges so groß, dass in der Abwägung des Für und Wider die Entscheidung auf „Wiederherstellung“ fiel.

Dies alles hatte sich im Frühjahr 1996 ereignet. Ich verfasste einen Artikel für die Stadtteilbeilage der RNZ, aber nichts geschah. Der Gedanke an den Spazierweg war durch andere Ereignisse weit in den Hintergrund gedrängt, als in der letzten Julibeilage der Zeitung mein Artikel als ganzseitiger Bericht mit hervorragend gelungenen Fotos erschien. Prompt meldete sich die Stadtverwaltung, die darauf hinwies, dass die Wiederherstellung des Weges rund 500 000 DM kosten würde, die nicht zur Verfügung stünden. Wenn ich auf eigene Kosten den Weg wiederherstellen wollte, sei mir das gestattet.

Damit war gleichsam der „Schwarze Peter“ bei mir. Ich richtete über die RNZ einen Appell an die Öffentlichkeit, eine Initiative zu starten, um den Spazierweg wieder entstehen zu lassen. Es meldeten sich zahlreiche Personen und nahmen an der Begehung, die eher eine „Bekletterung“ war, teil. Insbesondere die letzten Meter vor dem Schloss-Wolfsbrunnenweg, die wohl immer lediglich ein Waldweg gewesen waren, wiesen keine erkennbare Trasse mehr auf. Bei einem Garten konnte man sehen, dass der Untergrund eine Plastikfolie war, die zur Befestigung kurzerhand über die Gartenmauer geworfen worden war, in einem anderen Grundstück war außerhalb der Bebauungsgrenze ein frisch betoniertes Schwimmbecken zu erkennen. Trotzdem hatte diese erste Besteigung des Hanges von Schlosspark und Straße das Resultat, dass zu einer Erkundung aufgerufen werden sollte. Dafür wurde ein Wochenende im Oktober gewählt, das sich dann als das einzige total verregnete Wochenende herausstellte. Trotz dieser Unbill waren rund fünfzig Personen erschienen, die sich in die Liste der Unterstützer eintrugen, darunter die mit mir befreundete Familie Lewerich mit sechs Kindern und Unterschriften.

Von Stund an begannen die Aufräumarbeiten von unten nach oben. Viele Menschen haben in den nächsten elf Monaten an dem Weg gearbeitet, angefangen von Nachbarn, Freunden, Bekannten, Stadträten und Studentenverbindungen. Es kristalli-

sierte sich eine „Kerntruppe“ der Valerie-Retter heraus, bestehend aus dem Rechtsanwalt Hengstler, dem Verlagskaufmann Klaus Heyer, dem früheren Gemeindearbeiter Gerhard Hornung und dem emeritierten Professor Dr. Klaus Goerttler. Wochenende um Wochenende, manchmal auch an Werktagen wurde nach dem Maßstab der Notwendigkeit an der Freilegung des Weges gearbeitet. Der Verein Alt-Heidelberg gab eine beträchtliche Summe für die Anschaffung von Gerät wie Schubkarren und Spaten, der Rotary-Club Alte Brücke übernahm die Finanzierung der Reparatur des Eisengeländers.

Inzwischen hatte ich gehört, dass die Markgräfin Valerie von Baden die Enkeltochter der Namensgeberin ist. Ich fragte in Schloss Salem an, ob der Markgraf mit seiner Frau zur Eröffnung des Weges am „Tag des Offenen Denkmals“ nach Heidelberg kommen würde. Es stellte sich heraus, dass die markgräfliche Familie genaue Kenntnis von dem Heidelberger Spazierweg hatte und mitteilen konnte, dass die Erzherzogin in Deutschland allein in der Stadt am Neckar Namensgeberin eines Spazierwegs ist. Die Teilnahme an der Eröffnung wurde zugesagt. Wieder war es der Verein Alt-Heidelberg, der für einen Umtrunk für die Teilnehmer an der Wiedereröffnung sorgte. Die Oberbürgermeisterin Beate Weber, die anwesend war, konnte berichten, dass ihr Großvater österreichischer Beamter gewesen war. So haben private Kontakte und öffentliche Bekundungen dazu geführt, dass eine Promenade von der Landschaftsqualität des Philosophenweges für die Öffentlichkeit zurückgewonnen werden konnte.



Die Villa Bosch. Ein Haus des Wissens und der Wissenschaft ✓

Sie gilt als eines der schönsten Gebäude Heidelbergs: Die Villa Bosch am Schloss-Wolfsbrunnen-Weg. Hier und in ihrer näheren Umgebung befinden sich heute eine große wissenschaftsfördernde Stiftung, ein Technikmuseum, ein Tagungszentrum sowie zwei Forschungsinstitute. Wissenschaft, Wissenschaftsförderung und Wissensvermittlung haben in diesem Haus indes seit mehr als 90 Jahren Tradition.

Im Jahre 1921 ließ die BASF für ihren Vorstandsvorsitzenden Carl Bosch (1874–1940) ein repräsentatives Landhaus mit Nebengebäuden, einer weitläufigen Gartenanlage und einem Garagenhaus errichten. Der Name des entwerfenden Architekten ist nicht bekannt, er gehörte zur Bauabteilung der BASF Ludwigshafen. Die Villa wurde in Schlierbach an einem Hang hoch über dem Neckar erbaut, direkt gegenüber dem Kloster Stift Neuburg. Der promovierte Chemiker Carl Bosch war zu diesem Zeitpunkt einer der großen Wirtschaftsführer Deutschlands. Der in Köln geborene Neffe des Zündkerzenerfinders Robert Bosch hatte seine Karriere 1909 als Ingenieur bei der BASF begonnen, zehn Jahre später wurde er Vorstandsvorsitzender. Ab 1925 wirkte er auch als Vorstand der IG Farben, in der sich die großen deutschen Chemiekonzerne zusammengeschlossen hatten. Die Vorstandssitzungen fanden im Kaminzimmer der Villa Bosch statt. In der Beletage wohnte die Familie Bosch.



Die Villa Bosch vom Garten aus gesehen. Die für Carl Bosch in den 1920er Jahren erbaute Gebäude ist heute Sitz der Klaus Tschira Stiftung. (Foto: Bildarchiv Klaus Tschira Stiftung)

Carl Bosch war auch als Wissenschaftler berühmt. Er entwickelte die Stickstoffsynthese im industriellen Maßstab, das die Produktion von Kunstdünger ermöglichte. Dafür erhielt er 1931 den Nobelpreis für Chemie. Der leidenschaftliche Naturforscher kaufte für seine Kristall- und Insektensammlungen ein eigenes Haus. Als Hobby-Astronom ließ Bosch auf dem Gelände eine Sternwarte errichten. Sein wissenschaftliches Engagement wurde 1937 mit dem Vorsitz der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute Max-Planck-Gesellschaft) gewürdigt. In Heidelberg galt Carl Bosch als großzügiger Mäzen und war maßgeblich am Aufbau des Heidelberger Zoos beteiligt. Zwiespältig war Boschs Rolle im Verhältnis zu den Nazis. Persönlich verabscheute er Hitler und versuchte Juden in seinem Umfeld zu schützen. Als IG-Farben-Vorstand stellte er die chemische Industrie in den Dienst der braunen Machthaber, bis er 1935 von seinem Posten zurücktrat. Nach Boschs Tod 1940 lebte die Familie weiter in der Villa, bis die US-Army Heidelberg einnahm. Die Villa Bosch wurde beschlagnahmt und diente als Unterkunft für hochrangige Militärs. General Dwight D. Eisenhower soll hier gewohnt haben – eine nicht vollständig belegte, aber schöne Legende. Nach dem Abzug der Amerikaner bezog die Heidelberger Firma Eltro das Gebäude als Verwaltungssitz.

1967 kaufte der Süddeutsche Rundfunk die Villa Bosch und richtete hier sein „Studio Heidelberg“ ein. 1969 errichtete der SDR dort einen versteckt gelegenen Betonbau mit Hörfunkstudios und Regieräumen. Hier wurden Hörspiele und Schulfunksendungen produziert, und der Lokalsender Kurpfalzradio ging auf Sendung. Hier hatte aber auch die SDR-Wissenschaftsredaktion ihren Sitz, ganz in der Nähe der zahlreichen Heidelberger Forschungseinrichtungen. Vor allem die Sendung „Ruf Heidelberg 27167 – die Wissenschaftsredaktion antwortet“ war bei den Hörern sehr beliebt. Mit dem Bau des SDR-Studios in Mannheim Anfang der 90er Jahre waren die Tage der Heidelberger Einrichtung gezählt, die Wissenschaftsredaktion musste nach Baden-Baden umziehen, und die Villa Bosch stand zum Verkauf.

Zur gleichen Zeit suchte SAP-Mitgründer Klaus Tschira einen Sitz für seine wissenschaftsfördernde Stiftung, die er ins Leben rufen wollte. Die Villa Bosch eignete sich dafür hervorragend: Ein Haus, das einst einem Nobelpreisträger als Wohnsitz gedient hatte und in dem eine Wissenschaftsredaktion angesiedelt war. Tschira erwarb das Anwesen Ende 1994, das inzwischen denkmalgeschützt war, und ließ es aufwändig renovieren.

Im Juli 1997 wurde die Villa Bosch wieder eröffnet. Hier residierten nun die Klaus Tschira Stiftung und das neu gegründete Forschungsinstitut European Media Laboratory (EML).

Für das Garagenhaus hatte Gerda Tschira, die Gattin des Stifters, eine besondere Idee: Es sollte an Leben und Werk Carl Boschs erinnern. Sie verwirklichte diese Idee mit der Eröffnung des Carl Bosch Museums im Mai 1998. In der Dauerausstellung sind seither die wichtigsten Stationen seines Lebens dokumentiert, durch Videos, Tonaufnahmen und Exponate wie ein chemisches Labor um 1900.

Das ehemalige Hörfunkstudio wurde zu einem Tagungszentrum umgebaut und Ende 2000 in Betrieb genommen. Es verfügt über zwei Auditorien und einen lichtdurchfluteten Empfangs- und Aufenthaltsbereich. Ein 13 m hoher Glaszylinder erschloss das Gebäude hin zur Straße. An die frühere Nutzung soll der Name erinnern: Studio Villa Bosch.

Das Forschungsinstitut war inzwischen so stark gewachsen, dass der Platz in der Villa Bosch längst nicht mehr ausreichte. Die Forscher zogen in das benachbarte Haus, auf dem einst die Sternwarte gestanden hatte. Ihre enge Bindung an Heidelberg demonstrierten die Wissenschaftler unter anderem durch eine digitale Rekonstruktion des „Hortus Palatinus“. 2003 wurden aus dem EML zwei Institute: Eine Grundlagenforschungseinrichtung, aus der später das Heidelberger Institut für Theoretische Studien (HITS) entstand, und ein Forschungsunternehmen, das weiter den Namen EML führte.

Die Raumnot hatte ein Ende, als die Stiftung 2008 das benachbarte Gelände der „Villa Reiner“ erwarb. Das dortige Schulungsgebäude wurde umgebaut und ist seit 2010 Sitz des HITS. Die Forschungsgebiete reichen von der Astrophysik bis zur Zellbiologie – mit mathematischen Methoden und Computersimulationen. Das EML zog in die denkmalgeschützte, renovierte Villa Reiner.

Heute arbeiten, dank Klaus Tschira und seiner Stiftung, in und um die Villa Bosch herum mehr als 150 Menschen. Sie genießen nicht nur das herrliche Ambiente, das die „Süddeutsche Zeitung“ schon 2002 zu den zehn schönsten Orten der Forschung zählte. Sie sehen sich auch einer Tradition verpflichtet, die sich der Wissenschaft sowie der Vermittlung und Weitergabe von Wissen verschrieben hat.

Literatur

Norbert Giovannini: Die Klaus-Tschira-Stiftung, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 13, 2009, S. 183–186

Lebenserinnerungen einer 463 Jahre alten Dame

Im Jahre 1550 habe ich das Licht der Welt erblickt. Mein Vater Friedrich II. (1482–1556), der den Gläsernen Saalbau auf dem Schloss erbauen ließ, taufte mich auf den Namen „Wolfsbrunnen“ und schenkte mir zur Taufe einen schönen Brunnen, der mich seit meiner Kindheit mit seinem Plätschern bis zum Jahre 2008 begleitete. Etwas weiter oben im Tal ließ er einen Lustgarten zum Spaziergehen und ungestörten Aufenthalt mit einem Teich anlegen. Auch zwei Teiche im Tal, die die Harmonie um mich herum vervollständigten, bekam ich geschenkt.

Acht Kurfürsten zeigten mir nacheinander in langen Regierungszeiten ihre Reverenz. Wie oft kamen sie in kleinem Kreis hier her, um sich von den Amtsgeschäften im Schloss zu erholen oder nach der Jagd zu feiern. Es war eine Auszeichnung für jene, die den Kurfürsten und seine Familie zum Wolfsbrunnen begleiten durften! Carl Theodor (1724–1799), der um 1750 mit seinem Prunkjagdwagen vorgefahren war, war eher eine Ausnahme. In einer kleinen Gruppe ritt man diskret zum Wolfsbrunnen. Die Damen folgten meist zu Fuß, auf Pferden oder in Kutschen. Sitzmöbel, Speisen und Getränke wurden im Hauserdgeschoss (Magazin und Keller) aufbewahrt und standen jeder-



Wolfsbrunnen, 1933 (Foto: Familienbesitz)



Mein Sommerkleid von 1822
(Zeichnung: Folkwin Vogelsang)

zeit zur Verfügung. Im Winter war der 1. Stock mit elf Fenstern der kurfürstliche Speisesaal. Am Hof registrierte man genau, wer die Ehre hatte, im kleinsten Kreis dabei zu sein, wer sie verlor und wem sie oft gewährt wurde. So war der Wolfsbrunnen nicht nur eine sehr private Erholungsstätte, sondern auch ein politisches Instrument der Gunstbezeugung und des Vertrauens. Durfte man den Landesherrn nicht mehr zum Wolfsbrunnen begleiten, so war das ein Zeichen des Entzugs der fürstlichen Zuneigung. Viele Staatsbesucher waren Gäste am Wolfsbrunnen. Königliche

Hoheiten zeigten sich entzückt. Ein Kaiser aus Wien, ein König aus Preußen und der russische Zar machten mir ihre Aufwartung im Jahre 1815 (siehe Artikel Christmut Präger: Der Russenstein). Auch schwedische Hoheiten besuchten mich.

1613 hoffte ich auf ein neues Kleid, was mir die jung verheiratete Elisabeth aus England versprach. Vielleicht hatten Salomon de Caus und Matthäus Merian schon fertige Pläne? Leider zog Elisabeth mit ihrem Gatten nach Prag und später ins Exil. Ihre Enkelin, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, unglücklich mit dem Bruder des französischen Königs verheiratet, war mit mir besonders vertraut und schrieb wehmütig aus Versailles „wie ich täglich zum Wolfsbrunnen geloffen bin“. Auch Kaiserin Elisabeth von Österreich mit ihrer Tochter Valerie zeigten mir später mit häufigen Besuchen ihre Zuneigung.

Die Dichter waren von mir fasziniert: Martin Opitz rühmte 1620 im ersten Sonett in deutscher Sprache in einem einzigen Satz meine Schönheit. August Heinrich Julius Lafontaine machte mich 1795 zum Kernort seines Bestsellers „Clara du Plessis und Clairant“. Fortan wollten alle Besucher Heidelbergs diesen besonderen Ort kennenlernen: Gotthold Ephraim Lessing, Johann Wolfgang v. Goethe, Ludwig Tieck, August v. Kotzebue, Joseph Freiherr v. Eichendorff, Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Joseph Görres, Nicolaus Lenau, Gottfried Keller, Friedrich Hebbel, Victor v. Scheffel, Mark Twain, in unserer Zeit Carl Zuckmayer, Octavio Paz, Hilde Domin. Vor allem die Romantiker liebten diesen Ort.

Auch die Bildenden Künste verewigten meine Schönheit: Matthäus Merian, Wenzel Hollar, Philipp Hieronymus Brinckmann, Theodorus Gottfried Thumm, Karl Rottmann, Carl und Daniel Fohr, Philipp Köster, Karl von Graimberg, Joseph Anton Koch waren am Wolfsbrunnen. Es gibt unzählige Beschreibungen, Tagebucheinträge, Skizzen, Aquarelle, Gemälde, Stiche von mir.

Auch die Musiker des 19. Jahrhunderts waren am Wolfsbrunnen: Robert Schumann, Johannes Brahms mit Clara Schumann, Carl Maria von Weber, Richard Wagner mit Gattin Cosima, Alexander Borodin, Alexander Skrjabin, auch sie konnten sich meinem Zauber nicht entziehen.

Inzwischen hatten auch die Heidelberger Bürger, Professoren und Studenten mich entdeckt und trugen meinen Namen in die Welt hinaus. Dass man mich später manchmal mit der Molkenkur und der Heiligenberg-Schenke auf eine touristische und gastronomische Ebene stellte, ist unter meiner Würde. Ich stehe auf festen Füßen: Ich habe steinerne Muskeln von 65 bis 85 cm Dicke, mein Körper ist gesund, ein mir 1925 entzogener „Bauch“ fasste bis zu 10 Fässer Wein. Das Deckengebälk in meinem Festsaal ist noch immer intakt. Mit wohlriechenden Düften des Waldrands habe ich mich umgeben. Die „Forelle blau“ war eine Spezialität meiner Bewirtung. Nur mein Kleid von 1822, das oft geflickt wurde, braucht jetzt ein Stahlkorsett. Dass man mir meinen Pyramidenhut genommen hat, trage ich mit Fassung.

Ja, 1870 hat auch mich die Stadt Heidelberg von der Badischen Domänenverwaltung des Wassers wegen gekauft, und ist damit eine Verpflichtung gegenüber den nachfolgenden Generationen eingegangen. Ich habe all die Jahre, über 5 500 Monate, meine Gäste verwöhnt, kein kaiserlicher, schwedischer, französischer oder amerikanischer Soldat hat mir je ein Leid zugefügt. Unzählige schöne Stunden für Alt und Jung, Reich und Arm fanden hier statt. Es gab Gastmahle, Feste, Gelage, Gespräche, Theater (Fraenger, Zuckmayer, Bellmann), Verliebte, Verlobte, Paare, Familien, Freunde trafen sich hier. Unzählige Jubiläen, Hochzeiten, Geburtstage und Leichenbegängnisse wurden hier gefeiert.

1986 hat man mir noch einmal eine große öffentliche Zuneigung gezeigt. Mein Festsaal wurde restauriert. Danach hat man mir nur die kalte Schulter gezeigt. 2005 hat sich wieder ein Freundeskreis gebildet, der sich vor allem um das Tal kümmert.

2008 hat man mich als Gastgeberin vergessen und verlassen. Kein Wasser sprudelt mehr aus dem Brunnen. Einer der schönen Wolfsköpfe wurde gestohlen, ebenso ein steinerner Tisch und eine Steinsäule.

Mein junger Freund, der Bronzewolf im Teich, schaut verzweifelt auf sein Spiegelbild im Wasser. Die Bogensegmente unter meinen Rüschen sind nicht mehr vorhanden. Ich fühlte mich verlassen, auch von der Denkmalpflege.

Nun hat sich endlich, neben dem Freundeskreis, eine Familie gefunden, die mich sozusagen adoptiert hat. Sie wird mich neu ausstatten und zu neuem Leben erwecken. Auch die Stadtverwaltung hat einen großen Betrag zur Verfügung gestellt, um mich zu erhalten. Viele Spender haben dazu beigetragen, dass mein äußeres Kleid im Jahr 2013 rundum erneuert wurde. Ich freue mich, dass man meinen alten Kachelofen von 1550 gefunden hat, inklusive meiner alten grauen Becher, Topfdeckel, Henkelkrüge, Töpfe und mein einziges Keramiksieb aus der Küche. Teil eines Römerglases, das ist sensationell. Nun freue ich mich auf die kommenden Jahre! Ich verspreche meinen Freundinnen und Freunden: So werde ich auch in Zukunft vielen Menschen hier eine Freude bereiten!

Ihre alte, Ihnen wohlgesinnte Dame Wolfsbrunnen

Die „Schlierbacher Landstraße“ – Vom Leinpfad zur überregionalen Verkehrsader ✓

Die „Schlierbacher Landstraße“ folgt den Windungen des Flusses im „Unteren Neckartal“ auf einer Länge von etwa sechs Kilometern von der Stadtteilgrenze bei Schlierbach zur Altstadt von Heidelberg am „Karlstor“ im Westen bis zur Stadtgrenze von Neckargemünd am „Kümmelbach“ im Osten. Der durch die Topographie des Gebirgsdurchbruchs in Siedlungsteile getrennte Ort Schlierbach schmiegt sich an die Nordhänge des „Königstuhls“ an, wo Täler und sanftere Berghänge dies zulassen. Wo steile Gebirgshänge an den Fluss herantreten, wurde über die Jahrhunderte erst der Platz für die Straße und die seit 1862 bergseitig entlang führende Bahnlinie geschaffen. Die Siedlungsteile „Hausacker“, „Alt-Schlierbach“ und „Aue“ sind durch die zum Neckar vorspringenden Bergnasen „Ölberg“ und „Aukopf“ getrennt. Über die spät besiedelte Geländedelle des „Hausacker“ führt bergauf ein Weganschluss zur Bergschulter zwischen dem „Jettenbühl“ und dem Quellbereich des Baches „Schlierbach“. Dort liegt der sagenumwobene „Wolfsbrunnens“. Zu diesem führen von der Mündung der Rombach und der Schlierbach Wege bergaufwärts. Oberhalb des „Wolfsbrunnens“ setzt sich der Weg über die Bergschulter fast eben über den „Auweg“ nach Osten fort.

Seit etwa 1930 erfolgt der Anschluss aus der Rheinebene in das Neckartal über die neckarseitige Umgehung der Altstadt. Mit der Neckarkanalisierung (etwa 1930) war als letzter Abschnitt die Uferstraße „Am Hackteufel“ neckarseitig der „Herrenmühle“ angelegt worden. Der ursprüngliche Zubringer war die Hauptstraße der Stadt.



Das Neckartal mit Stift Neuburg bei Heidelberg (aus: Kurpfälzisches Skizzenbuch. Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung; Inv. Nr. C 107)

Der Nachbarort Ziegelhausen auf der Nordseite des Flusses ist über die seit 1910 bestehende Brücke zwischen der „Aue“ und dem früheren Ortszentrum von Ziegelhausen an die „Schlierbacher Landstraße“ angeschlossen. Neckarseitig besteht an der Landstraße heute keine Bebauung mehr. Die vielbefahrene überörtliche Verkehrsader ist der innerörtlich Zubringer für die Ortsteile von Schlierbach. Die Landstraße ist Teilstück der im Neckartal verlaufenden Bundesstraße 37 von Heidelberg über Neckargemünd nach Eberbach. In Neckargemünd queren an der Mündung der Elsenz die B37 und die von Eberbach kommende B45 aus Erbach den Neckar. Die B45 führt nach Süden in den Kraichgau u.a. nach Sinsheim.

Der Bahndamm hat 1862 die hangseitigen Grundstücke von den Wohn- und Geschäftsgebäuden an der Landstraße abgeschnitten. Schlierbach hatte sich zuvor teilweise zu einem Straßendorf entwickelt. Das historische Ortszentrum an der Mündung des „Schlierbach“ wurde „verstümmelt“, als Platz zerstört. Der Platz war umgeben von dem Gasthaus „Schwarzes Schiff“, dem Gasthaus „Krone“ (später Gaststätte und Pension „Jägerhaus“) und der „vierten Mühle“. Die alte Landstraße führte zwischen „Schwarzem Schiff“ und „Krone“ etwas bergan. Sie umging die Anlagestelle für Schiffe und Flöße, und den Holz-Lagerplatz der „Lauer“. An der Straße wurde 1892 neckarseitig die Gemeinschaftsschule errichtet. In der vierten Mühle am Schlierbach, der „Gieser'schen Mühle“, entstand um 1900 die „Schuhfabrik Wilz“, die bis 1979 bestand. Im Jahre 1934 gab sie 90 Beschäftigten und ihren Angehörigen „Arbeit und Brot“. Durch den 1935 erfolgten begradigenden „Durchstich“ der Straße unterhalb der Schule wurde das erst 1912 östlich neben dem „Schwarzen Schiff“ erbaute frühe Filmstudio „Das Glashaus am Neckar“ abgerissen. Solange der Verkehr noch „ruhiger floss“ förderte die Straße das Erwerbsleben. Durchfahrende gönnten sich eine Pause in den Gasthäusern und Dauergäste suchten die Pensionen des Erholungsortes auf. Die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg änderte dies. Heute gibt es an der weiter ausgebauten Straße weder eine Gaststätte noch eine Pension. Schlierbach wurde durch die ab etwa 1900 einsetzende Bebauung der Berghänge und der Fluren der Aue zur begehrten „Wohn- und Schlafgemeinde“.

Goethe erlebte etwa 50 Jahre nach dem Ausbau zur zweispurig befahrbaren Poststraße (1748) auf seiner Reise in die Schweiz (1797) die Straße und Landschaft des Neckardurchbruchs noch in ihrer naturgeschaffenen „Lieblichkeit“. Die Maler der Romantik haben sie für uns festgehalten. Goethe berichtet: „Aus Heidelberg um sechs Uhr, an einem kühlen und heiteren Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nussbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmutig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Über dem Wasser, am Ende der Weinberghöhe, die von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Täler an, man fährt durch Schlierbach. Über dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, diesseits am linken Ufer Frucht und Weinbau.“ Goethe beschreibt treffend die Topographie und die damalige Bebauung vom „Hausacker“ bis zur „Orthopädischen Klinik“. Seitdem erfolgte schrittweise die Verschiebung der Straße zum Neckar hin. Erhöhen und Begradigen des Straßenkörpers haben den Verkehrsweg dem Bedarf grö-

Berer und schnellerer Fahrzeuge angepasst. Zuletzt wurde Aushubmaterial bei der Kanalisierung des Neckars angeschüttet. Die dem Karlstorbahnhof und dem Neckar nahen Häuser am Hausacker und das „idyllische“ Flussufer fielen der neuen Verkehrsführung zum Opfer.

Der Weg aus der mittelalterlichen Stadt in das Neckartal führte um 1600 vom Marktplatz durch das „Oberthor“ – in der etwa um 1200 errichteten Stadtbefestigung – und das später errichtete vorgelagerte „Neckargemünder Thor“, das im Befestigungsplan von 1622 eingezeichnet ist. Die um 1590 entstandene Skizze des Wegs und der Felsabhänge am westlichen „Ölberg“ zeigt die Problematik der Befahrbarkeit dieser damaligen Straße. Die Skizze kann aus einem „Guckkasten“ am Hausacker zur Überwachung des Schiffsverkehrs an dieser gefährlichen Passage mit dem „Steingerümpel“ im Neckar zwischen den Felsabhängen von „Teufelskanzeln“ und „Russenstein“ gezeichnet worden sein. In der Skizze erkennt man das frühe „Stift Neuburg“ und die „Stiftsmühle“. Das Gebäude am Ufer in Schlierbach dürfte das „Forellenhäus“ darstellen. Die burgähnliche Anlage mit Turm am Neckar ist uns als Foto von einem Stich erhalten. Dieser ist der Friedrich IV. zugeschriebenen Originalzeichnung nachempfunden. Das „Forellenhäus“ dürfte sowohl die Funktion eines Versorgungszentrums für die Schlossbewohner, als auch die einer Wegsperre gehabt haben. Matthaeus Merian zeichnet etwa 1620 im Blick von Osten auf dem ebenen Weg vor der Engstelle als Verkehrsteilnehmer Fußgänger und einen pferdegezogenen einachsigen Karren ein. Auf dem Fluss sind ein Neckarschiff, ein „Humpler“ und Fischerboote abgebildet. Etwa seit dem Jahr 1775 führte die Straße an der Stadtteilgrenze von Schlierbach durch das „Karlstor“. Es war zu Ehren von Kurfürst Carl Theodor errichtet worden. Im Volksmund wurde es „Heidelberger Torheit“ genannt.

Vor etwa 1400 dürften entlang des Flusses am nordseitigen und südseitigen Ufer nur Leinpfade bestanden haben. Mit der Stiftung der Kapelle des „Gutleuthofs“ (1430) in der Aue wird ein neckarseitiger Weg angenommen. Er ist ab 1500 durch die „Romwegkarte“ von Erhard Etzlaub belegt. Die Engstelle des „Ölbergs“ wird jedoch damals noch über die Bergschulter umgangen worden sein. Die damaligen Straßennutzer waren noch vorwiegend Fußgänger, Reiter und Lasttiere. Noch früher – im frühen Mittelalter – dürften aus der Rheinebene in den Kraichgau die kürzeren Wege über den Königstuhl genutzt worden sein. Vom Weiler am „Klingenteich“ im Taltrichter aus führte der „Plättelweg“ auf die „Plättelhöhe“ an der Westkuppe und der „Hoh Weeg“ nahe dem „Hohlen Kästenbaum“ an der Ostkuppe zum „Linsenteicheck“ am „Kümmelbach“. Der „Hoh Weeg“ setzt die „Hohen Straße“ von Ladenburg nach Heidelberg fort. Zukünftige Vermessungen am Königstuhl mit der neuen LIDAR-Technik dürften die Wegverläufe wie am Heiligenberg aufzeigen. Zur Zeit der keltischen Besiedlung scheint der Verkehr im Unteren Neckartal vorzugsweise ein Nord-Süd-Verkehr gewesen zu sein. Über den Sporn des heutigen „Klosters Neuburg“ zum Tal des Schlierbachs führte eine Neckarüberquerung. An dieser wird der frühe Weiler „Schlierbach“ entstanden sein. Eine „Neuburg“ kann zusammen mit einer um das Jahr 1080 erwähnten „Slierburg“ die Funktion einer Talsperre wahrgenommen haben. Schlierbach ist im Jahr 1245 erstmals urkundlich erwähnt. Die Herrschaft der Wormser Bischöfe als Gaugrafen seit 988,

der Verlegung des „Stuhls der Pfalzgrafschaft“ in die obere Burg auf dem „Kleinen Gaisberg“ vor 1200 und der Beginn der Wittelsbacher Herrschaft (1214) gab dem Unteren Neckartal einen Entwicklungsschub. Mit der Errichtung der „Unteren Burg“ hatte die Gemarkung von Schlierbach eine Sicherungsfunktion für die „Residenz Heidelberg“. Die Bewohner waren zunächst pfalzgräfliche (dann kurpfälzische) Untertanen. Im Jahr 1600 wurde Schlierbach dem IV. Quartier der Stadt Heidelberg angegliedert, die Bürger erstmals gemeinsam gezählt. Die Bürger und der „Anwaltschultheiß“ bewahrten auch danach noch ein direktes Verhältnis „zum Hof“.

Literatur

- Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg, Heidelberg 1940 (Anm.: mit Karten)
- Hanns Hubach (Hg): Kurpfälzisches Skizzenbuch, Heidelberg 1996
- Hans-Martin Mumm: Am jähren Steig – Altstraßen und Hohlwege im Stadtwald, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2004/2005, Heidelberg 2004
- Arnold Scheuerbrand: Heidelbergs Aufstieg und Niedergang in kurpfälzischer Zeit, S. 49–52, in: Elmar Mittler (Hg.), Heidelberg – Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996
- Arnold Schwaier: Führte die „Hohe Straße“ durch das frühe Heidelberg über den Höhenrücken des Königstuhls? In: Der Odenwald – Zeitschrift des Breuberg-Bundes, Groß-Bieberau (Heft 2) 2003
- Arnold Schwaier: Heidelberg-Schlierbach – Ersterwähnung schon vor dem Jahre 1245? In: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2003/04, Heidelberg 2003



Das Luisenheim in Ziegelhausen ✓

Die wechselvolle Geschichte eines Hauses

An herausragender Stelle im alten Ziegelhäuser Ortskern steht ein ansehnliches Haus im barocken Baustil. Wenn man sich zwischen den beiden alten Kirchen aufhält, sieht man es von der einen Seite, vom „Kucheblech“ aus von der anderen. Die älteren Ziegelhäuser erinnern sich, dass es vor ein paar Jahrzehnten noch das evangelische Schwesternheim und den Kindergarten beherbergt hat und den Namen Luisenheim trug. Bis in die siebziger Jahre hatte es die Adresse Oberer Neckarweg 2, seitdem Brahmsstraße 2. Als eines von sehr wenigen Bürgerhäusern in Ziegelhausen ist es mit profilierten Fenstergewänden, aus rotem Buntsandstein, ausgestattet. Über dem Eingang ist eine Nische aus hellem Sandstein angebracht, in der sicher einmal eine Figur stand. Da mag man sich nach der Geschichte des Hauses fragen.

Zum ersten Mal hören wir 1584 von diesem Haus. Damals war es im Besitz von Michael Pftzsch. Die älteste Wirtschaft von Ziegelhausen war das heute noch an der Aufschrift gut erkennbare „Gasthaus zum Goldenen Ochsen“ am Neckar bei der alten evangelischen Kirche, heute Seniorenzentrum. Unmittelbar daneben, eben im Haus des Luisenheims, wurde das zweitälteste Gasthaus im Ort, das Gasthaus „Zur Pfalz“, gegründet. Zunächst wurde es als Straußwirtschaft betrieben. Im Jahre 1671 erhielt der kurfürstliche Pulvermüller Georg Adam Keßler, der die Untere Pulvermühle am heutigen Mühlweg betrieb, gegen Zahlung von 45 Gulden die Schildgerechtigkeit „Zur Pfalz“.



Luisenheim, Vorderseite an der Brahmsstraße (Foto: Tobias Städtler)



Luisenheim, Gartenseite am „Kucheblech“ (Foto: Tobias Städtler)

Zweimal spielte das Luisenheim eine Rolle in der Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Ziegelhausens. Nach Einführung der Reformation in der Kurpfalz im Jahre 1556 durften die Reformierten ihre Gottesdienste in der Kirche Stift Neuburgs abhalten. Der Pfarrer wohnte im Pfarrhaus südöstlich neben der Kirche, von dem heute noch Reste mit einem gotischen Maßwerk-Fenster und einer spitzbogigen Tür zu sehen sind. Ende des 17. Jahrhunderts wollten die Katholiken die Stiftskirche für sich gewinnen. Sie versuchten, ein Verbot für die Reformierten zu bewirken und vertrieben diese schließlich 1697 mit Gewalt und mithilfe der damals im Pfälzischen Erbfolgekrieg auf Stift Neuburg postierten französischen Soldaten.

Nach der Vertreibung pachteten die Reformierten 1699 von der Witwe Elise Reupel (auch „Reibel“ geschrieben) das Gasthaus „Zur Pfalz“. Der mit ihr geschlossene Vertrag sicherte ihnen zu, die mittlere, große Stube zum Gottesdienst ungehindert nutzen zu dürfen. Der Pfarrer wohnte ebenfalls im Haus. 1707 wollte die Kirchengemeinde das Haus zu einer richtigen Kirche umbauen. Inzwischen hatte aber der Wirt „Zum Schwanen“, Johann Martin Werner, das Haus hinter dem Rücken der Kirchengemeinde gekauft. Einen Unterstützer fand er im Schultheiß, dessen Tochter mit dem Sohn Werners verheiratet war. Statt des „Schwanen“ wollte Werner nun die seit einigen Jahren geschlossene „Pfalz“ betreiben. Das Gebäude war in einem wesentlich besseren Zustand als die beiden maroden und durch Hochwasser beschädigten Häuser des „Schwanen“. Die überließ man gerne den Reformierten. Anstelle des „Schwanen“ steht heute das ehemalige evangelische Pfarrhaus, inzwischen Textilmuseum.

Eine Jahreszahl über dem Eingang „Zur Pfalz“ verrät, dass das Haus im Jahre 1711 zu seiner jetzigen Form umgebaut wurde. Die Wirtschaft bestand bis gegen 1800. 1854 wurde die Schildgerechtigkeit „Zur Pfalz“ auf das Gasthaus „Rose“ übertragen und 1874 auf das ihm gegenüberliegende Haus, heute Kleingemünder Straße 1, wo sie bis 1950 betrieben wurde.

Viele Jahrzehnte bewohnte die Försterfamilie Bronn das Gasthaus „Zur Pfalz“. Valentin Georg Bronn 1731 geboren, kam von Bellheim bei Germersheim nach Ziegelhausen. Er ist der erste Vertreter der Försterfamilie Bronn, die, nicht nur wegen einer nach ihr benannten Straße, bis heute nicht vergessen ist. Er war dem Förster der Ziegelhäuser Wälder, Georg Ernst Schubert, zur Seite gestellt und übernahm 1771 die Leitung der Försterei. 1780 wurde er Schultheiß der Gemeinde Ziegelhausen und blieb es bis 1790. Er wohnte im Schultheißenhaus neben der katholischen Laurentiuskirche, in dem später, 1875, Johannes Brahms einen Sommer verbrachte und das 1925 abgerissen wurde. Der Name suggeriert, es sei die Dienstwohnung des Schultheißen gewesen. Aber das Haus hieß nur im Volksmund Schultheißenhaus, da bereits ein früherer Bewohner, von 1750 bis 1756, Schultheiß war. Dass nun ein weiterer Bewohner Schultheiß wurde, ist reiner Zufall. Noch lange nach seinem Tod soll Valentin Bronn nachts mit Ketten rasselnd im Haus umhergegangen sein, weil er seine Frau misshandelt haben soll.

Valentin Bronn war mit der Tochter des Försters Schubert verheiratet und zog schließlich in dessen Wohnhaus, das Gasthaus „Zur Pfalz“ um. Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor. Er ritt gern mit seinem Schimmel auf den damals üblichen steilen Wegen im Wald unmittelbar auf die Höhe, wo er der Sage nach heute noch herumreiten soll. Die Namen „Schimmelsteig“ und „Schimmel“ im Ziegelhäuser Wald erinnern an ihn.

Der 1762 geborene Sohn, Georg Ernst Bronn, war als Nachfolger seines Vaters bis zu seinem Tod 1820 Förster von Ziegelhausen. Er kaufte einige vor allem westlich an sein Wohnhaus angrenzende Grundstücke dazu und befestigte das große Anwesen zum Neckar hin mit einer Mauer. Er legte einen Englischen Garten mit Bäumen und gewundenen Wegen an, wie er zu jener Zeit beliebt war. Es gab auch einen Gemüse-, Obst- und einen Ziergarten mit einem Gartenhäuschen und Zierbrunnen. Zum Anwesen gehörte außerdem das damalige Gasthaus „Zum Hirsch“, eine Scheuer und Stallungen. Auf alten Zeichnungen und Fotografien ist der Garten vom Neckar her noch zu sehen.

Wie sein Vater hatte auch Georg Bronn sieben Kinder. Sein 1796 geborener Sohn Valentin erwies auf dem Gymnasium Begabung, großen Fleiß und naturwissenschaftliches Interesse. Indem er seinem Vater bei der Verwaltung des um den Schönauer Wald vergrößerten Forstbetriebes half, konnte er erste Erfahrungen sammeln. Er wurde Forstwissenschaftler, wirkte als außerplanmäßiger Professor im damals niederländischen Lüttich und setzte sich für die Aufforstung der unwirtlichen Ardennen ein. Darüber verfasste er Schriften und unternahm Versuchspflanzungen mit verschiedenen Nadelbäumen. Am neuen polytechnischen Institut in Karlsruhe konnte er 1832 eine Forstschule eröffnen. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er zum Forstrat ernannt. Aber krankheitsbedingt blieben ihm nicht mehr viele Monate, bis er in der Karwoche 1834 bei einem Erholungsaufenthalt in Ziegelhausen in seinem Geburtshaus starb.

Auch sein 1800 geborener Bruder Heinrich Georg war ein bedeutender Wissenschaftler. Er war der erste Professor für Zoologie als eigenständiges Fach an der Universität Heidelberg und der erste Übersetzer von Charles Darwins Hauptwerk. Er machte sich vor allem in der Paläontologie und der Systematik der Tierarten verdient.

Im Jahre 1865 übernahm Philipp Victor Pauli (1836–1920), ein Chemiker aus Oggersheim, eine inzwischen im Haus bestehende Salpeterfabrik. Pauli baute 1871 eine Chemische Fabrik in Rheinau bei Mannheim auf und später war er Vorstandsmitglied bei den Farbwerken Höchst bei Frankfurt. Er war mit dem Chemiker Carl Schorlemmer, mit Friedrich Engels und Karl Marx befreundet. Nach dem nachfolgenden Inhaber hieß die Fabrik in Ziegelhausen Chemische Fabrik „Dr. Carl Pape & Co.“. In der Chemiker-Zeitung warb sie 1888 in Anzeigen für bestimmte Chemikalien und für das „Mahlen von Chemikalien und Drogen in beliebiger Feinheit“, mit Garantie für Reinheit und zu billigsten Preisen. Um 1893 hören wir noch von der Fabrik.

Das Haus gehörte danach dem evangelischen Frauenverein, von dem es die evangelische Kirchengemeinde 1934 erwarb. Unter dem Namen „Luisenheim“ beherbergte es das Schwesternheim, den Kindergarten und Gemeinderäume für Jugend, Männerbund, Mütterwerk und Nähunterricht. Aus dem Garten der Familie Bronn ist heute das „Kucheblech“ geworden, der Festplatz der Ziegelhäuser, der auch als Markt-, Spiel-, Bolz- und Parkplatz dient. Wenn wir dort stehen, können wir uns mit unserer Kenntnis in der Fantasie inmitten von Familie Bronns Englischem Garten wädhnen, und wenn wir dann auf ihr heute noch von Sträuchern eingerahmtes Haus schauen, so vermag es uns jetzt lebendige Geschichten aus seiner vielseitigen Vergangenheit zu erzählen.

Literatur

Reinhard Hoppe: 750 Jahre Ziegelhausen, Heidelberg 1970

Valentin Bronn, in Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jg. 1834, Weimar 1936, S. 1135–1141



Drickelschopfe ✓

Welche Orte und Gebäude den Lauf der Geschichte unbeschadet überstehen, verdankt sich manchmal bewusstem Engagement, manchmal aber auch dem Zufall. So auch im Heidelberger Stadtteil Ziegelhausen-Peterstal: Er verfügt über „klassische“ Sehenswürdigkeiten wie die Klosteranlage von Stift Neuburg, das alte Schulzenhaus in der Kleingemünder Straße oder die ehemaligen Dorfkirchen. Ortstypisch sind jedoch auch einige unscheinbare Zweckbauten: die Drickelschopfe. Wände aus hölzernen Lattenrosten sorgten bei diesen Schuppen für genügend Durchzug, um auch bei schlechtem Wetter größere Mengen Wäsche trocknen zu können. In unterschiedlicher Form und Größe gehörten sie einst zum Wäschereigewerbe, das über Generationen viele Ziegelhäuser und Peterstaler Familien in Lohn und Brot hielt.

Heute werden die zwischen Wohnhäusern verstreuten, Ziegel gedeckten Trockenschuppen als Lagerplatz, zum Heimwerkern, im Erdgeschoss zuweilen auch als Garage genutzt. Vor allem solche Zweitfunktionen haben die noch erhaltenen Exemplare vor dem Abriss bewahrt. Abseits der etablierten Museumslandschaft und vom Denkmalschutz nicht erfasst, kann man sie aber auch als Zeichen einer Zeit lesen, in der Ziegelhausen-Peterstal, wie so viele Dörfer an den Ausläufern des Odenwaldes, das Manko armer Böden durch findige Nutzung anderer Ressourcen aufwiegen musste.

Die Lösung: Seit der Zeit um 1800 wusch man für das städtische Bürgertum im nahen Heidelberg und Mannheim die Bett- und Tafelwäsche. Dafür war das weiche Wasser des Steinbachs ideal, der vom höher gelegenen Peterstal aus Ziegelhausen durchquerte. Manche Familien konnten sogar Quellen nutzen, die auf dem eigenen Grundstück entsprangen. Auf den Wiesen wurde die Wäsche gebleicht und zwischen Obstbäumen aufgehängt.

Die Drickelschopfe waren ein eher beiläufiger Teil dieser Infrastruktur, eben der Ausweichort zum Wäschetrocknen bei Regen. Vermutlich in Nachbarschaftshilfe oder von örtlichen Holzbaubetrieben gebaut, gehen viele ihrer Standorte bis weit in das 19. Jahrhundert zurück. Neben den Waschküchen waren sie das sichtbarste bauliche Zeichen des Wäschereigewerbes, beim Gang durch das Tal säumten sie dutzendweise die Wege.



Trockenschuppen, Am Fürstenweiher, Ziegelhausen (Foto: Autor)

Überhaupt das Ortsbild: Die inoffizielle Fahne Ziegelhausens, grün, weiß, rot, mit der Ziegelbrennerei im Zentrum, erinnert an das Farbenspiel, das der Blick von den umgebenden Hügeln an einem schönen Sommertag zeigte: das Grün der Wiesen, das Rot der Ziegeldächer und das allgegenwärtige Weiß der Wäsche – auf den Wiesen zum Bleichen ausgelegt und an Leinen im Wind flatternd.

Symbol einer vergangenen Idylle sind die Drickelschöpfe aber nicht: Die Handwäsche war körperliche Schwerarbeit, aufgequollene Haut und Schmerzen durch das oft eiskalte Quellwasser kamen hinzu. Das Aufhängen im Trockenschuppen gehörte noch zu den weniger aufreibenden Arbeitsschritten. Dennoch: Das Wäschewaschen sicherte den Ziegelhäusern gegenüber vergleichbaren Dörfern bescheidenen Wohlstand. Großbetriebe, welche die in größeren Mengen anfallende Hotelwäsche reinigten, waren die Ausnahme. Typisch waren vielmehr zahllose Klein- und Kleinstbetriebe, die jeweils für ausgewählte Privatleute arbeiteten. „Hot sie e Sörtel Wäsch, so kann sie heire“, hieß es von jungen Frauen: Der feste Kundenstamm (Sörtel) war die Basis der Familiengründung.

Von Kindesbeinen an war die ganze Familie in die Arbeitsabläufe eingebunden. Die fremde Wäsche war Dauergast, der Wochenablauf folgte mit ausgefeilter Logistik den einzelnen Arbeitsgängen: Sortieren, Einweichen, Kochen, Spülen, Bleichen, Trocknen, Bügeln, nicht zu vergessen der An- und Abtransport, der lange Zeit per Handwagen nach Heidelberg oder gar Mannheim erfolgte. Später reiste die Wäsche per Fuhrwerk oder Eisenbahn – die Ablieferung beim Kunden, und damit auch das Kassieren, übernahmen die Wäscherinnen aber stets persönlich.

In der Energie- und Konsumgeschichte gelten die Jahre um 1960 als Epochenbruch: Reichlich fließendes Erdöl und sinkende Strompreise waren einer der Faktoren zunehmenden Wohlstands und ermöglichten lang ersehnten Komfort. Eine indirekte Folge war das Ende dieses Ziegelhäuser Heimgewerbes. Die sorgfältig gehegten Sörtel kauften sich Waschmaschinen oder gaben die Wäsche in die neuen chemischen Reinigungen. Und auch den Ziegelhäusern selbst öffneten sich im Zuge des Wirtschaftswunders attraktivere Verdienstmöglichkeiten.

Heute ist Ziegelhausen ein gefragter Vorort zum Wohnen im Grünen. Die alten Häuser mit ihren oft großen Gartenstücken zur Eigenversorgung sind durch An- und Umbauten modernen Bedürfnissen angepasst. Hinzu kommen zahllose Neubauten. Zwischen ihnen wirken die im Ortsbild verstreuten Drickelschöpfe fast wie unzeitgemäße Überbleibsel. Natürlich ist das Wäschereigewerbe in den traditionsreichen Familien fester Bestandteil der Familiengeschichte. Den Zugezogenen jedoch begegnen diese Zeiten kaum noch. Der Steinbach verläuft heute unterirdisch – wenn auch am Anfang der Peterstaler Straße wieder einige Dutzend Meter ans Tageslicht geholt –, die Bleichwiesen an den Hängen sind bebaut, der Initiative für ein eigenständiges Wäsche-reimuseum im ehemaligen Laden von „Milch Maisch“ in Peterstal war kein Erfolg beschieden. Es bleiben das neu errichtete Denkmal einer Waschfrau am Anfang der Peterstaler Straße sowie, unweit davon, ein sorgfältig gepflegtes Museumszimmer in



Trockenschuppen, Steinbachweg, Ziegelhausen (Foto: Autor)

den Räumen des Verkehrsvereins. Es versammelt Alltagsgegenstände des Wäschereigewerbes bis hin zu den in den Wintermonaten selbst geschnitzten Wäscheklammern.

Als eher zufälliges Überbleibsel werden einige der letzten Drickelschöpfe weiter in Stand gehalten. Manche sind mit Efeu, Kletterrosen oder Wein malerisch bewachsen. Vermutlich wird jedoch der Generationenwechsel auch hier seinen Tribut zollen: Bei Grundstücksverkäufen werden die Trockenschuppen voraussichtlich nach und nach im Zuge der Nachverdichtung abgerissen werden. Wer um ihre Geschichte weiß, den können sie bis dahin an die einst ortstypische, grünweißrote Vergangenheit Ziegelhausens erinnern.

Der Weg über das Münchel ✓

„Der Weg von Heidelberg nach Schönau geht über Ziegelhausen, und von da durch Waldungen, eine Strecke am Neckar bergauf, wo die Aussicht in das Thal schöne Partien darbietet“, schrieb 1811 der Ästhetik-Professor Aloys Schreiber in seinem Führer „Heidelberg und seine Umgebungen“. Heute würde es außer rüstigen Wanderern niemandem einfallen, von Ziegelhausen den Waldweg über die Wasserscheide zwischen Steinbach und Steinach zu wählen, um nach Schönau und in die nördlich anschließenden Talgemeinden zu gelangen. Und doch, der unbequemste Weg wurde jahrhundertlang täglich benutzt. Die Alternative dazu, die von Aloys Schreiber beschriebene „Münchelstraße“, wurde um 1760, die Uferstraße zwischen Neckarsteinach und Ziegelhausen („Kleingemünder Landstraße“) gar erst 1876 angelegt. Bis dahin gab es am Neckar nur den Leinpfad, der am Prallhang in der Höhe des Bärenbachs immer wieder vom Fluß angenagt wurde.

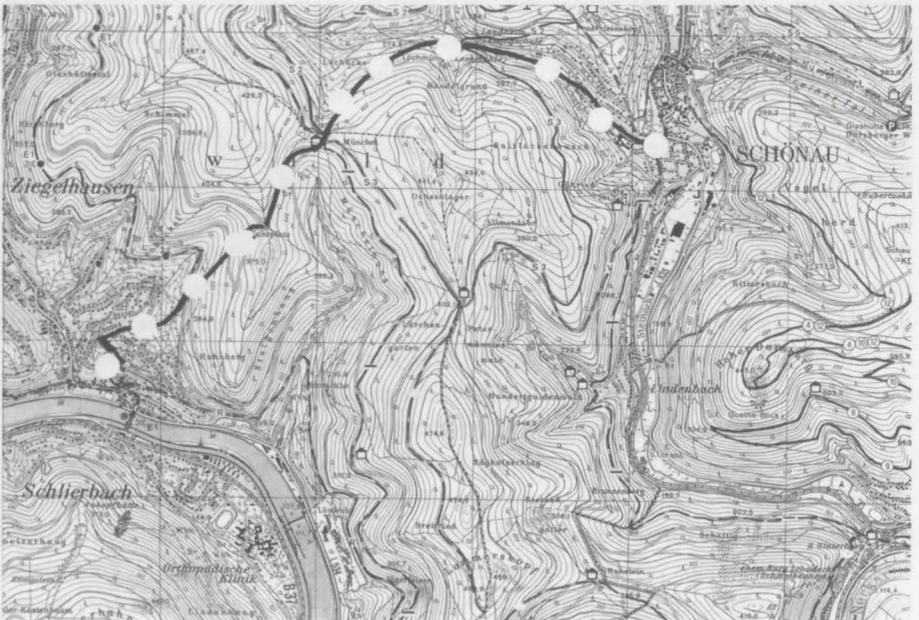
Warum wurde die bequemste Trasse erst so spät erschlossen? Nun, die Strecke am Neckarufer und durch das Steinachtal führte bis zur Reichseinigigung durch Ausland (wormsisches bzw. hessisches Gebiet). Bis zum Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein 1836 mußten hier Waren verzollt werden. Da wählte man doch lieber den direkten, hochwasserfreien, aber steilen Weg von Ziegelhausen über den Münchelpaß (373 m über NN, 267 Höhenmeter vom Neckarufer) durch pfälzisches resp. badisches Territorium. „Münchel“ heißt der Paß, weil dort mindestens bis ins 17. Jahrhundert eine aus Stein oder Holz gefertigte mönchsartige Figur die Grenze des Klosterareals bezeichnete und den Weg ins Tal wies. Ein Brunnen spendete Tieren wie Menschen sauberes Wasser.

Als 1142 die Edelfreien von Steinach die „schöne Aue“ in der Nähe der späteren Residenz Heidelberg den Zisterziensern für die Gründung eines Klosters zur Verfügung stellten, gehörte der größte Teil des damals fast unbesiedelten Steinachtals zum Bistum Worms. Seit 1204 Papst Innozenz III. dem Wormser Bischof die Rechte auf das Kloster Schönau entzog, erwarben die Pfalzgrafen bei Rhein die Schutzherrschaft über das Kloster. Die nun inmitten pfälzischen Territoriums liegenden Ämter Neckarsteinach und Hirschhorn wurden niemals pfälzisch bzw. badisch. Auf Beschluß des Reichstags zu Regensburg kamen 1803 Heidelberg, Neckargemünd und Neckarhäuserhof zum Kurfürstentum Baden, Neckarsteinach und Hirschhorn zur Landgrafschaft Hessen.

Zwischen der pfälzischen Residenz Heidelberg und dem Zisterzienserkloster Schönau bestanden jahrhundertlang enge Beziehungen: Anlässlich der Klostergründung im Steinachtal durch Bischof Burkhard von Worms wurde erstmals der Pleikartsforst bei Kirchheim als Waldgrundstück der Bigger von Steinach genannt. Konrad von Hohenstaufen, seit 1156 Pfalzgraf bei Rhein, Schirmvogt über die Klöster Lorsch und Schönau, wählte jenes als Hauskloster und Grablege für sich und seine Familie. Als letzter der Pfalzgrafen ließ sich Kurfürst Ruprecht II. 1398 in Schönau begraben. 1185 erhielt Kloster Schönau die Bergheimer Mühle. Um 1200 wird erstmals der Schönauer Mönchhof in Heidelberg („Mönchsgasse“) erwähnt. 1218 verkaufte das Andreasstift zu

Worms die damit erstmals genannte Fähr über den Neckar bei Heidelberg an Kloster Schönau. 1224 ging die Wieblingler Mühle in den Besitz des Klosters über. 1239 schenkte Hildegundis, Witwe des Markolf von Kirchheim, dem Kloster Schönau eine Mühle am Neckar zu Heidelberg („Mönchsmühle“). 1317 gab König Ludwig VI. der Bayer dem Kloster das Patronatsrecht über die Bergheimer Kirche. 1355 übergab Pfalzgraf Ruprecht I. die Kirche St. Peter zu Heidelberg mit allen Nutzungen an Schönau. 1373 ließ derselbe Pfalzgraf an die Schönauer Klosterkirche eine Marienkapelle anfügen. 1387 erbaute er am Heidelberger Friesenberg ein Haus zur Aufnahme von Zisterziensermönchen, die an der kurz zuvor gegründeten Universität studierten, das St. Jakobsstift. Papst Bonifatius IX. stellte es unter die Aufsicht des Schönauer Abtes. Schon seit dem 12. Jahrhundert betrieben die Schönauer Mönche im heutigen Ziegelhausen unterhalb des Hahnberg eine Ziegelhütte (das „obere Zigelhus“) und gaben damit den Anlass zur Gründung des Dorfes. Dort am Neckarufer errichtete 1417 das Kloster eine Zehntscheuer zur Aufbewahrung der angelieferten Naturalzinsen, das Kornhaus. Nach der Reformation verwaltete ein weltlicher Pfleger mit Sitz im Neuenheimer Mönchhof den ehemaligen Klosterbesitz.

Es gab zur Blütezeit des Klosters also viele Gründe und Anlässe für einen regen Verkehr von Personen, Nachrichten und Waren zwischen Heidelberg, Ziegelhausen und Schönau. Nach dessen Niedergang im 16. Jahrhundert dürfte auch der Wirtschaftsverkehr einen Rückgang genommen haben. Dennoch blieb die alte Route über das Münchel als einziger Fahrweg zwischen der Residenz und den pfälzischen Territorien im Steinachtal (Schönau, Heiligkreuzsteinach, Eiterbach etc.) bestehen.



Topographische Karte 1:50.000 Heidelberg–Nord (Landesvermessungsamt 1992)

Welchen Weg nahmen die Reisenden von Heidelberg nach Schönau? Zunächst über die Heidelberger Neckarfähre, spätestens seit 1284 über die Brücke auf die Nordseite des Flusses. Bis 1877 wurde hier von Personen und Fuhrwerken ein Brückenzoll erhoben. Von hier folgte man der (heutigen) Ziegelhäuser Landstraße und der (heutigen) Straße In der Neckarhelle bis zur Einmündung des Steinbachs in das Neckartal. Die eigentliche Trasse in Ziegelhausen bildete der steile, fast quer zu den Höhenlinien verlaufende, 1549 erstmals urkundlich als „Abtenweg“ erwähnte Schönauer Abtweg. Er begann beim unteren Dorfbrunnen bzw. am Sühnekreuz von 1478 und führte über den Friedhof, das Moselbrunnental, den Bächenbuckel (295 m über NN), den Tanzplatz (365 m über NN, 1754 noch „Zollstock“ genannt) und das Münchel nach Schönau. Das Anfangsstück hieß „die alt Hohl“ oder Kreuzweg, zwischen Siedlung und Lehmgrube auch „roter Weg“). Er war, wie der Name sagt, ein Hohlweg und mit Allmendsteinen abgesteint.

Von der Paßhöhe des Münchel ging es auf (heutiger) Schönauer Gemarkung die (heutige) Münchelstraße hinab in das Tal des Schafbach, und, diesem folgend, an der Einmündung des Hasselbach und an der Lochmühle vorbei über die (heutige) Ziegelhäuser Straße zum südlichen Klostereingang.

Wir gehen davon aus, daß der Weg wie alle Hohlwege trotz seiner Steilheit mit Ochsenkarren befahren wurde. Das war angesichts der Steigung nur unter großem Personalaufwand und Lebensgefahr möglich. Meistens führten mehrere Wege in die Höhe. Für das Ausweichen entstanden „Verkehrinseln“. Hatte sich ein Hohlweg zu tief eingefahren, wurde er unbefahrbar, und neue Wege wurden gesucht. Zwischen Waldrand und Tanzplatz sind heute noch parallele Trassen zu sehen.

Eine verkehrstechnische Verbesserung bzw. erstmalige Umgehung des mittelalterlichen Weges war die um 1760 östlich davon auf einem alten Holzweg angelegte Münchelstraße. Sie weist weniger Steigung auf, da sie fast parallel zu den Höhenlinien verläuft. Sie führt aus dem Ziegelhäuser Ortsetter als Schönauer Straße nach Osten, setzt sich nördlich fort am Osthang des Hahnberg, dem Lauf des Bärenbachs folgend, wo sie heute in die 1906–1908 erbaute Neue Münchelstraße mündet, die vom Bärenbachtal auf das Münchel führt. Nach dem Ausbau der Neckaruferstraße hatte diese Trasse nur mehr forstwirtschaftliche Bedeutung.

Quellen und Literatur

Aloys Schreiber: Heidelberg und seine Umgebungen, Heidelberg 1811, S. 218

Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen mit Ortsteil Peterstal, Heidelberg 1940, S. 98f.

Reinhard Hoppe: Die Flurnamen von Ziegelhausen, Heidelberg 1956, Nr. 2, 54, 123, 155, 158, 210f., 365, 367, 388

Warum die Ziegelhäuser den Peterhof früher Reppebuckel nannten ✓

Als ich vor über 35 Jahren meine Wohnung auf dem Peterhof bezogen hatte, gab es am Postamt Peterstal, damals schräg gegenüber dem legendären „Gasthaus zur Grenze“, einen älteren Beamten, der mich im hiesigen Dialekt darauf aufmerksam machte, dass ich eigentlich auf dem „Reppebuckel“ wohne. Eine ähnliche Straßenbenennung im Schriesheimer Tal ließ die Schlussfolgerung zu, es müsse sich wohl um eine Etymologie handeln, die auf Gestüt, auf Rappen hinweist – wer weiß, vielleicht sogar die Pferde des pfälzischen Hofes? Ich hörte diese Benennung zwar immer seltener, aber ich fragte mich dennoch, woher diese alte Bezeichnung kommt und wie es zu dem jetzt üblichen Namen Peterhof bzw. Peterhofweg kam.

Der Peterhof gehörte schon immer zur Ziegelhäuser Gemarkung, als Teil des sogenannten Apfelkopfes; eine direkte sprachlich-historische Beziehung zum Ortsteil Peterstal, welcher erst am 1. April 1936 seine administrative Selbstständigkeit verloren hat, ist wahrscheinlich. Denn allein die Tatsache, dass der Hof fünf Jahre lang im Besitz des aus Berlin Grunewald stammenden Hauptmanns a.D. Bernhard Petersen war, ist m.E. noch keine überzeugende Erklärung für diese Toponomastik. Näheres hoffe ich im Generallandesarchiv Karlsruhe in dieser Hinsicht zu erfahren. Geklärt ist aber, warum die älteren Ziegelhäuser für das Gut, dessen Hauptgebäude nachweislich seit 1776 steht, die Bezeichnung „Reppebuckel“ verwendeten.



Der Peterhof vom Fußweg her, im Hintergrund Peterhofweg 1 (Foto: G. Stanomir)

Ludwig Repp aus Kritzmow bei Rostock kaufte den Hof von Philipp Schubert II für 22.500 Mark. am 1. März 1904. Zwei Lagerbücher von 1907 und 1910 sind für uns aufschlussreich. Apfelkopf No. 1 besteht zu jener Zeit aus Hofreite, Hausgarten, Garten, Ackerland, Wiesen, Wald und einem Weg. Auf der Hofreite stehen: a) ein zweistöckiges Wohnhaus ohne Keller (letzteres unterstrichen, handschriftlich zugefügt: mit echt Eichenbalkenkeller); b) ein einstöckiger Stall mit Schweinestall, Knechtkammer und 1/3 gewölbtem Keller; c) einstöckiger Hinterbau mit Kornboden und Balkenkeller; d) einstöckiger Schweinestall mit eingebautem Hühnerstall; e) einstöckiger Scheuer- und Stallanbau; f) zweistöckiger Wohnungsanbau ohne Keller; g) einstöckiger Schopf und Küchenausbau; h) einstöckiges Geflügelhaus; i) einstöckiger Verandausbau. Auf diesem Teil hat Familie Reidel später das Haus Peterhofweg 1 errichtet, nachdem sie diesen Teil 1932 von der Familie von Göler gekauft hatte.

Das gegenwärtige Gebäude Peterhofweg 3, wo ich seit 1976 wohne, ist wahrscheinlich der damalige Apfelkopf No. 2. Das Anwesen bestand damals aus Hofreite, Ackerland, Wiese und Weg. Auf der Hofreite stand: a) ein zweistöckiges Wohnhaus mit 1/2 gewölbtem Keller und Ökonomieteil; b) ein einstöckiger Stallanbau mit Kniestock und gewölbtem Keller; c) eine einstöckige Waschküche mit Bügelzimmer und Kniestock; d) einstöckige Schweineställe mit Backofen. Im städtischen Vermessungsamt befinden sich sehr interessante Lagerpläne, die ich einsehen konnte, ohne jedoch Kopien davon zu erhalten, obwohl sie für historische Forschungen so wichtig sind, weil diese Möglichkeit für die Wissenschaft aus der Gebührensatzung gestrichen worden sei.

Die genauen Gründe des wirtschaftlichen Untergangs der Familie Repp sind nach bisherigen Erkenntnissen nicht näher nachvollziehbar. Aus den Unterlagen geht hervor, dass die Ehe der Familie Repp im Jahre 1902 geschlossen wurde. Frau Repp erkrankte danach für drei Jahre schwer. Operation, Krankenpflege, Apotheke usw. sollen mindestens 18.000 Mark gekostet haben, wobei sich der Schwiegervater mit 7.711 Mark beteiligt hat, wie Pfarrer Hermann Krauss aus Ziegelhausen 1910 vor Gericht bestätigt hat. Aus der Zeit stammt auch eine handgeschriebene Schätzungsliste, die im Vergleich mit den Inventarlisten der Kaufverträge Einblicke in die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung unserer Region vor dem Ersten Weltkrieg ermöglicht. Die minderjährigen Erben Herbert und Anneliese Repp werden ab dem 26. Januar 1911 von Pfarrer Krauss als Vormund vertreten, später tritt Kaufmann Louis Huber aus Heidelberg als deren Pfleger auf. Die Spar- & Waisenkasse Sinsheim erwirkte schließlich eine Versteigerungs-Anordnung am 29. März 1916, die hauptsächlich auf ein Darlehen vom 8. Februar 1911 in Höhe von 16.500 Mark begründet war. Es kam zur Versteigerung und die „Repp-Ära“ endete am 3. November 1917 zugunsten des Hauptmanns a.D. Petersen. Der häufige Wechsel der Besitzer endete kurz darauf, seitdem das Anwesen am 13. Februar 1925 in den Besitz der Familie von Heinrich von Göler kam. Die Enkel und Urenkel wohnen noch hier. Die fundierten Studien von Karl Christ und Reinhard Hoppe zur Lokalgeschichte will ich in einer kommenden Arbeit erweitern und vertiefen. Die Herkunft des Namens Peterhof und einige seiner Bewohner sollen dabei im Mittelpunkt stehen.

Das Geschlecht der Göler von Ravensburg ist seit dem 13. Jahrhundert für die Geschichte des Kraichgaus von sehr großer Bedeutung. Erwähnt sei nur Wilhelm Friedrich Göler von Ravensburg (1717–1773), Kurpfälzischer Oberstleutnant sowie Schloss- und Stadthauptmann zu Heidelberg. Der Stammsitz ist immer noch im Familienbesitz. Heinrich von Göler mit Frau zog 1926 vom Zweitsitz in Mauer nach Ziegelhausen, weil die Tochter Ursula keinen so langen Weg zur Schule haben sollte. Der alte Zugangsweg direkt zur Steinbach wurde ergänzt durch eine Zufahrt über den Kreuzgrund, damit man auch mit dem Auto bequem hoch kommt. Der Baron sei der zweite Autobesitzer im Ort gewesen, nach dem Bürgermeister, so wird berichtet.

Ein anderer prominenter Bewohner des Peterhofes war Professor Reinhard Buchwald (1884–1983). Sein „Führer durch Goethes Faustdichtung“ war jahrzehntelang das wichtigste Referenzbuch zu diesem Thema, nicht nur für Germanisten. Reinhard Buchwald hat sich sein Leben lang für den Ausbau der Volkshochschulen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt – dies und die Distanz zu der politischen Macht im Dritten Reich und zu den real-politischen Blöcken im geteilten Deutschland nach 1945 zeichnen seine einzigartige Persönlichkeit aus. Sein Nachlass befindet sich zum Teil im Literaturarchiv in Marbach.

Professor Buchwald ist auf dem Peterhof fast 100 Jahre alt geworden. Als er das Bundesverdienstkreuz durch wichtige Amtsträger von Stadt und Land überreicht bekam, soll er sich bei seiner Tochter, der Kinderärztin Ulrike Buchwald, am nächsten Tag erkundigt haben, warum so viele schwarze Limousinen auf den Peterhof gekommen seien. Dafür aber konnte er mir ganz genau alle Dörfer zwischen Kronstadt und Hermannstadt in Siebenbürgen aufzählen, wo er im Ersten Weltkrieg mit einer Soldatenbibliothek an der Front gewesen war.

Das ehemalige Wirtschaftsgut, der Peterhof, ist inzwischen zu einer ruhigen, von seinen Bewohnern sehr geschätzten Wohnanlage mit einer gewissen Aura geworden.

Literatur

Reinhard Buchwald: Führer durch Goethes Faustdichtung. Erklärung des Werkes und Geschichte seiner Entstehung, Stuttgart, 8. Auflage 1983

Karl Christ: Chronik von Ziegelhausen und dem Centwald, Heidelberg 1922

Ders.: Heimatkunde von Ziegelhausen bei Heidelberg und der Bergsträßer Allmendwald, Heidelberg 1926

Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen mit dem Ortsteil Peterstal, Heidelberg 2. Auflage 1955

Ders.: Die Flurnamen von Ziegelhausen, Heidelberg 1956

Ders.: 750 Jahre Ziegelhausen 1220–1970, Heidelberg 1970

Gespicktes Rindfleisch auf englische Art ✓

100 Jahre Gastlichkeit auf Stift Neuburg

Ein Kochbuch als Dokument außergewöhnlicher Gastfreundschaft: die 300 handgeschriebenen Seiten waren der kulinarische Kanon, nach dem von 1825–1925 auf dem Stift für die Gäste gekocht wurde. Aber nicht nur die großbürgerliche Esskultur lockte Besucher von überall her an, es waren auch die romantische Lage, der Komfort und die Aussicht, müßige Tage mit gebildeten Gesprächspartnern zu verbringen.

Das alte Benediktinerkloster war um die Jahrhundertwende an Privatleute verkauft worden; 1810 kam Carl Maria von Weber zu Besuch – ein Aufenthalt, gemacht für seelige Menschen“ -, man sang zur Gitarre Wunderhorn-Lieder und spielte Haydn-Klaviertrios. Unter den Neuerscheinungen in der Bibliothek ein „Gespensterbuch“: darin fand der Komponist die Story für den Freischütz; ob das wildromantische Mausbachtal hinter dem Stift Vorbild war für die Wolfsschluchtszene, ist unsicher.

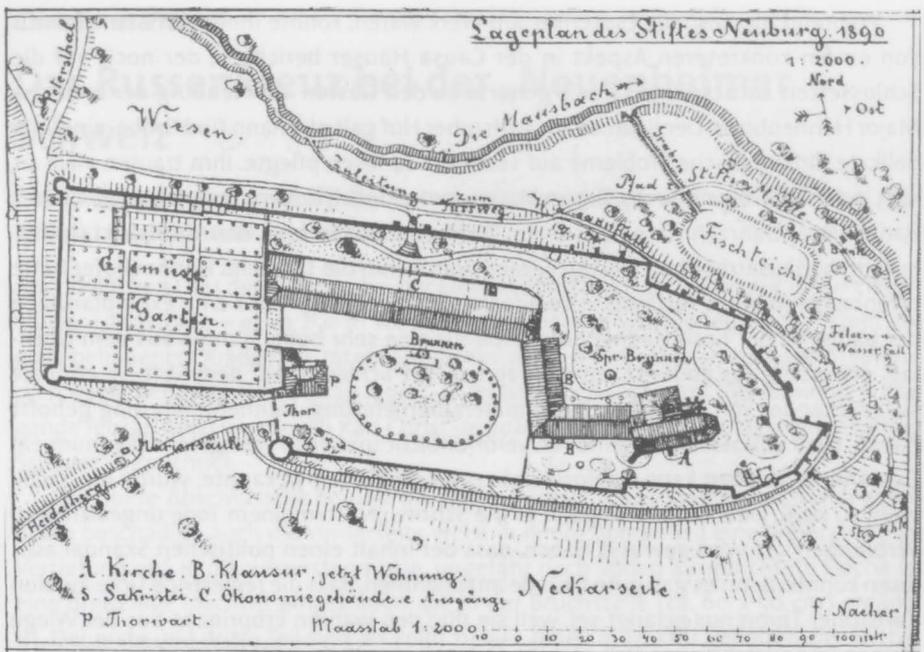
1825 erwarb der Frankfurter Jurist und Historiker Fritz Schlosser mit seiner Frau Sophie das gepflegte Anwesen als Sommersitz; der Kaufpreis hatte sich bereits verdoppelt. Dafür gab es nicht nur eine Kirche, großzügige Wohngebäude mit Neckarblick und einen halben Kreuzgang – zwei der Flügel waren zuvor abgetragen –, sondern auch einen betriebsamen Gutshof mit allem was dazu gehört: Gärten und Gartenmöbel, Äcker, landwirtschaftliche Geräte, einen Weinberg, eine Mühle, mit Vieh und



Kirche mit Blick in das Neckartal nach Westen (Lithographie von Ernst Fries)

mit dem „zur Zeit der Lieferung vorhandenen Dung“. Schlosser, ein Neffe von Goethes Schwager, war zufrieden: „Das Stift Neuburg, in einer der schönsten Gegenden von Süddeutschland gelegen, gewährt durch den Reiz seiner Lage und seiner äußeren Verhältnisse nicht minder als durch seine innere Beschaffenheit und die daselbst getroffenen Einrichtungen, in einem seltenen Grade alle jene Annehmlichkeiten, die von einem zu Lust und Genuß bestimmten Landsitze gefordert werden können“. Für den Genuss sorgten das Kochbuch und der Weinkeller, für die Lust eine reiche Bibliothek, darin das erste Goethemuseum, und in der umgebauten Kirche eine Gemäldegalerie mit Werken der Nazarener-Schule. Schlosser war ihr wichtigster Mäzen. Über allem aber die unermüdliche Gastfreundschaft: man konnte bleiben, so lange man wollte. „Man fand dort alles vereinigt, was dem Leben Reiz verlieh“, notierte eine Besucherin. Ein biedermeierlicher locus amoenus. Die Liste der Gäste, die in den 40 Schlosser-Jahren das Stift besuchten, enthält 453 Namen – darunter die Gebrüder Schlegel, Tieck, die Brentanos, Görres, Kerner, William Wordsworth, Freiherr vom Stein, Wilhelm von Humboldt, Heinrich von Gagern, die Goethe-Enkel und Marianne von Willemer. Alles was in Deutschland Rang und Namen hatte. Zudem viele Würdenträger der katholischen Kirche – das Ehepaar Schlosser war 1814 konvertiert. Der Philologe Johann Heinrich Voß nannte Neuburg polemisch ein „Etablissement für Jesuiten“.

Die Schlossers hatten keine Kinder; 1865 erbte eine Nichte das Stift, verheiratet mit dem Frankfurter Kaufmann Franz von Bernus. Dieser, ein enger Freund Felix Mendelssohns, setzte die gesellige Tradition fort, als sei hier Gastlichkeit im Grundbuch verankert, und so blieb das Kochbuch auch beim letzten weltlichen Stiftsherrn Alexander von Bernus (1880–1965) in Gebrauch, einem geachteten Homme de Lettres mit einem Œuvre von 450 Publikationen und an die 1.000 Gedichten. 1908 übernahm er Neuburg und wurde Gastgeber eines romantischen „Sommercamps“ für Dichter und ihre Gesellen – den Eichendorff-Roman hatte er gerade ediert. Dichter wie Thomas Mann, Hermann Hesse, Alfred Mombert oder Karl Wolfskehl, und Gesellen wie der Maler Wilhelm Trübner oder der Zeichner Alfred Kubin. Bernus im Rückblick: „Die Vormittage bis zu Tisch verbrachte jeder auf seinem Zimmer bei der Arbeit oder er saß in der Bibliothek, las und stöberte in den Büchern. Die Maler und Zeichner gingen mit ihren Mappen und Klappstühlen ins Freie. Nach der Mahlzeit im Speisezimmer ging man wieder auseinander, um sich zwischen drei und halb vier Uhr bei dem in der prallen Sonne im Obstgarten unweit des alten runden Eckturmes mit dem Feigenpalier gelegenen Schwimmbade einzufinden. Das waren unvergessliche Nachmittage müßiggängerischer Sommerfeier“. Manchmal wurde Cricket gespielt. Der Gutsbetrieb lief nebenher weiter. Die Abende verbrachte man mit Spukgeschichten und spiritistischen Séancen. „In diesem Hause sprach man von Geistern wie von Mitbewohnern“, wunderte sich ein Besucher. Und Klaus Mann, der monatelang auf dem Stift lebte: „Man unterhielt sich über Erzengel, Poltergeister und die verschiedenen Stufen der Erleuchtung mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der man in anderen Kreisen den Stand der Börse oder das Wetter diskutierte.“ Als Stefan George 1909 erstmals aufs Stift kam, erhielt er das beste Zimmer, wurde aber gewarnt, nachts höre man da seltsame Geräusche, es spuke. Am nächsten Morgen beim Frühstück gestand er kleinlaut, kein Auge zugemacht zu haben – „sie sind da“ – seine Gegenkräfte hätten nicht



Lageplan des Stifts um 1890 (Anonym)

ausgereicht. An manchen Abenden versammelten sich die Gäste zum Tischrücken, um paranormale Phänomene zu beobachten. Ein Klopfen sei zu hören gewesen, der Tisch habe vibriert und sich leicht angehoben. George hatte eine Idee: Wolfskehl musste das Hemd ausziehen und niederknien, jetzt war sein Rücken der Tisch für zehn Hände. Wolfskehl nach einiger Zeit: „Es prickelt ganz furchtbar, kanns nicht mehr aushalten.“

Bernus, der Schlangen hielt, die zuweilen im Stift umherkrochen, war für jede Art von Esoterik offen. In der Kirche hatte er ein Labor eingerichtet und experimentierte mit antiken Heilmitteln auf „astrologisch-alchemistischer Grundlage“. Eine Zeit lang warfen die Präparate sogar Gewinn ab. Sein Freund Rudolf Steiner unterstützte ihn dabei ideell. „Die Alchemie nimmt überhand, die Gerüche im Haus sind unbeschreiblich“, seufzte dagegen die Tochter. Dem Begründer der Anthroposophie wollte Bernus ein Neuburger Grundstück für den Bau des Goetheanums schenken, aber der lehnte dankend ab: „das Karma“ habe für Dornach gesprochen.

Über ein Thema dürfte in diesen Jahren auf dem Stift auch immer wieder geredet worden sein, nämlich über Kaspar Hauser, sein dunkles Schicksal und die Deutung dieses kurzen Lebens. Rudolf Steiner und die Anthroposophie sahen ihn als Mittler zwischen physischer und geistiger Welt, als eine Art Messias. Ähnlich Klaus Mann: 1924, in den Wochen auf Neuburg, arbeitete er an seinem ersten Erzählband „Vor dem Leben“, darin enthalten u.a. sieben Kaspar-Hauser-Legenden, Lyrik und Prosa in Form von Heiligenlegenden. Und in einem kurzen Essay für „Die Weltbühne“ schreibt der 18jährige zur gleichen Zeit, es habe sich für ihn vereinigt „das Bild des als Lügner verachteten Prinzen mit dem Bilde dessen, der auch von einer ‚anderen Heimat‘ hatte zu erzählen gewusst – mit dem Bilde also des Nazareners“. Gemeint ist natürlich Christus.

Während hier also die Esoteriker am Werk waren, konnte ihnen Stiftsherr Bernus von einem konkreteren Aspekt in der Causa Hauser berichten, der noch auf die Schlosserzeit zurückging. Damals gehörte zu den Gästen auf Neuburg der badische Major Hennenhofer. Der Beamte am Karlsruher Hof galt als Mann fürs Grobe, einer, der delikate diplomatische Probleme auf seine Art zu lösen pflegte. Ihm trauten viele zu, 1833 in Ansbach eigenhändig Kaspar Hauser ermordet zu haben, im Auftrag des Hauses Baden. Noch Jahrzehnte nach seinem Tod beschmierte man den Grabstein in Freiburg mit „Hausermörder“. Nachgewiesen wurde ihm die Tat nicht. Hennenhofer hatte offenbar Memoiren verfasst, in zweifacher Ausfertigung – das eine Exemplar habe der badische Hof nach Hennenhofers Tod für eine sehr hohe Summe aus dem Nachlass erworben, das andere Exemplar lag bei Fritz Schlosser auf dem Stift. So erinnert sich Alexander von Bernus an die Familienüberlieferung. Hennenhofer mag gehofft haben, dass Schlosser die Memoiren veröffentlicht und er so wenigstens posthum ein Geständnis ablegen kann. Schlosser aber, der den Inhalt ja kannte, wurde die Sache wohl zu heiß, jedenfalls versiegelte er die Schrift: „Nach meinem Tode ungeöffnet zu verbrennen“. Er wird gewusst haben, dass der Inhalt einen politischen Skandal auslösen könnte, denn es gab gute Gründe anzunehmen, dass die regierende Linie auf den Karlsruher Thron nur gelangt sei, weil sie 1812 den wahren Erbprinzen aus der Wiege rauben und verschleppen ließ. Um ihn dann, als er als Kaspar Hauser 16jährig wieder auftaucht, ermorden zu lassen.

Der Großvater, Franz von Bernus, hat Schlossers Wunsch erfüllt und die Memoiren ungeöffnet verbrannt. Sein Enkel Alexander fand in der Stiftsbibliothek nur noch einige belanglose Hennenhofer-Briefe, in einem ist immerhin von „dunklem Schicksal“ die Rede. Auch wenn damit das Rätsel Kaspar Hauser ungelöst bleibt und weiterhin spekuliert werden darf, ob der Knabe ein Betrüger war oder ein echter Prinz, so hat die Prinzentheorie mit der Bernus'schen Geschichte immerhin einen Tupfer mehr Farbe bekommen.

1926 dann der Verkauf des Stifts an den Benediktinerorden, nach 101 Jahren in Familienbesitz. „Wir danken Ihnen, daß Sie uns ein treuer Hüter waren“, sagten die Mönche. Das Heidelberger Tageblatt trauerte: „Dieser Abschied ist niederdrückend“.

Das alte Kochbuch – „gebratener Kapaun mit Austern gefüllt“ – hat Bernus später noch herausgegeben.

Literatur

Thomas Berger: Fritz Schlosser und Stift Neuburg bei Heidelberg. In: Goethekult und katholische Romantik. Fritz Schlosser (1780–1851). Hg. von Helmut Hinkel. 2002

Oswald Dammann: Johann Friedrich Heinrich Schlosser auf Stift Neuburg und sein Kreis. 1934

Alexander von Bernus (Hg.): Urgroßmutter's Kochbuch. Auszüge aus dem Kochbuch der Frau Rat Schlosser. 1936

Ders.: Wachsen am Wunder. Heidelberger Kindheit und Jugend. 1984

Mirko Sladek: Alexander von Bernus. 1981

Das Russenkreuz bei der „Neuenheimer Schweiz“ ✓

Zur Erinnerung an Anatolji Bachatschow, Alexej Bjelow, Pawel Chrebor, Nikolai Ewdokimow und Wassili Skorkin

Am nördlichen Ufer des Neckars, bei der Einmündung des Haarlassweges in die Ziegelhäuser Landstraße – etwa 250 m westlich der „Haarlass“-Gebäudegruppe – steht ein glatt behauener Quader aus rotem Sandstein, der auf fünf unregelmäßigen Steinbrocken desselben Materials schräg lagert; er misst 112 x 84 x 22 cm. Das dahinter aufragende felsige Areal wurde von Karl Christ im späten 19. Jahrhundert als „Neuenheimer Schweiz“ bezeichnet.

Die obere Abschlussfläche und die obere Rückseite des Steins sind durch einen Bruch beschädigt, auch die Vorderseite weist in ihrem oberen Teil eine dreieckförmige Vertiefung auf. In die ansonsten plane, ungefähr nach Süden ausgerichtete Fläche ist eine dreiteilige Inschrift eingehauen, die in der Bruchstelle (ca. 60 x 50 cm) ergänzt ist. Der erste und dritte Teil sind als Reim zu vier Zeilen in Fraktur gehalten, der Mittelteil in lateinischen Großbuchstaben. Die Inschrift lautet (der rekonstruierte Text steht in Klammern):

Hie(r starb im Dienste seines) Herrn
Der (mit der Russen) Heeresbann
Gezo(gen war aus) weiter Fern,
Ein treu(er Knecht, jetzt) stiller Mann.

Theodor Rudolph Pernewitsch
Kutscher des Grossfürsten Michael,
Ertrank im Neckar am 22. Juny 1815
In seinem Berufe.

Das Kreuz auf seinem Grabe spricht
Wies draussen stürmet, raset und treibt
Bei uns ist Liebe, Stärke, Licht.
Zum Kreutze blick, beim Kreutze bleibt.

Es scheint so, dass der Stein erst durch Karl Christ als historisch interessantes Objekt wahrgenommen wurde, er bezeichnete ihn „Russenkreuz“, heute meist „Russenstein“ genannt. Noch 1880 hatte der Stein in dem Büchlein „Heidelberg's humoristischer Fremdenführer“, in dem der Haarlass ausführlich geschildert wird, keine Erwähnung gefunden.

Nachdem der Privatgelehrte Karl Christ das Monument 1908 in den „Mannheimer Geschichtsblättern“ einem breiteren Publikum vorgestellt hatte, diente sein Bericht allen späteren Erwähnungen als Grundlage: Im Juni 1815 trafen sich in Heidelberg die Monarchen, die gemeinsam Napoleon besiegt hatten: Kaiser Franz I. von Österreich, Zar Alexander von Russland und der preußische König Friedrich Wilhelm III. Während dieses „Heidelberger Monarchentreffens“, das vom 5. bis zum 25. Juni dauerte,



Forstdirektor Wilrich am Russenstein
RNZ v. 1.2.1978 (Stadtarchiv Heidelberg)

wurde auf dem Karlsplatz eine Parade der Zarentruppen abgehalten und eine Schlossbeleuchtung, vielleicht die erste, inszeniert. Die Monarchen besuchten auch die in einem Palais am Karlsplatz ausgestellte Gemäldesammlung der Brüder Boisserée. Die Hoheiten wohnten in unterschiedlichen Quartieren, die mitgereisten Brüder des Zaren weilten im Haarlass. Ob der Kutscher beim Pferdetränken im Hochwasser führenden Neckar oder bei einer gewagten Flussdurchquerung ertrank, ist unklar.

Das Russenkreuz wurde sicherlich als Grabstein über dem Grab des Kutschers errichtet, worauf die Inschrift direkt verweist. Man kann vermuten, dass der obere Abschluss ein russisches Kreuz trug, das am unteren Ende einen kurzen Schrägbalken trug. Dass über dem Stein mit der Inschrift noch etwas befestigt war, verraten die Reste zweier starker Vierkanteisen (ca. 2 x 2 cm) in Dübellöchern auf der Rückseite. Das ursprüngliche Aussehen der Grabanlage ist nicht überliefert, wich aber sicherlich von der heutigen schrägen Aufstellung über fünf Steinblöcken ab, wie die Abbildung zeigt. Durch den Mittelteil der Inschrift wird klar, dass es aber kein einfacher Grabstein war, sondern auch ein Ort der Erinnerung.

Das Heidelberger Russenkreuz ist ein sehr frühes Beispiel für die Beachtung von Mitgliedern unterer Schichten durch die Herrschenden, was vielleicht erst durch die Geschehnisse der Französischen Revolution ermöglicht wurde. Hier wäre der Frankfurter „Hessenstein“ von 1793 zu nennen, allerdings sind hier die Namen der ‚gemeinen‘ Soldaten in Würdigung ihrer militärischen Leistung genannt. Dass ein Großfürst einem einfachen Diener und Zivilisten solche Ehre erweist, ist aus dieser Epoche nur selten überliefert.

Es wäre wünschenswert, diese besondere Grabstätte als kulturhistorisches Monument zu würdigen, indem man eine optische Trennung von dem neuen Metallzaun – vielleicht durch eine leicht geschwungene Hecke – schafft, rechtzeitig zum 200-jährigen Jubiläum der Errichtung des Russensteins am 22. Juni 2015.

Literatur

Karl Christ: Geschichtliche Streifzüge durch Heidelbergs Umgebung, 5: Jagd- und Walddenkmale bei Heidelberg. In: Mannheimer Geschichtsblätter, IX. Jg., Nr.8/9, August/September 1908, Sp. 176–183, hier Sp. 182/183

Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen mit dem Ortsteil Peterstal, Heidelberg 1940, S. 150–151

Meinhold Lurz: Das Hessendenkmal. Vorgeschichte – Entstehung – Wirkung. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 62, 1993, S. 119–235

Der Verfasser freut sich über Hinweise auf alte Ansichten und/oder Dokumente:
chris.praeger@web.de

Der Internet-Auftritt des Heidelberger Geschichtsvereins ✓

Die Website des Heidelberger Geschichtsvereins www.haidelberg.de wurde 1999 vom Verfasser im Auftrage des Vorstandes mit Hilfe von Dr. Reinhard Mayer ins Leben gerufen. Der Autor hatte bislang keine Erfahrung mit Computertechnologie oder Webdesign, blieb auch darin bis heute Dilettant. Dankenswerterweise erhält er seit einigen Jahren technische Unterstützung durch Willi Morlock. Er wird ihm auch bei der Neugestaltung der Website hilfreich zur Seite stehen. Für den Inhalt zeichnet der Autor allein verantwortlich.

Charakteristisch für die Website ist der sachliche Auftritt. Denn sie soll in erster Linie der Information der Mitglieder und historisch Interessierter dienen. Hier finden sich vor allem Fakten, Tabellen, Zeitleisten, Literaturlisten etc. zur Geschichte Heidelbergs und der Kurpfalz. Für das vorhandene Material wurde eine Systematik gewählt, die die wichtigsten Themengruppen berücksichtigt. Kontinuierlich kommen neue Informationen und Seiten hinzu, so dass die Pflege der Website eine ständige Herausforderung darstellt.

Um einen kleinen Einblick in die Inhalte zu geben, werden hier einige Ordner kurz aufgeführt:

- Der Ordner „ABC“ beinhaltet eine Reihe von tabellarisch angeordneten Listen, z. B. Heidelberger Ämter, Bahnhöfe, Flurdenkmale, Firmen, Friedhöfe, Gärten, Gasthäuser, Gebäude, Heilige, Hochschulen, Kinos, Theater, Kirchen, Klöster, Mühlen, Schulen, Studentenvereinigungen, Tore, Türme, Tunnel, Verlage, Bürgermeister.
- Der Ordner „Zeiten“ bietet eine Chronologie der Ereignisse von der Absenkung des Oberrheingrabens vor 50.000.000 Jahren bis heute.
- Im Ordner „Personen“ finden sich Kurzbiografien von über 1.100 Menschen.
- Mehr als 100 Kurzbiografien von Angehörigen der Herrscherhäuser finden sich zusätzlich unter dem Stichwort „Adelshäuser“.
- Die Inhaltsverzeichnisse der Jahrbücher des HGV finden sich im Ordner „Jahrbücher“.
- 175 Literaturverzeichnisse zu den unterschiedlichsten Themen (von „Adelsfamilien“ bis „Ziegelhausen“) enthält der Ordner „Literatur“. Darunter befindet sich auch ein (unvollständiges) Verzeichnis der Heidelberger Zeitungen und Zeitschriften.
- Öffentliche Inschriften sind in den 24 Dateien des Ordners „Inschriften“ verzeichnet.
- Zahlreiche externe Links zu anderen wichtigen Websites finden Sie unter „Stadtgeschichte/Allgemein/Andere“.

Dies alles ist natürlich nur eine Auswahl. Die Benutzerinnen und Benutzer sind eingeladen, selbst auf Entdeckungsreise zu gehen; Hinweise auf Unzulänglichkeiten jedweder Art und Ergänzungen nimmt der Autor gerne entgegen.

Denn auch wenn die Hauptarbeit – das Auswählen, Verfassen und Einstellen von Informationen – derzeit von diesem geleistet wird, war die Intention zunächst eine andere. Man dachte eher an eine lebendige Mitgliederseite, die auch von diesen zu einem beträchtlichen Teil gefüllt werden sollte.

Die Möglichkeit für Mitglieder des Vereins, Beiträge (Korrekturen, Texte, Bilder, Links) zur Website oder Hinweise auf die Benutzer(un)freundlichkeit zu liefern, besteht nach wie vor, und erneut soll an dieser Stelle dazu ermutigt werden.

Bei dem jetzigen Umfang der Website weist sie trotz aller Sorgfalt immer noch zahlreiche Fehler wie inhaltliche und formale Mängel oder fehlende und falsche Links auf. Die Kurzbiografien im Ordner „Personen“ sind häufig von äußerst fragmentarischem Charakter. Der Autor ist überzeugt, daß es in einem Verein wie dem HGV Spezialisten gibt, denen es ein Leichtes wäre, Ergänzungen zu einzelnen Biografien zu liefern. Dies wäre ein großer Gewinn. Schön wären auch Originalbeiträge (Kurzesays) der Mitglieder zu aktuellen Themen wie etwa historischen Jubiläen, so z. B. 450 Jahre Heidelberger Katechismus, 20 Jahre Heidelberger Geschichtsverein, 50. Todestag von Theodor Heuss, 10. Todestag der Heimatforscher Wolfgang von Moers-Messmer und Ludwig Merz, 40 Jahre Schutzgemeinschaft Heiligenberg, 125 Jahre städtische Müllabfuhr, 800 Jahre Belehnung Ludwigs I. von Wittelsbach mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein, Ehrenpromotion von Jean Paul an der Universität Heidelberg, Amerikaner in Heidelberg, Vorgeschichte des Bahnstadt-Geländes, 1250 Jahre Ersterwähnung des Dorfes Handschuhsheim (2015). Die Datei „Gedenktage, Gedenkjahre, Jubiläen“ könnte dabei zu Hilfe gezogen (bzw. ergänzt) werden. Vor allem aber sind Vorschläge zur Verbesserung des Internetauftritts des HGV (inhaltlich wie formal) herzlich willkommen.

Unabhängig von der Web-Präsenz gibt es einen Service des Vereins, der regelmäßig die aktuellen Veranstaltungen auflistet, die in Heidelberg und Umgebung zu historischen Themen stattfinden, und welcher per Mail an Interessenten versandt wird. Diesen Dienst kann jeder – ob Mitglied oder nicht – in Anspruch nehmen. (Natürlich kann man sich auch wieder aus dem Verteiler streichen lassen.) Veranstalter können ihre geplanten Termine dem Verfasser melden, möglichst in Form von (unformatierten) Mails. Für die Richtigkeit dieser Terminangaben (die auch auf der Website unter „Aktuell“ erscheinen) kann der HGV freilich keine Gewähr übernehmen.

Rezensionen

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Forschungen zum Heiligenberg bei Heidelberg. Forschungen, Fundmaterial, Restaurierung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 32), Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2012, 568 S., 94,00 Euro

Der Heiligenberg – ein Stiefkind der Landesarchäologie in Baden-Württemberg? Diesen Gedanken hegte hier so mancher, der sich für Lokalgeschichte und Archäologie interessiert. Wo war die wissenschaftliche Aufarbeitung und Publikation der Grabungen, die Anfang der 1980er Jahre stattgefunden hatten? Nirgends – außer in dem kleinen, aber feinen Buch von Renate Ludwig und Peter Marzolf in der Reihe „Führer zu den archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg (1999, 2. Aufl. 2008). Auch im „Keltenjahr“ 2012 und in der Großen Landesausstellung in Stuttgart blieb eine der bedeutendsten keltischen Siedlungen Südwestdeutschlands weitgehend unerwähnt; es dominierten die Bodendenkmäler in Württemberg, der Schweiz und Frankreich.

„Habent sua fata libelli“, „Bücher haben ihre eigene Geschichte“ – mit diesem Zitat des römischen Dichters Terentianus Maurus klärte der Leiter des Kurpfälzischen Museums Frieder Hepp den Sachverhalt bei der Buchvorstellung auf: 1997 lag das gesamte Material beinahe druckfertig vor, als die Druckkostenzuschüsse einer Haushaltssperre der Landesregierung zum Opfer fielen. Erst 15 Jahre später wurden die Mittel für den umfangreichen Band bereitgestellt. So hatte das „Keltenjahr“ doch noch eine segensreiche Wirkung für den Heidelberger Hausberg! Unter neuen technischen Anforderungen und unter großem Zeitdruck mussten die Autoren den Druck vorbereiten und konnten nur in Einzelfällen neue Literatur nachtragen. Ansonsten geben die Beiträge den Forschungsstand der 1980/1990er Jahre wider. Eine weitere Einschränkung: Wie der Reihentitel verrät, werden nur die Grabungsergebnisse und Bodenfunde aus dem Areal des mittelalterlichen Klosters St. Michael präsentiert.

Die Vorgeschichte dieser Grabungen führt zurück bis in die 1970er Jahre. Der fortschreitende Verfall der Klosterruine verlangte schnelles Handeln – und zwar anders als der unschöne 1969 errichtete Betonkern des Nordturmes. Um die Interessen und die Sicherung der Klosteranlage zu übernehmen, gründete sich 1973 auf Anregung des Archäologen Berndmark Heukemes ein gemeinnütziger Verein, die „Schutzgemeinschaft Heiligenberg e.V.“. Als 1977 auch der Südturm auseinander zu brechen drohte, taten sich die Stadt Heidelberg, das Landesdenkmalamt und die Universität zusammen, um die Klosterruine zu restaurieren und begleitende archäologische Untersuchungen durchzuführen. Die Hauptbeteiligten dieses Projekts von 1980–1984 waren Peter Marzolf (Grabungsleiter; Institut für Ur- und Frühgeschichte) und Bert Burger (Bauforscher und Architekt). Sie sind die Autoren der ersten beiden Beiträge, die sich durch eine reichhaltige Illustration auszeichnen: Fotos der damaligen Arbeiten, Skizzen, Karten und Grundrisse (zusätzlich als Beilagen). Der Vergleich der (schwarz-weißen) Fotos mit den Farbbildern nach der Restaurierung zeigt, welche denkmalpflegerische Leistung damals erbracht wurde.

In seinem Beitrag „Die Ausgrabungen zu St. Michael“ dokumentiert Peter Marzolf die Grabungen in chronologischer Abfolge. Sozusagen hautnah kann der Leser verfolgen, welche Befunde Marzolf und seine (meist studentischen) Mitarbeiter zu Tage förderten. Dabei wurden Teilflächen des Klosterareals ausgespart, insbesondere die beiden Krypten und ihre Treppenhäuser. So bleibt zukünftigen Forschern noch genug zu tun. Unbedingt lesenswert sind die Einleitungskapitel, die Marzolf seinem Grabungsbericht voranstellt. Ausgehend von der ursprünglichen Topographie des zweigipfligen Berges wird anschaulich gezeigt, wie der Hauptgipfel durch Naturkräfte und menschliches Zutun seine ursprünglich spitze Form verlor. Durch Erosion und Aufschüttungen an den Hängen entstand ein rundes Gipfelplateau (S. 13f.). Der südliche, niedrigere Gipfel mit dem Stephanskloster wurde als „Michelsberg“, der Hauptgipfel als „Aller-Heiligenberg“ bezeichnet; für

den ganzen Berg findet sich auch der Name „Aberinsberg“. Die Streitfrage, ob der Berg mit dem „Mons Piri“ der Spätantike identisch ist, lässt sich archäologisch nicht entscheiden; die Sympathien des Verfassers gelten einer Lokalisierung in der Nähe des Bierhelder Hofes. Anschließend werden die historischen Bildquellen und die Forschungsgeschichte seit dem 16. Jahrhundert erläutert. Der jahrhundertlange Wechsel von Plünderungen, Verfall, Vandalismus und Ausgrabungen richtete großen Schaden an und erschwerte die wissenschaftliche Forschung bis heute.

Sehr anschaulich beschreibt Bert Burger die von ihm 1978–1984 geleiteten Forschungs- und Restaurierungsmaßnahmen in der Klosterruine. So kann der Leser die Wiederherstellung der Gebäudereste verfolgen: vom „Paradies“, der westlichen Vorhalle, und den Türmen zur Kirche, dem Klausurgebäude und dem Kreuzgang. Oberstes Ziel war es, die vorhandenen Mauerteile – evtl. nach Abbruch und Säuberung der Steine – für den Wiederaufbau zu verwenden. Beton wurde nur im Fundament des Südturmes eingesetzt, der hässliche Betonkern des Nordturmes mit Naturstein verblendet. Markante Bauteile sind u.a. die Spindel der Wendeltreppe im Südturm und die Westkrypta, die nach der Wiedereinwölbung in ihrem ursprünglichen Raumgefühl wiedererstandenen ist. Den kleinen Kreuzgang säumten ursprünglich Maßwerkwfenster, von denen nur eines erhalten ist. Ein zweites monolithisches Maßwerk wurde nach 1963 entwendet – eine Spolie im ursprünglichen Wortsinn. Geht die Öffentlichkeit seitdem mit der Anlage so pfleglich um, dass der hervorragende Zustand von 1984 (Abb. auf S. 146 und 183) erhalten bleibt?

Etwa zwei Drittel des großformatigen Bandes sind der Funddokumentation gewidmet, enthalten also einen archäologischen Katalog mit Beschreibungen und Abbildungen. Frieder Klein stellt die vorgeschichtlichen Funde vor, die bei den Grabungen seit 1882 zu Tage traten. Früheste Siedlungsspuren finden sich aus dem Neolithikum (5000–4400 v. Chr.). Keramik und Metallfunde liegen aus der Urnenfelderzeit (um 1200 v. Chr.) und der Frühlatènezeit (ab 500 v. Chr.) vor. In letzterer bestand auf dem Heiligenberg eine große keltische Höhensiedlung mit Eisenerzverhüttung, geschützt durch ein Doppelwallsystem. Funde und Baukeramik aus der Römerzeit stellt Friedolin Reutti zusammen – allerdings nur aus der Grabung 1980–1984. Auffällig ist die Funddichte von Dachziegelfragmenten, die vor allem im Bereich der Kirche und des westlichen Vorhofs ergraben wurden. In einem lesenswerten Exkurs beschreibt Reutti Material, Herstellung und Formen der Dachziegel – ein gelungener Beitrag zur römischen Bautechnik. Bernhard Holtheide stellt ein Highlight unter den römischen Funden vor, das 1983 gefundene silberne Motivblech, das drei Männer keltischer Abstammung dem Gott Merkur gewidmet hatten. So erbrachten die damaligen Grabungen den endgültigen Beweis für eine römische Siedlung und ein Gipfelheiligtum auf dem Heiligenberg. Die Apsis des Merkur-Tempels befand sich unter dem Langhaus der Kirche (S. 73, Abb. 57).

Alle bisherigen Keramik-, Metall- und Beinfunde aus Mittelalter und Neuzeit dokumentiert Uwe Gross. Die Funde stammen aus Handwerk, Landwirtschaft, Kirche, von Waffen und aus Gräbern; sie belegen eine Dauerbesiedlung des Berges seit dem 6./7. Jahrhundert. Hervorzuheben sind glasierte Ofenkacheln, das kleine Bleimodell einer Christusdarstellung, Kettenpanzerreste, Schwerter, eine Nietenschere und das Fragment einer Pilgermuschel. Im Schlusskapitel bestimmt Peter-Hugo Martin die gefundenen Münzen aus der Römerzeit, dem Mittelalter und der Neuzeit bis ins 19. und 20. Jahrhundert. Alle Funddokumentationen belegen eine beinahe lückenlose Siedlungskontinuität „eines der bedeutendsten archäologischen Denkmäler, die wir im Lande haben – hier ist Geschichte mit Händen zu greifen“ (so Dirk Krause vom Landesdenkmalamt). Es bleibt zu wünschen, dass kommenden Forschergenerationen die Mittel bereitgestellt werden, um die Aufschüttungen an den Hängen zu untersuchen. Dann könnten sich die Anzeichen bestätigen, dass im 5. Jahrhundert v. Chr. auf dem Heiligenberg nicht nur ein bedeutender, befestigter Zentralort der Kelten, sondern sogar ein Fürstensitz lag.

Der vorliegende Band berichtet von außergewöhnlichen Leistungen archäologischer und baugeschichtlicher Forschung. Jedem, der sich intensiv mit der Geschichte des Heiligenberges beschäftigen möchte, sei er empfohlen. Freilich stehen die Funddokumentationen eher unver-

mittelt nebeneinander. Wer einen zusammenhängenden Überblick über die wechselvolle Besiedlungsgeschichte des Berges, insbesondere die Kelten- und Römerzeit sucht, sei auf das oben erwähnte Buch von Renate Ludwig und Peter Marzollf verwiesen.

Reinhard Riese

Susanne Fiek: Heidelberg zu Fuß. Die schönsten Sehenswürdigkeiten zu Fuß entdecken, Frankfurt/Main 2012, 168 S., 12,80 Euro; **diess.: Heidelberg.** Bilder, die Geschichten erzählen, Wartberg Verlag 2013, 71 S., 16,90 Euro

Die Autorin Susanne Fiek hat in den vergangenen drei Jahren vier Bücher zu Heidelberg herausgebracht. In zwei Bändchen erzählt sie lustige Geschichten, Anekdoten und Begebenheiten voller Humor und Kurpfälzer Witz von und über Heidelberg „Urgesteine“, – selbst erlebt oder belauscht. In einem dritten schmalen Bändchen stellt sie auf 167 Seiten acht Führungen durch Heidelberg und seine Stadtteile vor, die, wie es im Titel schon heißt, bequem zu Fuß zu entdecken sind. Die längsten Touren mit 6 und 7 km beginnen am Bismarckplatz und führen zum einen nach Ziegelhausen zum Stift Neuburg und zum anderen durch Bergheim und die Weststadt in einen der südlichstgelegenen Heidelberger Stadtteile, nach Rohrbach. In knappen, aber liebevollen Beschreibungen werden die wichtigsten Sehenswürdigkeiten umrissen. Sehr praktisch sind die Hinweise: Jeder Führung ist ein Stadtplanausschnitt mit Streckenverlauf beigelegt. In violett hinterlegten Kästchen ist zu jeder Führung Länge, Dauer, Strecke und die Erreichbarkeit mit dem ÖPNV beschrieben, aber auch Öffnungszeiten der jeweiligen Einrichtungen, die auf der Strecke liegen, und Eintrittspreise, die natürlich ihre Aktualität verlieren, sind dort zu finden. Neben den reinen Klassikern wie Altstadt, Schloss und Philosophenweg finden sich auch Touren auf den Königstuhl und durch das Neuenheimer Feld. Die „Heidelberger Einkaufs(ver)führung“ führt den Gast auch in versteckt liegende kleine Geschäfte in den Seitengassen und ein „Kulinarischer Streifzug durch die Heidelberger Altstadt“ ist auch nicht in jedem Stadtführer zu finden. Am Ende rundet eine Liste mit Festivals und Events, die alljährlich in Heidelberg stattfinden, den Band ab.

Im Herbst 2013 ist Susanne Fieks viertes Buch veröffentlicht worden: Heidelberg. Bilder, die Geschichten erzählen. Der mit einem Grußwort von OB Eckart Würzner versehene Bildband zeigt wunderschöne Fotografien meist in Schwarz-weiß aus ca. 50 Jahren von allen Heidelberger Stadtteilen – beginnend nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die jüngste Vergangenheit. Neben den baulichen Veränderungen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Stadtteilen ein neues Gesicht geben und den Betrachter in ihren Bann ziehen, ist es immer auch die besondere Stimmung, die Schwarz-Weiß-Bilder vermitteln – ob es die noch ländlich geprägten Stadtteile mit ihren offenen Bachläufen sind wie Rohrbach und Handschuhsheim, die idyllischen Bauernhofansichten vom Pleikartsförsterhof und dem Bierhelderhof oder die einstigen Streuobstwiesen des Emmertsgrunds und die Bleichwiesen in Ziegelhausen. Auch die Vielzahl der nach dem Krieg noch freien Geländeflächen verblüfft immer wieder (S. 40, 41, 44, 46). Erstaunlich ist auch, dass man das schön gegliederte und in seinen räumlichen Proportionen ausgewogene ehemalige Verwaltungsgebäude der Kraftanlagen Heidelberg – ab 1973 beherbergte es das Fernmeldeamt – 1987 abris. Erbaut in den 1920er Jahren war es eines der wenigen Gebäude in der Innenstadt aus dieser Zeit. Es musste dem Gebäude der Atosklinik weichen. Überraschend auch immer wieder das an manchen Ecken so großstädtisch wirkende Heidelberg wie an der Kreuzung Haupt- und Akademiestraße (S. 15), wo durch die verschiedenen Straßengebiete (Gehsteig, Straße), fahrende Autos und Passanten sowie die schön gegliederte Fassade der Handels- und Gewerbebank eine gewisse Weite suggeriert wird oder am Anfang der Hauptstraße (S. 4), dort gerade der engen Verkehrsverhältnisse wegen. Neben knappen, informativen Texten, die die Abbildungen begleiten, wird jeder Stadtteil mit einer kurzen Beschreibung eingeführt. Ein insgesamt schön gemachter Bildband mit 71 Seiten, dem man viele Betrachter wünscht. Man möchte noch länger blättern und schauen.

Claudia Rink

Peter Sinn: Zur Landschaft und Geschichte von Heidelberg-Handschuhsheim.
Gesammelte Aufsätze, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Basel 2013,
264 S., 22 Euro

Das Buch des promovierten Geographen und Geologen Peter Sinn bietet dem an Handschuhsheim Interessierten einen breiten Strauß an Wissens- und Bemerkenswertem rund um den einst landwirtschaftlich geprägten Ort. Der Autor kann dabei auf über drei Jahrzehnte vorwiegend eigener Forschungen und Publikationen zurückgreifen. Wer eine routinierte, konsequent organisierte Monographie zum naturräumlichen Rahmen und zur Ortsgeschichte von Handschuhsheim erwartet, wird schon im Untertitel auf das besondere Format des Buches hingewiesen: In den „Gesammelten Aufsätzen“ drückt sich die historisch gewachsene inhaltliche Eigenständigkeit der einzelnen Beiträge aus, die während der langjährigen Arbeiten des Autors zu den verschiedensten Themenfeldern entstanden sind und hier – längst überfällig – dem Leser gemeinschaftlich zur Verfügung gestellt werden. Diese Struktur bringt stellenweise Redundanzen mit sich, andererseits macht sie die individuelle Lektüre einzelner Themen erst möglich.

Es ist Peter Sinn trotz der engen Verflechtungen von Naturraum- und Kulturentwicklung gelungen, die bemerkenswerte Fülle an Wissen nach inhaltlichen Schwerpunkten in sechs Themenbereiche zu gliedern und – wo nötig – auf den neuesten Stand zu bringen. Er gibt dem Leser damit ein wertvolles Nachschlagewerk zur Geologie und Geomorphologie, zur Siedlungsgeschichte, dem lange Zeit prägenden Weinbau, aber auch zum Handschuhsheimer Feld mit seiner intensiven Landwirtschaft, schließlich auch zum geistlichen und weltlichen Wirken und den Eigenarten der örtlichen Bevölkerung in die Hand. Es wird dazu beitragen, dass insbesondere die Jüngeren oder Zugezogenen ihren Heimatort künftig mit anderen Augen betrachten. Die Aufsatzsammlung ist dabei sicher auch im besten Sinne ein „Selbstportrait“ des Heimatforschers Sinn geworden, der seine Verbundenheit mit „Hendesse“ und den „Hendsemern“ an vielen Stellen erkennen lässt.

Der erste Themenblock vermittelt eingangs in einer gut verständlichen Form und dennoch wissenschaftlich differenziert die grundlegenden tektonisch-geologischen Informationen, die die Basis für ein gesamtheitliches Verständnis der weiteren Beiträge liefern. Hierauf bauen die unmittelbar folgenden Aufsätze auf, die schließlich in die Darstellung der kleinräumigen Handschuhsheimer Reliefgeschichte und ihrer Umgestaltung durch die menschlichen Aktivitäten münden. Der zweite Teil wendet sich geoarchäologischen Themen zu. Beginnend bei den Spuren der keltischen Besiedlung spannt sich der Bogen über römische Aktivitäten auf dem Heiligenberg und im Handschuhsheimer Feld bis hin zu den Zeugnissen der Zerstörung Handschuhsheims im Jahre 1689, die bei Baumaßnahmen immer wieder aufgeschlossen werden.

Dem für den Ort 1100 Jahre lang so prägenden Weinbau ist ein eigener Themenblock gewidmet. Neben der historischen Entwicklung der Rebflur ist insbesondere die Beschreibung wiederentdeckter alter Rebsorten bemerkenswert. Schließlich erfährt der Leser noch Weiteres zur früheren Nutzung des Steinbergs. Es schließen sich Beiträge zum Handschuhsheimer Feld an, so zum Wirken des bekannten Agronomen Stefan Guggenmus. Anschließend rücken Kirchen und Friedhöfe in den Mittelpunkt der historischen Betrachtungen und leiten zum letzten Themenblock über, der sich mit der Geschichte der Heimatforschung ebenso befasst wie mit lokalen Besonderheiten, so dem Lindentanz und Kerweliedern.

Insgesamt betrachtet ist das Buch eine Hommage an die Geschichte und das Umfeld eines Ortes, der dem Geographen und Heimatforscher Peter Sinn seit beinahe einem halben Jahrhundert zur Heimat geworden ist. Es ist ein Geschenk an seine Mitbürgerinnen und Mitbürger und ein Anstoß, sich mehr für die eigene Umgebung und Geschichte zu interessieren. Und wie sich auch Handschuhsheim stets weiterentwickelt hat, so ist auch die heimatkundliche Forschung noch nicht zum Abschluss gekommen – drängende Fragen sind beispielsweise die tatsächliche Geschichte des Bürgel oder auch die detailliertere Aufklärung der Reliefentwicklung, auf die der Autor hinweist und für welche ihm für die Zukunft die nötige Gesundheit und Muße zu wün-

schen sind. Die zahlreichen, überwiegend farbigen Illustrationen haben einen wesentlichen Anteil daran, die textlichen Ausführungen stets anschaulich und nachvollziehbar zu machen. Einzig eine Übersichtskarte der beschriebenen Lokalitäten hätte dem mit dem Ort nicht so Vertrauten geholfen, die räumlichen Zusammenhänge besser nachvollziehen zu können.

Abschließend betrachtet fördert das Buch viel Verborgenes zutage, das als Nachschlagewerk insbesondere für alle Handschuhsheimer überzeugen kann und mit dem der Autor sein langjähriges Engagement krönt.

Bertil Mächtle

Christian Reinhardt: Fürstliche Autorität versus städtische Autonomie. Die Pfalzgrafen bei Rhein und ihre Städte 1449 bis 1618. Amberg, Mosbach, Nabburg und Neustadt an der Hardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 186), W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2012, 563 S., 49,00 Euro

Anzuzeigen ist eine materialreiche Freiburger Dissertation. Sie stellt sich als Aufgabe, neue Aspekte der Geschichte der Kurpfalz nicht im Allgemeinen, sondern durch Studien zu den Teilterritorien und deren Städte herauszuarbeiten. Untersucht werden vier Städte: Neustadt/Hardt und Mosbach im Westen sowie Amberg und Nabburg in der Oberpfalz. Die Auswahl der Städte wie des Untersuchungszeitraums 1449 bis 1618 orientiert sich an der vorhandenen Aktenüberlieferung. Am Anfang stehen Porträts der vier ausgewählten Städte. Gegen die örtliche Forschung und ihre Tendenz zu Frühdatierungen setzt Reinhardt die Gründung Neustadts für die Zeit um 1240 an (S. 44f.). Neustadt ist damit von diesen vier Städten die einzige wittelsbachisch-pfalzgräfliche Gründung. Lediglich während der Regierungszeit des lutherisch gesonnenen Kurfürsten Ludwig VI. bildete die linksrheinische Pfalz unter dem Administrator Johann Casimir mit dem Mittelpunkt Neustadt einen eigenen Teilstaat. Amberg und Nabburg kamen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts als bereits entwickelte Städte an die Wittelsbacher, fielen mit dem Hausvertrag von Pavia an die rheinische Pfalz und wurden als Teil des „Kurpräzipium“ auch nach der pfälzischen Landesteilung von 1410 von Heidelberg aus regiert. Mosbach, 1329 von der Pfalz erworben, wurde 1410 Sitz der Nebenlinie Pfalz-Mosbach. (Ein Hinweis auf Mosbachs Rückkehr zur Kurpfalz im Jahr 1500 lässt sich bei Reinhardt allerdings nicht finden).

Bei der Analyse der „Bedeutung der Städte im Bewusstsein der Pfälzer Kurfürsten“ (S. 142–149) wird die Vorgeschichte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts knapp abgehandelt. Es gab ein Auf und Ab mit tendenzieller Zunahme der Spannungen zwischen städtischem Autonomiebestreben und landesherrlicher Einordnung. Beispielhaft ließe sich ergänzen, dass im 14. Jahrhundert die drei Ruprechte als Statthalter der Oberpfalz in Amberg mitten in der Stadt in einem unbefestigten Palast residierten. Erst Ludwig III. begann 1417 mit dem Bau einer Residenz, die sich wehrhaft von der Stadt abschirmte.

Die Städte waren aus Sicht des Landesherrn stets vorrangig territorialer Besitz, Einnahmequelle und erst in dritter Linie Partner mit genau definierten, begrenzten Rechten. Auf der Gegenseite profitierten die Städte vom landesherrlichen Schutz, von immer wieder gewährten Vergünstigungen und Zuwendungen und von den Aufstiegsmöglichkeiten für die Kinder der führenden urbanen Schichten. An den Gedanken einer eigenständigen, reichsunmittelbaren Entwicklung wagten sich die genannten Städte nicht, sondern fochten um ihre Interessen zumeist mit untergeordneten Behörden. Eine offene Rebellion wagte nur Neustadt im Bauernkrieg. Vier Konflikte mit der Landesherrschaft ragen aus dem sonstigen eher friedlichen Miteinander heraus. Auffällig ist, dass die Städte dabei – außer 1525 – legalistisch auftraten und ihre Positionen an geltendes Recht anlehnten.

Der Amberger Rat weigerte sich 1452/53, Kurfürst Friedrich I. zu huldigen, da sie bereits dem unmündigen Philipp (dem Aufrichtigen) Treue geschworen hätten. Friedrich (der Siegreiche), Philipps Vormund, zog 1454 bewaffnet in die Oberpfalz, Amberg verschloss die Tore, ergab sich aber

dann doch und holte die verlangte Huldigung nach (S. 412f.). Reinhardt stellt Friedrichs Handlungen nur verkürzt dar: Es fehlen die drei Hinrichtungen auf dem Marktplatz und der Umbau des Stadtschlusses, das nun einen zusätzlichen Zugang von außen erhielt. Diese Zwangsmaßnahmen prägten auf lange Zeit das Gedächtnis der Amberger.

Neustadt öffnete am 6. Mai 1525 den aufständischen Bauern seine Tore. Die Forderungen des Bürgertums waren dieselben wie in anderen Städten: Beschneidung der Privilegien der Geistlichkeit, Säkularisation der Klöster und allenfalls in dritter Linie mehr Rechte gegenüber der Landesherrschaft. Hier vermisst der Rezensent Hinweise auf Wendel Hipler, den genialen Kanzler der aufständischen Bauern zwischen Neckar und Main, der 1522/23 als Landschreiber in Neustadt in pfalzgräflichen Diensten gestanden war: Jede Aktenspur wäre wichtig, und wenn es nur eine Fehlanzeige gegeben hätte. Für Neustadt nennt Reinhardt ein Blutgericht mit acht Hinrichtungen (S. 455), allerdings weiß der Chronist Peter Harer, dass es „etliche mehr“ waren.

1576 folgte auf Kurfürst Friedrich III. dessen lutherischer Sohn Ludwig VI. Um das reformierte Bekenntnis zu wahren, erhielt der jüngere, calvinistische Bruder Johann Kasimir die linksrheinische Pfalz als Fürstentum zugewiesen. Dagegen sperrte sich Neustadt, da es nach verbrieftem Recht zum Kurpräzipium gehörte und damit eigentlich teilungsimmun war. Johann Kasimir besetzte im August 1577 die Stadt und zwang die Bürger zur Huldigung (S. 488). Nicht ersichtlich ist, dass dabei aus Neustädter Sicht konfessionelle Fragen involviert waren.

Anders in der Oberpfalz. Als sich nach dem Tod Ludwigs VI. dessen Sohn Friedrich IV. wieder das reformierte Bekenntnis durchsetzte, wehrte sich die lutherische Oberpfalz vehement gegen diesen Konfessionswechsel. In einer Reihe von Unruhen kam es im Februar 1592 zum „Amberger Lärmen“, bei dem calvinistische Prediger und sogar das Stadtschloss angegriffen wurden. Die Heidelberger Regierung blieb zunächst ruhig, bis 1597 die Glaubensfragen dann doch im Sinne der Staatskirche entschieden wurden. Zugleich wurde die landesherrliche Aufsicht über der Rat, Gericht und Schule verschärft. Damit war in Amberg, Nabburg und den übrigen Städten der Oberpfalz die „politische Autonomie endgültig gebrochen“ (S. 507).

Was hier als Abfolge offener Konflikte geschildert wird, wird in Reinhardts systematischer Darlegung als Gesamttenenz der Entwicklung im Zeitraum 1449–1618 belegt: Die pfälzische Landesherrschaft wurde aus- und die ohnehin kaum entwickelte städtische Autonomie abgebaut; die Konfessionspolitik war dabei im 16. und 17. Jahrhundert von hoher Bedeutung; für die Städte – jedenfalls für ihre Oberschichten – bedeutete das einen Verlust an Macht, dem aber wirtschaftliche und soziale Vorteile entgegenstanden.

Christian Reinhardt geht in seiner Forschung neue Wege: Sein Städtevergleich führt die heute durch mehrere Grenzen getrennte Landesgeschichte der Kurpfalz zusammen; er erschließt kommunales Aktenmaterial und findet so einen Zugang zur Deutung der Haltung der Städte gegenüber der Landesherrschaft. Mitunter war eine engere Verschränkung zur Ereignis- wie zur Baugeschichte zu wünschen, aber angesichts des Umfangs von 563 Seiten lassen sich Erweiterungen nicht ernsthaft einfordern. Zu hoffen ist vielmehr, dass weitere grenzüberschreitende Untersuchungen folgen. Reinhardts Arbeit hat die Messlatte dafür hoch gelegt.

Hans-Martin Mumm

Burkhard Pape: Das Heidelberger Schloss und seine Befestigungen. Neuauflage 2013, Michael Imhof Verlag, 138 S. mit 242 schwarz/weiß-Abbildungen, 19,95 Euro

Der Verfasser legt eine erweiterte, überarbeitete und aktualisierte Neuauflage seiner im Jahre 2006 erschienenen Untersuchung der Heidelberger Schlossanlage vor. Die Arbeit zeichnet sich als eingehende, von hoher Sachkunde getragene, reich mit Abbildungen versehene Beschreibung des Schlosses in seiner Erscheinung als Befestigungsanlage aus. Die Heidelberger Schlossruinen als fortifikatorische Anlage zu verstehen, ist gleichsam die Rückkehr zu den Quellen, denn als Burg ist

der Schlossberg (und zuvor schon die Obere Burg) bebaut worden. Dabei muss, was das Interesse an der Erkenntnis des Schlosses als Burganlage betrifft, berücksichtigt werden, dass der Schlossbesucher gar keine Gelegenheit hat, sich damit zu befassen, weil die entsprechenden Bauten dem Publikum nicht zugänglich sind. Die Bezeichnung der Ruinen als „Schloss“ hat die ursprüngliche und eigentliche Bedeutung des Bauwerks so weit in den Hintergrund gedrängt, dass von sich aus wohl fast niemand die Frage nach den „fortifikatorischen Einrichtungen“ stellt.

Das großformatige Buch mit einem Umfang von knapp 140 Seiten kommt in schöner Aufmachung daher. Das Titelbild ist eine Gesamtabbildung der Schlossanlage aus einer Teil-Vogelperspektive mit nach vorn unten abgewinkelter Kamera. An der linken und rechten Seite, weit unterhalb der Schlossruinen, sieht man im umgebenden Waldgebiet Teile von Wohnhäusern. Sie vermitteln eine Vorstellung von der Größe und Massigkeit der Schlossanlage.

Qualitativer Maßstab für die Behandlung des Stoffes war für den Verfasser die fachliche Verlässlichkeit der Darstellung seines Themas. Das macht die Verwendung des in der Burgenforschung vorhandenen Begriffsapparates (siehe Glossar Seite 131 ff.) erforderlich. Dadurch ist das Buch nicht leicht zu lesen. Nach der detaillierten Darstellung der einzelnen Befestigungswerke lautet beispielsweise der dritte Satz in der „Zusammenfassung“ auf Seite 85 wie folgt, wobei die Worte in (Klammern) vom Rezensenten stammen: „Als frühneuzeitliche Verstärkungen der Schlossverteidigung gelten die Batteriewälle (im Festungsbau Geschützstellung), die Kasematzen (Räume, die gegen Beschuss gesichert sind) in den Eskarpengalerien (unter den Gewölben einer Eskarpenmauer, schlossseitige Böschungsmauer des Grabens, entlangführende Galerie zur Bestreichung des Grabens), Künette (Wasserlauf auf der Sohle des Hauptgrabens) und Inundation (Überschwemmung), die Redouten (kleines trapezförmiges oder polygonales Vorwerk einer Festung, das mit der Hauptverteidigungslinie in Verbindung steht), der Seltenleer in seiner Funktion als Kavalier (erhöhte Plattform zur Deckung der Vorfeldebefestigung durch Feuer), die Wasserkasematte als Kaponniere (fest gedecktes oder massiv gemauertes, den Hauptgraben sperrendes Werk, aus dem die Verteidiger mit Gewehren oder Geschützen die Angreifer auf der Sohle des Befestigungsgrabens beschießen konnten) und die Malteserschanze in der Funktion eines Reduits (selbständiges, verteidigungsfähiges Rückzugswerk einer Festung) sowie bedingt die defensible Altanhalle, das defensible Zeughaus und die defensible Südbrücke.“

Der Autor hat seiner Untersuchung zahlreiche schwarz-weiß Fotos zur Erläuterung beigelegt und dabei das jeweilige Kalenderjahr der Erstellung der Aufnahme angegeben. Dabei wird deutlich, dass sein Werk das Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit dem Thema ist. Er schreibt seine Untersuchung gegen das landläufige Vorstellungsbild von der Ruine, weil sie als Schloss und damit unterschwellig als Ort höfischer Feste angesehen und verstanden wird. Würden die Ruinen als das bezeichnet, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich Reste einer gewaltigen befestigten Residenz, läge die Frage nach der Beschreibung des Schlosses aus fortifikatorischer Sicht viel näher.

Die Aufbereitung des „sperrigen Themas“ ist insgesamt gelungen. Das wird jeder sagen, der das Buch zur Hand nimmt. Es gliedert sich in 23 Abschnitte, beginnend mit der Blickrichtung nach Osten (entgegen dem Uhrzeigersinn), über die Nordfront zum Westwall und weiter zum Südtor.

Dietrich Bahls

Reinhard Zimmermann: Das Heidelberger Schloss. Seine Bauten, seine Bewohner, seine Geschichte. Edition Lioncel, Trier 2012, 92 S., 130 Abbildungen, durchgehend farbig, 16,80 Euro; **ders.: Heidelberg Schloss und Schlossgarten,** Faltblatt, DIN A2, beidseitig farbig bedruckt, ein großer Lageplan und 47 Abbildungen, 2,90 Euro

Schon von außen ist das Buch von Reinhard Zimmermann eine ästhetische Freude. Im DIN A4 Format gibt es den Blick in den Schloss-Innenhof auf den Giebelbau des Gläsernen Saalbaus, auf das oberste Geschoss des Glockenturmes und auf den nordöstlichen Teil der Fassade des Ottheinrichs-

baus im hellen klaren Sonnenlicht wieder. Der Blick auf die Schlossruine soll den Betrachter ja nicht herabdrücken, sondern erbauen. (... die alte Burg ... trauert in lichten Farben ... Schäumend tosten hier die Becher ... Heidelberg, Du Jugendbronnen)

Die vom Einband vermittelte Erhebung setzt sich fort auf dem doppelseitigen Vorsatz mit einer Überblicksansicht auf das Schlossareal auf der rechts oben auch das neue Besucherzentrum des Architekten Max Dudler zu erkennen ist. Die Blickrichtung geht nach Südosten. Das Bild ist eine am Computer überarbeitete Pastellzeichnung. Dem Autor ist es auf diese Weise gelungen, die Schlossfassaden in allen Einzelheiten scharf und schattenlos wiederzugeben. Um dies zu erreichen, hat er am Computer die Vegetation von Bäumen und Büschen an mehreren Stellen entfernt. Dadurch ist die Ansicht nicht ganz realitätstreu. Kein Mensch ist auf ihr zu sehen. Diese Beobachtung macht der Leser zu beinahe allen vom Verfasser beigezogenen Aufnahmen. Personen tauchen überwiegend dann auf, wenn historische Ansichten übernommen werden.

Der Wert der Darstellung vom Schloss besteht aber nicht in Äußerlichkeiten wie dieser, sondern im inhaltlichen Konzept mit der klaren Einhaltung der Vorgabe, die sich der Verfasser vorgenommen hatte. Das Werk ist ein Kinder- und Jugendlichen Sachbuch, was schon dadurch deutlich wird, dass der Leser mit "du" angesprochen wird, das aber in relativ wenigen Fällen. Dem Leser drängt sich die Frage auf, weshalb der Autor den Kreis der Benutzer des Werkes auf bestimmte Personen beschränkt. Die Darstellung vom Schloss und seinen Bewohnern geht über eine ungeschriebene Grenze an Tiefe in der wissenschaftlichen Vollständigkeit nicht hinaus. Das Buch ist für jeden Erwachsenen, der sich mit dem Heidelberger Schloss beschäftigen will, ausnahmslos inhaltlich interessant, ohne einen Fußnotenapparat oder die Darstellung des Diskussionsstandes zu einem Detail vor sich herzuschieben. Mit insgesamt 130 farbigen Abbildungen ist das 92-seitige Buch reich illustriert. Es ist ein ideales Vademekum zur Erläuterung der Mauern, Türme, Paläste des Schlosses und des Schlossparks sowie der Lebensform der Bewohner dieser Anlage.

Die Gesamtanlage wird in 29 Kapiteln behandelt, so dass für jeden zu beschreibenden Teil des Schlosses und der Außenbezirke durchschnittlich drei Seiten zur Verfügung stehen. Als Heidelberger und als Mitglied des Geschichtsvereins kennen die meisten die Bauten, Mauerteile und Dekorationen der Ruinen. Mit dem Buch als Begleiter an Ort und Stelle werden einem die einzelnen Stationen erläutert und durch die Kombination von Augenschein und Erklärung bewusst. Die Fotos im Buch geben die Orientierung an, der Text die Belehrung und eventuell selbst aufgenommene Bilder sind die Kontrolle, ob jeder die Mitteilungen in den Kapiteln des Buches richtig in sich aufgenommen hat.

Nicht alle erwähnenswerten Details konnten in dem Buch Platz finden, so auch nicht die Sonnenuhr am Giebelbau des Gläsernen Saalbaus. Im Sommerhalbjahr bleibt die Sonnenuhr an dem Palastbau um eine Stunde „Sommerzeit“ gegenüber der mitteleuropäischen Normalzeit sowie um die zusätzliche halbe Stunde der amtlichen Zeit gegenüber der Ortszeit zurück (rund die halbe Strecke der Entfernung von Görlitz gegenüber Greenwich).

Auf Seite 47 weist der Autor auf die beiden abgebildeten Fenster im Frauenzimmerbau mit hohem Mittelfenster und kürzeren Seitenfenstern als „Stufenfenster“ hin. Diese Dreigliedrigkeit der Fenster tritt in unterschiedlichen Erscheinungsformen als Gestaltungsmöglichkeit von Schmuckfenstern in der Epoche der Renaissance in Erscheinung. Als Serlianafenster bestehen sie in einem erhöhten Mittelteil mit Rundbogenfenster und zwei kürzeren Seitenfenstern mit waagrechttem Sturz. Mit und ohne Rundbogen haben diese Fenster die Gestalt einer Silhouette des menschlichen Körpers. Der Umgang mit dieser Fensterform in allen denkbaren Varianten war immer eine beliebte architektonische Gestaltungsform. Zum Beispiel befinden sich an der Heidelberger Theodor-Heuß-Realschule in der Plöck elf Fenster dieser Art in die Fassade eingefügt, sieben im Musiksaal und je zwei in den beiden Treppenhäusern. Der Hinweis des Autors macht erfreulicherweise die Leser seiner Schlossbeschreibung auf diese noble Form von Fenstergestaltungen aufmerksam.

Dietrich Bahls

Volker Hartmann, Wilhelm Kühlmann: Heidelberg als kulturelles Zentrum der Frühen Neuzeit. Grundriß und Bibliographie, Manutius Verlag, Heidelberg 2012, 204 Seiten mit Abb. und Personenregister, 29,80 Euro

Der Band versteht sich, so das Vorwort, als „Gesamtüberblick über die kulturelle Bedeutung Heidebergs in der Frühen Neuzeit“. Er entstand in der Arbeitsstelle „Europa Humanistica“ der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Deren Leiter Wilhelm Kühlmann, Heidelberger Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, und Volker Hartmann, Mitarbeiter der Arbeitsstelle, legen damit ein lesenswertes und gelehrtes Kompendium zur Entwicklung der Stadt vom 14. bis ins 18. Jahrhundert vor. Es bietet nicht nur einen hilfreichen Einstieg in diese Epoche Heidebergs, sondern liefert auch mit umfassenden Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln einen wahren Fundus für die vertiefende Lektüre.

Auf eine Einführung zur Entwicklung der Stadt im Rahmen der kurpfälzischen Geschichte sowie zur Universitätsgeschichte folgen in knapper, handbuchartiger Form Kapitel zur Philologischen Fakultät, zu Theologie und Konfessionsgeschichte, zu Jurisprudenz sowie Medizin. Daran schließen sich Darstellungen über Architektur und bildende Kunst, Literatur, Publizistik und Musik an. Der Bibliotheca Palatina ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Abgerundet wird das Kompendium mit einem Artikel zum „Mythos Heidelberg“.

Die Perspektive bleibt dabei auf Heidelberg gerichtet; eine zumindest abschließende Bewertung der Bedeutung Heidebergs im Kontext der übergeordneten geistesgeschichtlichen und kulturellen Strömungen wäre wünschenswert gewesen. Wie ein Fremdkörper wirkt hingegen der letzte Abschnitt zum „Mythos Heidelberg“. In einem Parforce-Ritt führt er auf zwei Seiten durch die literarisch-künstlerische Heidelberg-Rezeption bis in die Gegenwart. Seit dem 19. Jahrhundert sei Heidelberg „kaum mehr bewußter Erinnerungsort der alten politischen, literarischen und wissenschaftlichen Bedeutung“ (S. 186) – zu Unrecht, wie dieses neue stadthistorische Standardwerk zur Frühen Neuzeit vermuten lässt.

Julia Scialpi

Norbert Bosslet: Heilige Mauern. Heidebergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte. o. O., o. J. [Heidelberg 2013]. 105 Seiten. Ohne ISBN, nicht im Buchhandel erhältlich. Verkaufspreis an der Klosterpforte 10,00 Euro

Im Denken und Fühlen der Bewohner mittelalterlicher Städte ist der symbolische Schutz durch heilige Reliquien und damit Kirchen und Klöster höher zu bewerten als jener durch Befestigungsanlagen. Militärisch war Heidelberg wohl nie erfolgreich zu verteidigen. Bei Gefahr von außen, wie überhaupt im Alltag, verließ man sich auf den Beistand der Heiligen. Die Mauern der ihnen geweihten Gebäude waren heilig, die Stadtmauern, soweit vorhanden, nicht. Daher wundert es, dass es in der eigentlichen Stadt Heidelberg bis zur Reformation nur fünf Kirchen und Klöster gab (Heiliggeist, St. Jakob, Franziskanerkloster, Augustinerkloster und erst seit 1476 das Dominikanerkloster). Das entnehmen wir jedenfalls dem Buch von Pater Norbert Bosslet mit dem Titel „Heilige Mauern“. Die Peterskirche (die im vorliegenden Band nicht behandelt wird) war bis 1392 extra muros, und die Klöster des Heiligenberg (die hier behandelt werden) lagen bis zum Ende des Mittelalters im Ausland. Zum Vergleich: Metz hatte im Mittelalter ca. 40 Kirchen, Trier 20. Diese Städte waren freilich auch viel bedeutender und hatten mehr Einwohner als das kleine und unwichtige Heidelberg.

Das großformatige Buch (20 x 28 cm) besticht zuallererst durch die reiche Bebilderung. Die meisten Fotos stammen vom Verfasser bzw. von seinem Abt. „Heidebergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte“, so der Untertitel, bezeichnet ein Thema, mit dem sich P. Norbert schon lange beschäftigt. So hatte er 1996 einen Beitrag zur 800-Jahrfeier der Stadt veröffentlicht („Der kirchliche Einfluß auf die Entstehung Heidebergs“, Rhein-Neckar-Zeitung, 27./28. Januar 1996). 2000 gab er zusammen mit Abt Franziskus Heeremann von Zuydtwyck den Kunstführer „Benediktinerabtei Stift Neuburg“ heraus.

Die meisten Heidelberger Klöster des Mittelalters wurden in der Reformationszeit aufgelöst (die auf dem Heiligenberg laut P. Bosslet schon vor der Reformation, vgl. S. 35). Im Zuge der Rekatolisierung im 17./18. Jahrhundert kamen neue Ordensgemeinschaften in die Stadt (Kapuziner, Jesuiten, Karmeliter, Augustinerinnen, Dominikanerinnen). 1693 war das Kapuzinerkloster in der Hauptstraße, eines der wenigen von den Franzosen nicht zerstörten Gebäude, „der Hauptzufluchtsort der bedrängten Einwohner“ (S. 45).

Anfang des 19. Jahrhunderts löste die Obrigkeit sämtliche noch bestehenden Klöster zuweilen auf recht brutale Art auf: „Das Dominikanerkloster in Heidelberg wurde in eine Kaserne verwandelt und die vertriebenen Mönche wurden mit Stockstreichen bedroht, wenn sie ihren Klostergarten nur wieder betreten würden. (...) Zu Weinheim packte man nachts um zwei Uhr vom Pfingstmontag auf Dienstag die widerstrebenden Karmelitermönche in eine Kutsche, führte sie in Begleitung von vier Reitern bis an die mainzische Grenze, wo man ihnen andeutete, jetzt können sie hingehen, wohin sie wollten, nur sollen sie sich ja nicht unterstehen, je wieder in die Pfalz zurückzukehren.“ – zitiert P. Bosslet auf S. 73 aus dem „Memoiren des letzten Abtes von St. Peter, Schwarzwald, Ignatius Speckle“.

Seit jener Zeit war Heidelberg ohne Klöster. Schon 1799 war das Stift Neuburg auf Verlangen der Universität „als Sicherheit für die der Universität vorgestreckte Geldsumme“ (S. 63) an einen Rotgerber verkauft worden. Erst 1926 zogen wieder Benediktiner in die Abtei, wo Pater Norbert heute als einer von 14 Mönchen lebt.

Interessant ist zu erfahren, wohin die Ausstattungen der ehemaligen katholischen Kirchen nach der Säkularisierung gelangten: So kamen die barocken Altäre des Dominikanerklosters über Ilvesheim nach Neunkirchen und Strittmatt (S. 43), ein Altar der Heiliggeistkirche landete auf dem Dilsberg (S. 50). Fotos aus Neunkirchen und Dilsberg zeigen sie uns (S. 42f, 50). Der Dachreiter des Franziskanerklosters sitzt heute ironischerweise auf der ehemaligen evangelischen Kirche in Ziegelhausen (S. 41). Die leere Kirche des Dominikanerklosters diente bis 1857 als Anatomisches Theater (S. 43). Daher heißt der Platz vor dem 1861–63 errichteten Friedrichsbau (Hauptstraße 47–51) noch heute im Volksmund „Anatomiegarten“.

Aus der neuesten Zeit erfahren wir von der Existenz verschiedener katholischer Schwesterngemeinschaften (Kongregationen) in unserer Stadt. Wieviel Heidelberger wissen, dass es hier Vinzentinerinnen, Franziskanerinnen, Niederbronner bzw. Bühler Schwestern, Josefsschwestern und Lioba-Schwestern gibt bzw. gab? Die indischen Ordensschwester der „Congregation of the Mother of Carmel“, die seit 1986 kranke und alte Menschen in Wieblingen betreuen, sind nicht erwähnt, dagegen die evangelischen Diakonissen und Diakone (im Bethanienhaus, Krankenhaus Salem, Haus Philippus).

Die Darstellung der historischen Fakten folgt im Wesentlichen den gängigen Ansichten in der Heidelberg-Literatur. Die Bildunterschrift „St. Vitus geht auf ein ehemaliges Nonnenkloster zurück“ (S. 21), für die ein Beleg fehlt, wird gleich auf der folgenden Seite korrigiert („Die Kirche St. Vitus geht auf eine frühere, dem hl. Nazarius geweihte Kapelle aus dem Jahr 766 zurück“).

Die Bedeutung des Architektur-Begriffs „Konche“ (z. B. auf S. 18 beim Kloster Neuburg erwähnt), ist nicht jedem geläufig. Laut Wikipedia handelt es sich um eine „Einbuchtung oder halbrunde Nische, die in der Regel nach oben mit einer Kalotte abgeschlossen ist. Im Kirchenbau kann eine Apsis oder eine Seitenkapelle als Konche angelegt sein.“

Der „Kommissariatsplatz“, auf dem ab 1703 das Jesuiten-Kollegium errichtet wurde (S. 46) kommt sonst nur bei Oechelhäusser (1913) vor und dürfte den meisten Heidelbergern unbekannt sein. Woher er wohl seinen Namen hat?

Wirklich Neues zur Heidelberger Kirchengeschichte lernen wir zwar nicht, jedoch bietet der Band eine gute Einführung ins Thema, wie sie in dieser Form einmalig ist. Das Buch würde sich gut als Grundlage für den Heimatkundeunterricht eignen (wenn so etwas was heute nicht „total uncool“ wäre). Man kann es ruhig als Krönung des historischen Schaffens von Pater Norbert bezeichnen. Er wurde 1929 in Speyer geboren. Nach dem Studium der Philosophie und

Theologie trat er 1952 in den Benediktinerorden ein. 1956 wurde er in der Abtei Neuburg zum Priester geweiht. Viele Heidelberger Paare ließen sich von ihm trauen. Bis 1996 war er Religionslehrer am Heidelberg College, außerdem Kantor und Archivar der Abtei. Das Klosterarchiv besitzt wertvolle Unikate, die auch für die allgemeine Geschichte Heidelbergs wichtig sind (50 Briefe und Aufzeichnungen von Johann Friedrich Schlosser).

Das Buch „Heilige Mauern. Heidelbergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte“ hat 105 Seiten, keinen Verlag und keine ISBN und ist nicht im Buchhandel erhältlich, nur an der Klosterpforte der Abtei Neuburg, zum Preis von 10 Euro.

- Hansjoachim Räther

Heinz Scheible: Beiträge zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte 2), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2012, 469 S., 39,90 Euro

In der neugotischen Gedächtnishalle des Brettener Melanchthonhauses stehen mannsgroße Statuen der großen Reformatoren. Bei der Positionierung hatte es sich feinsinnig ergeben, dass Johannes Calvin und Philipp Melanchthon an die Stirnseiten gerückt waren, somit am weitesten voneinander entfernt stehen und sich aufgrund der Mittelsäulen nicht einmal ‚sehen‘ können. Tatsächlich waren beide trotz vieler theologischen Berührungspunkte am Ende ihrer Wirksamkeit zerstritten. Im Melanchthonjahr 2010 verschaffte eine Gruppe von drei Künstlern durch die Installation eines Systems von Spiegeln den beiden Kontrahenten die Möglichkeit, sich erstmals wechselseitig in die steinernen Augen zu schauen.

Heinz Scheible, der langjährige Leiter der Heidelberger Philipp-Melanchthon-Forschungsstelle, ist im Herzen wie im Kopf Philippist: Melanchthon ist für ihn der Schlüssel zum Verständnis der Reformation, wenigstens im Südwesten. Der „Heidelberger Katechismus ist nicht von Calvin, sondern eindeutig von Melanchthons Theologie geprägt“, ist einer der Kernsätze (S. 385). Der Weg von Wittenberg nach Heidelberg führe eben immer über den Kurpfälzer Melanchthon. Die *Confessio Augustana* von 1530 stammt in ihrer lateinischen Version von Melanchthon; als 1540 die Druckauflage vergriffen war, veränderte der humanistisch geprägte Wissenschaftler wie selbstverständlich den Text, den er nicht als rechtsrechtliches Dokument, sondern als sein geistiges Eigentum ansah. Bei der Abendmahlslehre fand Melanchthon es passend, die Formulierung, Christus sei bei der Eucharistie „in pane et vino“ präsent, durch eine neue Präposition in Richtung der Schweizer Reformatoren zu ändern: „cum pane et vino“ (S. 382f.). Calvin trat 1541 dieser *Variata*-Version bei. Der lutherischen Seite fiel diese neue Formel erst ein paar Jahre später auf, Friedrich III., der Kurfürst des Heidelberger Katechismus, berief sich in seiner Verteidigung gegenüber dem Kaiser mit Erfolg darauf.

Die weitere Brücke zwischen Wittenberg und Heidelberg ist Zacharias Ursinus, der Hauptverfasser des Heidelberger Katechismus. Ursinus war in Wittenberg Melanchthon-Schüler gewesen, ging nach Genf, dann nach Zürich, dem Schweizer Gegenpol zu Genf, und wurde 1561 von dort nach Heidelberg berufen. (Dass sich bereits 1549 Genf und Zürich in der Abendmahlsfrage auf eine gemeinsame Formel in Richtung symbolische Handlung geeinigt hatten, zählt für Scheible nicht.)

Wenn wir das Szenario des Brettener Melanchthonhauses in der oben dargestellten verspiegelten Version weiterspinnen wollten, dann wäre es ganz im Sinne Scheibles, wenn wir uns vorstellten, Melanchthon und Calvin würden sich kritisch-einverständlich zublinzeln, ohne dass jemals jemand erfahren könnte, was sie sich 2010 tatsächlich gesagt haben.

Der angezeigte Band versammelt Aufsätze und Vorträge des Autors aus den Jahren 1971 bis 2010. Sie kreisen alle um die verschiedenen Phasen der Reformation der Kurpfalz und nennen deshalb auch immer wieder Heidelberg als Ort des Geschehens. Wiederholungen von Befunden und Argumenten sind bei der genannten Zeitspanne unvermeidlich und fördern die Einprägsamkeit.

Martin Luthers Disputation vom April 1518 markiert den Anfang. Der Wittenberger Reformator nahm an einer Synode des Augustiner-Emeriten-Ordens teil und wurde von Pfalzgraf Wolfgang aufs Schloss eingeladen, der ihn aus Wittenberg kannte. Gut belegt ist die Disputation, bei der bekannterweise einige junge Theologen anwesend waren, die später an anderen Orten als Reformatoren hervortraten. Weder bei Scheible noch sonst in der Literatur findet sich allerdings die Überlegung, dass zu den Zuhörern auch die geistlichen Anhänger des Aufstands von 1525 gehört haben müssen, die ihr Engagement für die Bauern vielfach mit ihrem Leben haben büßen müssen, ohne dass wir ihre Namen kennen. Melanchthons abweisendes Gutachten gegen die Bauern im Auftrag des Kurfürsten exkulpiert Scheible mit dem Hinweis, Ludwig V. habe es gar nicht erst abgewartet, als er die Bauernhaufen vernichtete (S. 375).

Ludwigs Bruder Friedrich II. war der Urheber der nächsten Stufe der pfälzischen Reformation, indem er ab 1544 deutsche Predigt, Laienkelch und Priesterehe zugestand. Scheible wehrt sich aber gegen eine Glorifizierung dieses Renaissancefürsten und erklärt die Zuschreibung früher Neigungen zum Luthertum für eine „unbegründete Vermutung“ (S. 57). Dieser Einwand kann noch bestärkt werden durch den Hinweis, dass Friedrich als Oberpfälzer Statthalter 1525 in Neumarkt Schriften Luthers öffentlich verbrennen ließ.

Ottheinrich schließlich hatte als erster Heidelberger Kurfürst, begünstigt durch den Thronverzicht Karls V., den Mut zu einer ernsthaften Kirchenreform. Ihm, der natürlich auch sonst vielfach genannt ist, widmete Scheible 2007 einen eigenen Aufsatz (S. 153–168). Scheible versucht eine Würdigung zwischen „Heldenverehrung“ und herablassender „Abwertung“. Ottheinrich war ein verschwenderischer Fürst und in der eigenen Bildung in allem nur Autodidakt. Dennoch förderte er Wissenschaften und Schulen und sammelte selbst Bücher. 1542 erließ er in Neuburg ein Reformationsmandat, 1556 reformierte er als Kurfürst die pfälzische Kirche, und gab neue Ordnungen für die Kirchenverfassung und für das Schulwesen heraus. Zur Neuaufstellung der Universität holte er sich seinen wichtigsten Mentor Philipp Melanchthon als Gutachter, ohne ihn an Heidelberg binden zu können. Ottheinrich ließ die Nebenaltäre der Heiliggeistkirche abräumen; ausgenommen von diesem Bildersturm von oben waren die Grabdenkmäler des Herrscherhauses: „Ottheinrich ordnete sogar an, daß sie regelmäßig abgestaubt werden sollten“ (S. 151). Erst später wurden sie mit schwarzen Tüchern abgedeckt. Dass sie „von den Franzosen“ zerstört worden seien (ebd.), ist allerdings nicht richtig: Sie ruhen bis heute – allenfalls durch Demontage beim Wiederaufbau der Kirche ab 1700 lädiert – in einem unbekanntem Keller auf dem Gelände des Schmitthennerhauses.

Die weiteren Beiträge sind Philipp Melanchthon und seinem Umfeld gewidmet und berühren Heidelberg nur mittelbar. Am Schluss steht eine Darstellung der Kirchengeschichte Sandhausens, dem Wohnort Scheibles.

Heinz Scheibles genaue und zugleich unpräzise Sprache, die wissenschaftliche Fundierung seiner Beiträge und das besondere Melanchthon-Licht, das er auf die Reformation der Kurpfalz wirft, machen diese Sammlung seiner Aufsätze zu einem Klassiker der Reformationsgeschichte auch der Residenzstadt Heidelberg.

Hans-Martin Mumm

Macht des Glaubens – 450 Jahre Heidelberger Katechismus. Hg. v. Karla Apperloo-Boersma u. Herman J. Selderhuis, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 460 S., 39,99 Euro

Ein unscheinbar kleines Büchlein, 96 Seiten stark im Oktavformat, doch so zwingend wirksam, dass seinen Lehren heute noch mehr als 20 Millionen Menschen folgen: Catechismus Oder Christlicher Vnderricht, wie der in Kirchen vnd Schulen der Churfürstlichen Pfaltz getrieben wird. – Auf Veranlassung Kurfürst Friedrichs III. 1563 in Heidelberg gedruckt. (Digitalisat Universitätsbibliothek Heidelberg:

<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/catechismus1563> – auch als pdf herunterladen.) Das 450. Jahr des Erscheinens wurde mit einer großen Ausstellung gefeiert, die an verschiedenen Orten stattfand, in Heidelberg natürlich und in Apeldoorn in den Niederlanden. Zu den Ausstellungen erschien ein umfangreiches, großformatiges Begleitbuch, das mit zwei Aufsatzteilen und einem umfangreich bebilderten und kommentierten Katalogteil das gesamte Unternehmen zusammenfasst und verdeutlicht. Vorausgegangen war den Ausstellungen im März 2011 eine Wissenschaftliche Tagung in der Johannes a Lasco-Bibliothek in Emden, deren dortige Beiträge in den Katalogband Eingang fanden. Der Ort Emden mag den Kurpfälzer erstaunen, tatsächlich aber erfolgte die Verbreitung des Heidelberger Katechismus in gedruckter Form in Emden, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Zentrum der reformierten Buchproduktion wurde (Hermann J. Seldenhuis: ein Büchlein geht durch die Welt: Von Heidelberg über Emden, S. 19–28).

Die weite Verbreitung des Heidelberger Katechismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist im wesentlichen bedingt durch die religionspolitische Situation; für viele Reformierte bedeutete sie ein Flüchtlingsdasein, und so gelangte der Heidelberger Katechismus auch überall dort hin, wo sich Reformierte aufhielten. Und damit setzt seine besondere Wirksamkeit ein, die der Glaubenserziehung galt, dem öffentlichen Bekenntnis des Glaubens in einer Kirche, die den Heidelberger Katechismus als Formular der Einheit vorgab: Macht des Glaubens.

Und dieser Frage und der Theologie des Heidelberger Katechismus widmet sich ein Großteil der Beiträge, deren Lektüre zum Teil nicht unerhebliche historische und theologische Vorkenntnisse oder aktuelle Erkenntnisrecherchen verlangt. Allein die religionsgeschichtliche Entwicklung bis hin zum Erscheinen des Heidelberger Katechismus ist kompliziert. Irene Dingel versucht sie in ihrem Beitrag: Der Heidelberger Katechismus in den konfessionellen Debatten des 16. Jahrhunderts (S. 41–52) deutlich zu machen, und Frank Engehausen untersucht die Strategien des Konfessionswechsels im 16. Jahrhundert. Das Beispiel der Kurpfalz (S. 85–96). Verständlich wird in beiden Beiträgen die Verwobenheit zwischen politischem Kalkül und herrschaftlicher Vorstellung über das Glaubensglück der Untertanen. Eine große Zahl weiterer Artikel beschäftigt sich mit den manifesten Erscheinungsformen des Heidelberger Katechismus und seiner Rezeption, mit gelegentlich überraschenden Ergebnissen. So der Beitrag von Barbara Mahlmann-Bauer über „Astrologiekritik und reformierte Theologie in Heidelberg“ (S. 147–162), die die entstehende, naturwissenschaftlich begründete frühe Kritik an den überkommenen Lehren der Astrologie untersucht. Besonders hingewiesen seien die Liebhaber der Heidelberger Schlosses auf den Beitrag von Wolfgang Wiese: „Schloss Heidelberg im Zeitalter der Reformation – Architekturgeschichtliche Anmerkungen“ (S. 357–372 mit reichem Bildmaterial). Im zweiten Teil des Bandes werden alle in den beiden Heidelberger Ausstellungsorten (Kurpfälzisches Museum und Schloß) präsentierten Exponate im Bild gezeigt und fachkundig kommentiert und erklärt. Der dritte Teil widmet sich entsprechend der Ausstellung in Apeldoorn. Beide Teile wahre Augenweiden mit höchsten Informationswert.

Insgesamt ein inhaltlich gewichtiger, wunderschön, wenn auch gelegentlich etwas zu bunt aufgemachter Band, der vieles erklärt, aber manches auch im Dunkeln lässt, so beispielsweise die durch die Affinität zum Humanismus aufgenommene Idee, dass die göttlichen Weltgesetze durch die Grundwahrheiten der abstrahierten Mathesis Universalis die Erscheinungsformen des täglichen Lebens veränderten und in den reformierten Gebieten zu einem Aufblühen der Naturwissenschaften führte (Huyghens, Newton, Leibniz). Auch dieses war ohne das Glaubensbuch der Reformierten nicht denkbar.

Jochen Goetze

Gerhard Schwinge: „Flegeljahre“ der badischen evangelischen Kirche? Spätrationalistische und spätpietistische Pfarrer über den Zustand der Kirche. Auseinandersetzungen in Zeitungen und Streitschriften der Jahre 1843 bis 1850, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 95 S., 16,90 Euro

Es gibt historische Persönlichkeiten, die in ihrer Zeit bedeutend waren oder als bedeutend galten, deren Profil im Blick zurück aber verblasst oder ganz in Vergessenheit gerät. Mitunter lohnt eine Entdeckung, nicht selten aber ist der Eindruck unabweisbar, dass die Vergessensmaschine der Geschichte korrekt gearbeitet hat. Karl Zittel (1802–1871) war zu seiner Zeit ein großer Kirchenmann, der als Liberaler auch politisch hervortrat. Er gehörte von 1842 bis 1851 der zweiten Badischen Kammer an, war Abgeordneter der Paulskirche und 1850 im Erfurter Parlament. Pfarrer war er seit 1834 im südbadischen Bahlingen, bevor er 1849 zunächst Zweiter, seit 1867 Erster Pfarrer an St. Peter und Providenz in Heidelberg wurde. 1862–1870 leitete er außerdem als Dekan den Kirchenbezirk Mannheim-Heidelberg. Allerdings hat Zittel weder ein schriftliches Werk von Bedeutung noch eine Schule hinterlassen, die seinen Namen hätten weitertragen können. Entsprechend kurz ist die Liste der Literatur, die sich mit seinem Wirken befasst.

Gerhard Schwinge, pensionierter Theologe und Bibliothekar, ist bei seinen verzweigten Forschungen zur badischen Kirchengeschichte auf bislang nicht ausgewertete Quellen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gestoßen. Die Titelgebenden „Flegeljahre“ stammen aus einer anonymen Schrift von 1846 (S. 52) und sollen die 1840er Jahre als unreif und pubertär, aber eben auch als Zeit des Umbruchs kennzeichnen. Wir kennen diese Zeit sonst als Vormärz mit ihren kämpferischen Debatten und ihrer hinreißenden Lyrik. Schwinges Arbeit deckt das gesamtbadische Spektrum ab, Zittel sei hier aber aufgrund seiner Heidelberger Zeit herausgegriffen.

Schwinge hat erstmals den „Morgenboten“ als „reichhaltige Quelle“ ausgewertet (S. 21, Anm. 41). Die von Zittel Mitte der 1840er Jahre herausgegebene Zeitschrift ist tatsächlich eine Fundgrube. Die politischen Fronten der Gesellschaft spiegeln sich innerhalb der Kirche in den Grabenkämpfen zwischen Pietisten und Liberalen wider. Beide Seiten schenkten sich nichts, und der Karlsruher Kirchenleitung oblag es, immer wieder vermittelnd oder auch disziplinarisch einzugreifen. (Allerdings rechnet Schwinge den Freiburger Nähgarnfabrikanten Karl Mez umstandslos der Erweckungsbewegung zu, S. 66, Anm. 170; dabei stand Mez – außer in Glaubensfragen – 1848 in der Paulskirche Friedrich Hecker nahe. Die ‚soziale Frage‘ war auch schon vor Wichern und Ketteler in der Lage, fromme Christen in Gegensatz zu den herrschenden Strukturen zu bringen.)

Es gelingt Schwinge angesichts der Knappheit dieser Arbeit nicht immer, das gesellschaftliche und politische Umfeld der Debatten in die Darstellung einzubeziehen. So bleibt über längere Passagen der Eindruck hängen, es handle sich bei den geschilderten Kontroversen um etwas, das üblicherweise ‚Pfaffengezänk‘ genannt wird. Das gilt natürlich nicht für Zittels wichtigste Intervention, die „Motion für Religionsfreiheit“, die er am 15. 12. 1845 in der Zweiten Ständekammer Badens einbrachte (S. 34–36). Es ging dabei zunächst um die Rechte der Deutsch-Katholiken, eine liberal-aufklärerische Abspaltung von der Katholischen Kirche; in der Perspektive stellte Zittel mit seinem Antrag allerdings das gesamte staatskirchliche System in Frage: „Lieber keine Kirche als keine Religion“, war einer seiner Kernsätze. Die großherzogliche Regierung ließ keine Debatte über diese Motion (Antrag) zu, sondern löste den Landtag auf. Etwas sprunghaft wechselt Gerhard Schwinge zur Revolutionszeit 1848/49. In Baden standen insgesamt 23 Pfarrer auf der Seite der Revolution und wurden danach strafrechtlich verfolgt. Zittel allerdings blieb „unbehellig“ (S. 72); er war ein Mann des Worts gewesen und nicht der Tat. Er hatte sich allerdings im Januar 1849 öffentlich gegen die pietistische Seite geäußert (S. 77, Anm. 189). Von der Gegenseite saßen sechs Pfarrer im Heidelberger Gefängnis, weil sie gegen die Republik waren und insbesondere die Fürbitte für das geflohene großherzogliche Staatsoberhaupt nicht einstellen wollten. Darüber hätten wir gern mehr erfahren, zumal der ‚Faule Pelz‘ im Heidelberger Volksmund während der anschließenden Preußenzeit ‚Pfarrhaus‘ genannt wurde.

Schwinges Arbeit ist eine aufschlussreiche Untersuchung zur badischen Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert, die ihrerseits weitere Forschungen anzuregen vermag.

Hans-Martin Mumm

Petra Stumm: Leopold Gmelin (1788–1853). Leben und Werk eines Heidelberger Chemikers (Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte. Quellen und Studien, Bd. 33), Centaurus Verlag, Freiburg 2012, 707 S., 35,80 Euro

Der 1788 in Göttingen geborene Leopold Gmelin studierte in Göttingen und Tübingen Medizin und Chemie; ab 1813 hielt er als Privatdozent an der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg Vorlesungen in Chemie, zwei Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor und Direktor des chemischen Laboratoriums ernannt. 1817 erhielt Gmelin einen Ruf nach Berlin, den er jedoch ablehnte, stattdessen verhandelte er erfolgreich mit den zuständigen badischen Ministerien und erreichte die Ernennung zum ordentlichen Professor, er war somit der erste Lehrstuhlinhaber im Fach Chemie in Heidelberg. Unter seiner Ägide wurde 1818 das ursprünglich im Gebäude der Kameral Hohen Schule am Karlstor untergebrachte chemische Laboratorium in das ehemalige Dominikanerkloster in der Hauptstraße verlegt, das gewissermaßen die Keimzelle der naturwissenschaftlichen Institute in Heidelberg bildete. Als Wissenschaftler machte er sich vor allem durch seine zusammen mit dem Physiologen Friedrich Tiedemann durchgeführten experimentellen Untersuchungen über Verdauungsvorgänge sowie die durch die Herausgabe des bis heute weitergeführten Standardwerks „Gmelins Handbuch der anorganischen Chemie“ einen Namen. Nach zwei Schlaganfällen bat er 1851 um die Versetzung in den Ruhestand, sein Nachfolger als Lehrstuhlinhaber war Robert Wilhelm Bunsen. Gmelin starb 1853, sein Grab befindet sich auf dem Heidelberger Bergfriedhof.

Petra Stumms Studie zu Leopold Gmelin wurde 2011 von der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Gesamtfakultät der Universität Heidelberg als Dissertation angenommen. Rund ein Viertel des Bandes entfallen auf die Schilderung von Leben und Werk des Chemikers, der Rest auf die Edition eines umfangreichen Briefwerkes, insgesamt werden 205 Briefe von und an Gmelin sowie fünf Briefe seiner Frau aus den Jahren 1803 bis 1851 veröffentlicht. Der Schwerpunkt des biografischen Teils liegt auf Gmelins Tätigkeit an der Universität und auf seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Daneben erfährt der Leser einiges über das außeruniversitäre Wirken Gmelins, so wurde er etwa 1826 im Rahmen der Ermittlungen zu einem Mordfall mit der Untersuchung von Blutspuren beauftragt. 1833 kamen er und seine Frau durch einen Erbfall in den Besitz einer Papiermühle bei Schriesheim, es gelang Gmelin aber nicht, sich erfolgreich als Unternehmer zu betätigen, so dass er die Mühle nach fünf Jahren wieder verkaufte. Als Heidelberger Bürger engagierte sich ab 1832 intensiv für den Bau eines Aussichtsturms auf dem Königstuhl, nach einigen Rückschlägen wurde das durch Spenden finanzierte Bauwerk schließlich 1835 fertiggestellt.

Insgesamt stellt die auf umfangreichen Quellenstudien basierende Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Disziplinen an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert dar.

Martin Krauß

Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert. Unter Mitwirkung von Nathalie Chamba, Peter Lang, Frankfurt am Main, 2011, 54,80 Euro

Das Buch der Historiker Eberhard Demm und Jaroslaw Suchoples zu Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, so der Untertitel, enthält Beiträge polnischer und deutscher Historiker zu einer Tagung im Gästehaus der Universität Szczecin in Probierowo im November 2005.

Ambitioniert und in der Darstellung breit gestreut suchten die Referenten in heterogenem Material nach Anhaltspunkten dafür, was akademische Existenz letztlich ausmacht, was sie steuert, manipuliert, entfaltet und restringiert. Und schließlich: Wie Wandlungsprozesse bis in die jüngste Gegenwart sichtbar gemacht werden können.

In der Wahrnehmung geschärft durch die Maßstäbe setzenden Studien des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (*Homo Academicus*, 1984; *La distinction*, 1979) und einen von Demm entworfenen Call for Papers-Fragebogen werden zahlreiche, z.T. empirisch schwer erfassbare Aspekte des Wandels akademischer Lebenswelten und Habitualisierungen befragt, z.B. das fragile Machtpotential eines Gelehrten des 19. Jahrhunderts an wechselnden Standorten (Susan Splinter über Christian Gottlieb Kratzenstein), soziales Kapital und Lebensgestaltung von 89 evangelischen Theologen der Nach-48er-Ära (Johannes Wischmeyer). Auch die großbürgerlich-hochherrschaftliche Selbstinszenierung des Nationalökonom und Sozialreformers Lujo Brentano (1844–1931), dargestellt von Richard Bräu und – in eklatantem, sozusagen hausinternem Kontrast – die singuläre Position einer Marianne Weber (Bäbel Mäurer) im Vergleich zu ihrem Schwager, dem machtbewussten, handlungsstarken und unkonventionellen Alfred Weber (Eberhard Demm). Wodurch wir unvermeidlicherweise bei Heidelberg und seiner Universität angelangt sind, jener Arche Noah des deutschen Geistes, die von jeder Spielart akademischer Gattungen mindestens ein Exemplar beherbergte.

Zuvor jedoch vermittelt Ingrid Hudabiunigg durch Auswertung von fünf narrativen Interviews mit Hochschullehrerinnen aus den 60er und 70er Jahren ein eindrucksvolles und schmerzhaftes Bild vom Kampf um akademische Anerkennung und Auskommen, das weiblichen Wissenschaftlerinnen in DDR und BRD zugemutet wurde.

Episodischer dagegen verfahren Hartmut Soell, Heidelberger Neuhistoriker und langjähriger Bundestagsabgeordneter, und Jan Eike Dunkhase, von dem eine umfangreiche Studie über den Historiker Werner Conze vorliegt. Das „Aufbegehren gegen die Mandarine“, das mit der 68er-Bewegung essentiell verbunden war, verursachte Bruchstellen und Karriereknicks, Modalitäten der Anpassung und der nachdrücklichen Abwendung vom „Verfall der Universität“. So recht gelungen scheint mir aber in beiden Beiträgen nicht, die Verbindung von anekdotischen Schlaglichtern mit dem systematischen Ansatz herzustellen. Dabei ist Soell im besten Sinn Zeitgenosse der unruhigen Jahre und sicher anders als Dunkhase imstande, die Projektionen der Studenten auf den NS-Belasteten Conze wie dessen Rückprojektionen auf die Studentenbewegung zu erfassen und zu erklären.

Systematischer verfahren dagegen Barbara Stambolis und das Autorenduo Peter Meusburger und Thomas Schuck. Die beiden Geographen haben 2011 den „Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg“ veröffentlicht, der innovativ die akademischen Wandlungsprozesse durch graphische Darstellungen sichtbar macht. Quantitative Prozesse, etwa zum sozialen Umfeld, der Herkunft, der karrierebedingten Mobilität und den Netzwerken und Schulbildungen, werden so räumlich-empirisch darstellbar – mit einigen aufschlussreichen Revisionen bisheriger Gewissheiten.

Barbara Stambolis' gedankenreiche und anrührende Auswertung von 44 lebensgeschichtlichen Interviews deutscher Universitätshistoriker, die alle 1943 geboren wurden, dokumentiert neben der kaum zu bündelnden Individualität der Lebenswege auch mentale und affektive Strukturen, die diese eigentlich sonderbare Probandengruppe auszeichnet: Krankheit, Sinnkrise, Erfahrungssuche, Revisionen ganzer Lebensentwürfe am „liminalen Übergang vom Berufsleben in den Ruhestand“. Für manche dieser Historiker auch eine paradoxe Entdeckung, dass sie mit „schmerzlicher Gewaltamkeit ... in die Geschichte hineingeboren wurden“ (Ariès) – und diese sie dann obsessiv nicht mehr losgelassen hat.

Die Bedeutung des Interviews als methodischem Instrument zeigt auch der abschließende Beitrag (in englischer Sprache) des in Stettin lehrenden Historikers Jaroslaw Suchoples, der einen weiten Rundgang durch die polnische Wissenschaftsmigration nach Berlin (*Polish Scholars and Students in the Academic World of Berlin 1820 – 2010*) unternimmt.

Norbert Giovannini

Melitta Grünbaum: Begegnungen mit Gundolf. Hrsg. von Gunilla Eschenbach. Mit einem Nachwort der Herausgeberin, Deutsches Literaturarchiv Marbach (Aus dem Archiv, ADA, Heft 5), Marbach am Neckar 2012, 100 S., 14,00 Euro; **Jürgen Egyptien: Friedrich Gundolf in Heidelberg,** Deutsches Literaturarchiv Marbach (Spuren, Heft 98), Marbach am Neckar 2013, 17 S., 4,50 Euro

Nicht nur George-Jünger, sondern auch viele junge Damen pilgerten geradezu in die Heidelberger Vorlesungen des Germanisten Friedrich Gundolf. Dass es dabei in Einzelfällen auch zu einer Art Gegenbewegung seitens des berühmten Gelehrten kam, zeigt ein vom Deutschen Literaturarchiv Marbach herausgegebenes autobiographisches Dokument mit dem Titel „Begegnungen mit Gundolf“. Verfasserin ist Melitta Grünbaum (1902–1984), die von 1924 bis 1927 in Heidelberg studierte und dort mit einer literaturwissenschaftlichen Arbeit bei Max von Waldberg promoviert wurde. Die „Begegnungen“ dokumentieren diese Zeit, wobei es letztlich vor allem um ein Porträt Friedrich Gundolfs und um Grünbaums persönliches Verhältnis zu ihm geht. An dem Manuskript hat die nach dem Studium zunächst als Schauspielerin tätige Österreicherin vor allem auf Grundlage von Tagebuchaufzeichnungen und Briefen seit den 1950er Jahren in Island geschrieben. Dorthin war sie mit ihrem Ehemann, dem Musiker Victor Urbancic, auf der Flucht vor den Nationalsozialisten 1938 emigriert und arbeitete dort als Lehrerin.

Bereits der Entschluss Melitta Grünbaums, in Heidelberg zu studieren, war allein auf Gundolf zurückzuführen, genauer: auf die sie elektrisierende Lektüre von dessen Habilitationsschrift „Shakespeare und der deutsche Geist“, von der sie zu Beginn ihrer „Begegnungen“ begeistert berichtet. Das erste Semester der in Wien geborenen und aufgewachsenen Studentin verläuft allerdings eher enttäuschend, mit dem auch durch andere zeitgenössische Quellen überlieferten monotonen Vorlesungsstil Gundolfs etwa kann Melitta Grünbaum zunächst nicht viel anfangen. Doch mit dem ersten Besuch in seiner Sprechstunde kommt es zu einer persönlichen Annäherung zwischen den beiden, in der Friedrich Gundolf den aktiven Part übernimmt. Begegnungen gibt es in der Folgezeit nicht nur in Heidelberg, sondern auch in Wien und Venedig, später führt der Germanistik-Professor seine Studentin sogar in sein Elternhaus nach Darmstadt. Die Kommunikation erfolgt zudem auf einer zweiten Ebene über einen rege geführten Briefwechsel, ausgetauscht werden außerdem selbst verfasste Gedichte. Keine Frage, dass es sich hierbei auch um eine Liebesbeziehung handelt – freilich um eine, die man im allgemeinen Sprachgebrauch als platonisch bezeichnet. Denn trotz einiger durchaus erotischer Anspielungen (etwa in Gedichten) und trotz offensichtlicher Verführungsstrategien Gundolfs bleibt es an der Oberfläche bei einer – wenn auch ungewöhnlich intensiven – intellektuellen Lehrer-Schülerin-Beziehung.

In ihrem lesenswerten Nachwort weist Gunilla Eschenbach, die Herausgeberin der „Begegnungen“, Friedrich Gundolf anhand dieser Aufzeichnungen einen regelrechten „Don Juanismus“ nach. So schildert Melitta Grünbaum an einer Stelle, dass Gundolf ihr bei dem Besuch in Darmstadt eine „Holzschatulle voll Photographien“ zeigt, in der sich auch Bilder „diverser Weiblichkeiten“ befinden, die der Gelehrte als „seine Damen“ (jeweils mit Charakterisierungen wie „Fürstin“, „Herrin“ oder „mütterliche Freundin“) vorstellt und bei der Gelegenheit auch erwähnt, dass sie, also Melitta Grünbaum, in dieser Reihe für ihn „das Mädchen“ sei. Dass eine gewisse Grenze zwischen Gundolf und Grünbaum nicht überschritten wurde, mag nicht zuletzt an speziellen Vorlieben des Heidelberger Germanisten gelegen haben: „In eroticis“, so Gunilla Eschenbach, „verlangte Gundolf nach dem Dunklen, Dämonischen. Er wollte verehren, statt verehrt zu werden, und suchte sich Frauen, die erotische und intellektuelle Dominanz ausstrahlten.“ Zu diesen gehörte vor allem seine langjährige Geliebte (und ebenfalls Studentin) Elisabeth Salomon, die er 1926 heiratete. Melitta Grünbaums „Begegnungen“ sind vor allem als historische Quelle für die biographische Beschäftigung mit Friedrich Gundolf aufschlussreich. Über das intellektuelle Heidelberg in dieser Zeit erfährt man in diesen Aufzeichnungen ansonsten eher wenig und kaum etwas Neues – nur kurz geschildert wird beispielsweise ihr Besuch der Vorlesungen von Karl Jaspers, etwas ausführlicher beschäftigt sich Melitta Grünbaum mit Stefan George und seinem Kreis.

Eine Hauptrolle spielt die Stadt am Neckar dagegen in einer weiteren Gundolf-Publikation des Deutschen Literaturarchivs Marbach: „Friedrich Gundolf in Heidelberg“ ist das „Spuren“-Heft des Literaturwissenschaftlers Jürgen Egyptien von der RWTH Aachen entsprechend betitelt. Die mit vielen Abbildungen versehene biographische Skizze zeichnet den (mit Unterbrechungen) rund drei Jahrzehnte umfassenden Aufenthalt des Germanisten und George-Jüngers Friedrich Gundolf – geboren 1880 als Friedrich Gundelfinger – an diesem Ort nach: Als Student lernte er die Stadt im Sommer 1900 erstmals genauer kennen, habilitierte sich hier 1911 und nahm in der Folgezeit eine Lehrtätigkeit an der Universität auf, die schließlich 1920 in eine ordentliche Professur mündete, die er bis zu seinem Tod 1931 bekleidete.

Egyptien stellt die verschiedenen Wohnorte Gundolfs in Heidelberg vor – ein im Heft abgedruckter Stadtplan mit entsprechender Legende sorgt für schnelle Orientierung – und schildert episodenhaft einige ausgewählte Ereignisse und Stationen seiner Zeit in der Neckarstadt. Dazu gehören beispielsweise eine von Freunden inszenierte Freilicht-Theateraufführung von Shakespeares „Wie es euch gefällt“ an Gundolfs Geburtstag im Juni 1914, das legendäre Pfingsttreffen des George-Kreises im Jahre 1919 oder auch Gundolfs ungeliebte Tätigkeit als Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, die ihm im Zusammenhang der sogenannten Gumbel-Affäre schließlich auch öffentlichen Ärger einbrachte.

Wohl dem vorgegeben knappen Umfang der „Spuren“-Reihe geschuldet ist, dass die Beziehung zu Elisabeth Salomon leider nur äußerst knapp abgehandelt wird. Immerhin war diese Frauenbeziehung und vor allem die Heirat in erster Linie für den Bruch Stefan Georges mit seinem einstigen Lieblingsjünger Friedrich Gundolf verantwortlich und damit von existentieller Bedeutung. Der Literaturwissenschaftler konnte den Abbruch dieser Beziehung nur schwer ertragen – und hielt dennoch an George als seinem „Meister“ fest. Kurioserweise starb Gundolf infolge einer Krebserkrankung ausgerechnet am Geburtstag Stefan Georges. Mit einer weiteren kleinen Kuriosität endet das „Spuren“-Heft von Jürgen Egyptien, nämlich dem Abdruck der offiziellen Todesanzeige der Universität Heidelberg. Ausgerechnet mit „Meister“ ist sie unterzeichnet. Dahinter verbirgt sich freilich nicht Stefan George, sondern der Klassische Philologe Karl Meister. Der war in dieser Zeit nämlich Rektor der Ruperto Carola.

Oliver Fink

Bertha Kipfmüller: „Nimmer sich beugen“. Lebenserinnerungen einer Frauenrechtlerin und Wegbereiterin des Frauenstudiums. Mattes Verlag, Heidelberg 2013, 462 S., 20 Euro

Die erste Frau Bayerns, die zur Dr. phil. promoviert wurde, hat im 19. Jahrhundert in Heidelberg studiert, und das ohne Abitur. Bertha Kipfmüller, Pädagogin, Frauenrechtlerin, Pazifistin und Privatgelehrte, 1861 in Pappenheim an der Altmühl (Mittelfranken) als Tochter eines Goldschmiedes geboren, machte 1879 ihr Lehrerinnenexamen und arbeitete bis 1896 als Volksschullehrerin in kleineren Orten bei Nürnberg.

Von Anfang an engagierte sie sich in der Frauenrechtsbewegung um die Frauenrechtlerinnen Auguste Schmidt, Helene Lange, Gertrud Bäumer und Marie Loeper-Housselle. Sie war Mitbegründerin zahlreicher diesbezüglicher Vereine. So des Mittelfränkischen Lehrerinnen-Vereins (1886), des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins (1890) und des Vereins Frauenwohl (1895) in Nürnberg. Mit Hilfe wohlhabender Nürnberger Bürger richtete dieser Verein ein Wöchnerinnenheim für bedürftige Frauen und ein Blindeninstitut ein.

Aber Bertha Kipfmüller wollte mehr. Sie wollte studieren: Sprachen, Philosophie, Volkswirtschaft, Indologie. Sie wollte mehr sein als Volksschullehrerin. In ihren Memoiren spricht sie immer wieder von ihrer „Sehnsucht nach der Wissenschaft“ (S. 339). Und sie hatte das Zeug dazu. Sie war gescheiter als viele ihrer männlichen Kollegen und Vorgesetzten an der Schule. Aber sie durfte nicht, weil sie eine Frau war. Noch nicht einmal Abitur durfte sie machen.

Da hörte sie 1895, dass die Universität Heidelberg in Ausnahmefällen Volksschullehrerinnen als Gasthörerinnen zuließ. Das war ihre Chance. Sie bewarb sich, wurde zuerst abgelehnt und

dann doch zum Wintersemester 1896/97 an der Philosophischen Fakultät zugelassen. Da war sie schon 35 Jahre alt. (Erst ab 1900 konnten sich Frauen an den badischen Universitäten ordentlich immatrikulieren. Da hatte sie ihr Studium schon abgeschlossen).

1896 bis 1899 studierte sie also in Heidelberg Germanistik, Sanskrit, Sprachwissenschaften, Philosophie und Nationalökonomie. 1899 promovierte sie hier zur Dr. phil. (Thema: „Das Iffland-sche Lustspiel. Ein Beitrag zur Lustspieltechnik des 18. Jahrhunderts“).

Nach dem Studium kehrte sie in ihre bayerische Heimat zurück und unterrichtete bis 1926 an der Höheren Mädchenschule in Nürnberg. Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen bekam sie zunächst nur das Gehalt als Volksschullehrerin weiter. („Ein Hungergehalt und eine Riesenarbeit“, S. 348). Erst bei ihrer Pensionierung wurde sie zur Studienrätin ernannt.

1898, als sie noch in Heidelberg studierte, gründete sie mit anderen den Bayerischen Lehrerinnenverein, dessen 2. Vorsitzende sie wurde. In der Ortsgruppe Nürnberg des Vereins für Deutschtum im Ausland kümmerte sie sich um die nach dem Weltkrieg aus Elsass-Lothringen und Polen ausgewiesenen Deutschen und um die Deutschen in Südtirol, Polen und der Tschechoslowakei. 1919 wurde sie Mitglied der SPD und des Verbandes Sozialistischer Lehrer und Lehrerinnen. „Die rote Pappenheimerin“ nannte man sie.

1926 erreichte sie die Altersgrenze. Endlich konnte sie sich ausschließlich der Wissenschaft widmen. Sie begann ein Zweitstudium der Rechte in Erlangen. 1929 promovierte sie dort im Alter von 68 Jahren zur Dr. jur. (Thema: „Die Frau im Rechte der Freien Reichsstadt Nürnberg“). 1936, mit 75 Jahren, begann sie, Chinesisch zu lernen („Mich reizte das Neue, Außergewöhnliche!“, S. 448), seit dem Angriff auf Polen 1939 auch Polnisch.

Bis ins hohe Alter führte sie fast täglich Tagebuch. Diese Aufzeichnungen belegen den Werdegang einer Pionierin der Frauenbewegung. Vor und während des Zweiten Weltkriegs verfasste sie die hier jetzt vorliegenden Lebenserinnerungen. Sie umfassen Kindheit, Jugend und die späteren Stationen. Leider bricht sie den Bericht im Jahre 1932 ab: „Weil mir die Aufzeichnungen nicht zur Hand sind“ (S. 437). Eine Schutzbehauptung? „Die Welt war unruhig wie jede Übergangszeit“ (S. 443). So kann man es sagen. Danach verzeichnet sie nur noch sporadische Ereignisse. 1948 verstarb sie in ihrem Geburtsort Pappenheim, der sie zwei Jahre zuvor zur Ehrenbürgerin gemacht hatte und wo sie seit 1935 wieder gelebt hatte.

Der größte Teil ihres riesigen schriftlichen Nachlasses befindet sich heute im „Dr. Dr. Bertha Kipfmüller-Archiv“ an der PH Karlsruhe. Ein halbes Jahrhundert nach dem Tode der Autorin fand sich an der Universität Eichstätt die verschollene Handschrift der „Lebenserinnerungen“ wieder. Bertha Kipfmüller hatte geplant, sie nach dem Krieg zu veröffentlichen. Hans-Peter Kipfmüller, ihr Urgroßneffe, holte dies 65 Jahre nach ihrem Tode nach.

Bertha Kipfmüller beginnt mit ihrer Kindheit. Sie schildert sich als „das immer abseits sitzende Kind“ (S. 10), als „recht unbequem“. Das Beobachten war ihr von Anfang an gegeben und: „Vielleicht wär's Kindergesicht freundlicher geworden, wenn ein goldener Strahl liebenden Verständnisses darauf gefallen wäre!“ (S. 16). Sie fühlte sich von ihrer Umgebung nicht geliebt. Wurde sie deshalb Lehrerin? Trotz ihrer positiven Lebenseinstellung und ihres Ehrgeizes schien sie von Selbstzweifeln geplagt. Sie hielt sich für „keine schöne Erscheinung.“ (S. 243) und spricht von dem „ständige(n) Bewusstsein meiner Unzulänglichkeit“ (S. 277). Sie dachte auch an Selbstmord (S. 349). Von irgendwelchen Liebesbeziehungen spricht sie nicht.

Als sie sich 1895 zum Studium entschloss, empfing sie der Heidelberger Germanistik-Professor Wilhelm Braune „mit reservierter Freundlichkeit“. Damals war es üblich, die Professoren vor Vorlesungsbeginn zu besuchen und um Erlaubnis zur Teilnahme zu bitten. Braune riet ihr ab, den berühmten Philosophen Kuno Fischer zu besuchen, bevor sie die Zulassung in der Tasche hatte. Fischer duldete bis 1899 keine Frauen in seinen Vorlesungen. Dagegen sah der jüngere Germanist Prof. Freiherr von Waldberg in der Frage, ob Frauen zum Studium zugelassen werden sollten oder nicht, kein Problem. Der Privatdozent Dr. Ludwig Sütterlin äußerte dazu: „Wenn eine Dame das Pech gehabt habe, ledig zu bleiben, so sollte man sie doch ruhig studieren lassen.“ (S. 203). Von solchen Sprüchen ließ sich Kipfmüller nicht irritieren: „Was Sütterlin in seiner leichtbeschwingten

Pfälzer Art aussprach, war ein Bestandteil der Sehweise der damaligen gelehrten und ungelehrten Männerwelt. Wie eng gebunden um jene Zeit nicht nur des Weibes Glück auf Erden war, sondern auch der männliche Verstand, zeigte sich, dass gegen die Immatrikulation [von Frauen] die theologische, juristische und medizinische Fakultät war“ (ebd.).

In der Vorlesung Prof. Braunes traf sie die Engländerin Elizabeth Marriage (1874–1952), welche 1898 mit dem Thema „Volkslieder aus der Badischen Pfalz“ promovierte (1902 als Buch erschienen). Der Grundstock dieser Sammlung war in Handschuhsheim entstanden. „Miss Marriage, um 12 Jahre jünger, gehörte zu meinen großen Anregerinnen. [Sie] veranlasste mich auch immer wieder ins Theater mit ihr zu gehen. Heidelberg hatte noch dazu ein sehr gutes mit jungen Spielkräften.“ (S. 209f.). Mit Elizabeth Marriage stieg sie in der Walpurgisnacht 1897 auf den Heiligenberg, wo sich die beiden gruselten. Die Engländerin wollte gar ein weibliches Studentenkorps gründen. „Zum Glück hatten sich die deutschen studierenden Damen bereits einen festen Stand bei Professoren und Studenten erobert, so dass die kleine Einspännigkeit einer Extravaganten nichts schaden und höchstens ein kleines Bedauern hervorrufen konnte“ (S. 255). Das Verhältnis schien sich später getrübt zu haben „Wir hatten uns lange auseinandergefreundet“ (S. 278). Vermutlich lag das an dem Ständedünkel der Engländerin, die verlangte, dass die nicht immatrikulierten Gymnasiallehrerinnen (und damit Kipfmüller), von den Jours bei Marianne Weber ausgeschlossen würden (S. 254). Kipfmüller traf in Heidelberg überhaupt erstaunlich viele prominente Persönlichkeiten, vor allem Frauen. So die österreichische Psychologin Susanna Rubinstein (S. 212ff.) und Elisabeth von Richthofen, die seit 1895 enge Freundschaft mit Max Weber und dessen Frau Marianne pflegte und 1902 den Nationalökonom und Politiker Edgar Jaffé heiratete (S. 215, 222f., 236). Mit Karl Vossler, dem späteren bedeutenden Romanisten, saß sie im Sanskrit-Kurs bei Prof. Braune.

Bertha Kipfmüller zog während der sechs Heidelberger Semester mehrfach um. Manchmal war die Unterkunft verwandt. Zunächst wohnte sie im „Familienheim Schildecker“ (Plöck 10). Dann fand sie ein kleines Zimmer in der Plöck 64, Hinterhaus, in der Nähe der Bahnlinie und der Peterskirche. Bald zog sie in ein Zimmer am Heumarkt 6: „An der Ecke zum Neckar stand das jüdische Hotel [heute Sibleyhaus]. Dort wurden alle koscheren Hochzeiten gefeiert aus dem weiten Umkreis. (...) Ich hörte die koscheren Gläser klingen und koschere Toaste ausbringen. Manchmal klang all das auch etwas zu lebhaft herein in meine Bude. (...) Der Silvester – 1897 – störte mich. Das war kein Klingen wie Flöten so süß, das war ein Schreien und Lärmen; fast wie in Dantes ‚Hölle‘, nur dass man diese papierne Hölle nicht hörte, aber die Heumarkt-Hölle gellte durch’s Ohr, riss an allen Nerven.“ (S. 231). 1898 zog sie in die Hauptstraße 129, wo die Winter’sche Universitätsbuchhandlung war (S. 268).

Ihr Eifer war schier grenzenlos: Im ersten Semester belegte sie 19 Wochenstunden, im zweiten 27. Der Sprachwissenschaftler Prof. Hermann Osthoff stellte ihr 1897 nach dem Besuch seiner Vorlesungen ein ausgezeichnetes Zeugnis aus: „Es ist meine Überzeugung, daß Fräulein Kipfmüller jeglicher weiterer Förderung ihrer sprachwissenschaftlichen Studien in hohem Grade würdig ist“ (S. 224). Mit ihm und seiner Frau hatte sie häufig freundschaftlichen Kontakt. Sie besuchten das Fräulein Doktor sogar später in Nürnberg (S. 342f.).

Auch der Kunsthistoriker Henry Thode war wie Kuno Fischer „trotz der Schwiegermutter Cosima [Wagner] kein Freund des Frauenstudiums. Doch ließ er, dem Zug der Zeit folgend, Frauen als Hörerinnen zu. Angeschaut hat er mich, seine einzige Hörerin, nie. Gesprochen hat er mich nie. Gegrüßt hat er mich nie. Ich war Luft für ihn.“ Da war der Historiker Professor Dr. Richard Graf Du Moulin Eckart, Patenkind von Richard Wagner, ganz anders: „ein liebenswürdiger Herr. Er lud mich ein, ihn und seine Frau zu besuchen“ (S. 233ff.).

Überhaupt scheint damals der Umgang zwischen Studierenden und Lehrenden recht familiär gewesen zu sein. In ihrem dritten Semester lud Marianne Weber Bertha mit anderen weiblichen Hörerinnen jeden Sonntagabend in ihr Heim ein. „In den hellerleuchteten Räumen entwickelten sich Gespräche über Literatur der Gegenwart, Kunst, Philosophie u. v. a. (...). Diese Zusammenkünfte hörten leider wieder auf, als Professor Weber schwer krank wurde.“ (S. 254). Den Jour fixe bei Webers gab es also schon vor 1912!

Als sie 1899 schließlich den Antrag auf Promotion einreichte, machte der Dekan, Professor Dietrich Schäfer, Schwierigkeiten. „Er halte es für ein ‚nationales Unglück‘, wenn Frauen studieren und in verantwortungsvolle Stellungen kämen“ (S. 316). Außerdem war sie ja nur Gasthörerin. Nur durch den Zuspruch von Prof. Braune ließ er sich umstimmen. Kipfmüller wurde schließlich cum laude promoviert. Nun hatte sie den Dokortitel, aber als sie in Nürnberg wieder in den Schuldienst trat, nutzte der ihr wenig, er wurde in offiziellen Dokumenten nicht einmal vor ihren Namen gesetzt (S. 331). Immerhin versetzte man sie an die Höhere Mädchenschule. „Was musste um diese Zeit nicht alles eine Frau ausstehen! Ja, Nürnberg war ‚stolz‘, die erste akademisch gebildete Frau als Lehrerin zu haben. Aber diese selbst stand ständig im Feuer und keiner wollte, um in der Sprache Hans Sachsens zu reden, das ‚heiße‘ Eisen aus dem Feuer holen“ (S. 334f.). „Ich hatte Sehnsucht nach Heidelberg, nach der großen wissenschaftlichen Arbeit. (...) Meine Arbeit in der Schule befriedigte mich nicht im Geringsten!“ (S. 338). Stattdessen musste sie sich fast bis zum Ende ihres Berufslebens mit neidischen und inferioren Vorgesetzten auseinandersetzen: „Ein gefesselter Kettenhund war ich, der einen Kasten hinter sich herzieht und doch nicht davon loskommt, weil er zu schwer ist!“ (S. 351). Kraft schöpfte sie aus der Philosophie (S. 391) und aus der Verehrung ihrer Schülerinnen (S. 370). Von Männerbeziehungen ist nicht die Rede. „Wie eine Oase in dem von einer Sandwüste umgebenen Berufsleben wirkte die von allen Seiten zufließende Liebe“ (S. 380). Mit Henry Thode, der sie in Heidelberg ignoriert hatte, hatte sie anlässlich eines Vortrages in Nürnberg ein herzliches Zusammentreffen. „Ich trug ihm Grüße auf an mein heißgeliebtes Heidelberg“ (S. 413f.). „Als ich mit Schluss des Schuljahres 1925/26 die Anstalt mit Erreichung der Altersgrenze verließ, trennte ich mich nicht nur schweren Herzens von Beruf und Lebensaufgabe, ich schied auch dankbar für die weise Regierung, die mir noch 17 Jahre ruhiger, beglückender Arbeit möglich machte“ (S. 419). So endet auch ihr Lebensbericht: „Das Leben ist schön und ich halte es für der Güter höchstes, so lange es besteht in Arbeit, Streben und Gesundheit.“ (S. 461).

Hansjoachim Räther

Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871-1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012, 228 S.

2007 wurde die Dauerausstellung in der Heidelberger Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte aktualisiert, erweitert und neu gestaltet. Sie thematisiert das Leben des Sozialdemokraten Friedrich Ebert im Kontext der Gründung des Deutschen Reiches bis zur Weimarer Republik. Seit 2012 ist die Ausstellung in einem handlichen Katalog mit zahlreichen Abbildungen wichtiger Exponate auch dokumentiert. Nach einem Überblick zur Stiftung und Geschichte der Gedenkstätte, die 1989 mit der Dauerausstellung rund um das Geburtshaus Friedrich Eberts in der Pfaffengasse 18 eröffnet wurde und 1996 einen Erweiterungsbau erhielt, folgt eine vom Stiftungsmitarbeiter Walter Mühlhausen verfasste biografische Skizze zu Ebert (S. 16–69). Sie gliedert sich in fünf Kapitel, die auch die Umbrüche der Zeit deutlich werden lassen und mit dem „Bild Friedrich Eberts im politisch-historischen Bewusstsein“ endet. Ebert, das siebte von neun Kindern eines Schneidermeisters, schaffte einen für seine Zeit ungewöhnlichen Aufstieg vom Sattlergesellen zum Parteiführer der SPD bis zum höchsten Staatsamt: Er wurde 1919 der erste Reichspräsident der Weimarer Republik und entschlossener Wegbereiter der deutschen Demokratie. Um die bürgerkriegsähnlichen Zustände nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland zu beenden, sich gegen die „revolutionäre Linke“ (S. 44) durchzusetzen und Frieden zu wahren, sah er sich gezwungen, als Ordnungsmacht auf das überwiegend antidemokratisch gesinnte Militär der Kaiserzeit zurückzugreifen. Dieser Kompromiss, bis heute kontrovers diskutiert (vgl. S. 69ff.), hatte fatale Folgen und verhinderte eine rasche Demokratisierung breiter Gesellschaftsschichten. Immer wieder kam es in der Republik zu Krisen, Putschen und Attentaten auf Politiker. Ebert selbst, der zwei Söhne im Ersten Weltkrieg verloren hatte, war Ziel ständiger Verunglimpfungen, vor allem

durch rechtsextreme Gegner, die in ihm einen Landesverräter sahen, der als Sozialdemokrat zur Niederlage im Ersten Weltkrieg („Dolchstoßlegende“) beigetragen hätte. Er führte mehr als 200 Prozesse bzw. Beleidigungsklagen, die ihn seine Gesundheit vernachlässigen ließen. So starb er 1925 im Alter von 54 Jahren an einer zu spät erkannten Blinddarmentzündung. Die Krisen der jungen Republik sollten sich jedoch erst nach Eberts Tod „zu Katastrophen auswachsen“ (S. 67).

Auf S. 72 beginnt der eigentliche Katalogteil, der die Konzeption der Dauerausstellung klar widerspiegelt, die chronologisch gegliedert die 45 m² große Geburtswohnung Eberts und die zehn Räume der Dauerausstellung umfasst: Wir begleiten Ebert durch seine Kindheit und Schulzeit in Heidelberg, auf seinem Weg in die Arbeiterbewegung, bei den beruflichen Anfängen in Bremen bis zu seinem Tod und Nachwirken bis heute. Zu jedem Raum bzw. verschiedenen Themen gibt es auf einer roten Seitenrandleiste zentrale Zitate zur Arbeiterbewegung oder berühmter Arbeiterführer und Sozialdemokraten wie Lassalle oder Ebert: „Das deutsche Volk ist frei, bleibt frei und regiert in aller Zukunft sich selbst“ (S. 155). Jedem Raum bzw. Thema geht eine Auftaktseite voraus, auf der – illustriert von einer ganzseitigen Abbildung – die jeweilige Gestaltung und der Schwerpunkt kurz umrissen wird. Die ausgestellten Objekte sind zwar aufgelistet, aber nur ein Teil davon wurde aus Platzgründen abgebildet. Dies verwirrt trotz des grau unterlegten Hinweises am Anfang, dass der Katalog zwar sämtliche Texte der Ausstellung enthält, „aber aus Platzgründen nur eine Auswahl der gezeigten Fotos und Objekte“ (S. 73). Schön und nützlich wäre auch eine Herkunftsangabe bei allen Exponaten. Man muss sich zumeist mühevoll durch den Abbildungsnachweis auf S. 225 wühlen, der alphabetisch nach Herkunftsorten gegliedert ist, um zu erfahren, woher das jeweilige Exponat stammt. Dies ist jedoch ein gängiges Manko bei vielen Ausstellungskatalogen.

Eine Zeittafel von der Reichsgründung 1871 bzw. Geburt Eberts bis zu seiner Beisetzung 1925 auf dem Bergfriedhof in Heidelberg sowie ein zweiseitiges Literaturverzeichnis beschließen den interessanten und verständlich geschriebenen Ausstellungskatalog.

Carola Hoécker

Walter Berschin: Einleitung in die Lateinische Philologie des Mittelalters (Mittellatein).

Eine Vorlesung, hg. von Tino Licht, Mattes Verlag, Heidelberg 2012, 180 S., 32 Abb., farbiges Frontispiz, 22 Euro

Eine „Einleitung in die Lateinische Philologie des Mittelalters“ ist zunächst ein Fachbuch für Fachleute, welches nichts mit Heidelberg zu tun haben muss. Aber von diesem Buch kann auch der Laie profitieren, und je weiter er liest, desto eher erfährt er, wie sehr diese wissenschaftliche Fachrichtung („Mittellatein“) mit Heidelberg verbunden war und ist. So war das Heidelberger Seminar für mittellateinische Philologie, 1957 gegründet, nach dem Münchener Institut das erste seiner Art im deutschen Sprachgebiet. Mittellatein wurde seit 1947 in Heidelberg im Rahmen eines Lehrauftrags (Walther Bulst) unterrichtet. Der erste internationale Mittellateinerkongress, organisiert von Walter Berschin, fand ebenfalls in Heidelberg statt (1988, S. 43).

Aber was ist eigentlich die „Lateinische Philologie des Mittelalters“? Griechisch „Philologia“ bedeutet nach Berschin (S. 12) „Liebe zum Wort“, aber auch „Liebe zur Sprache, zur Literatur“. Der Terminus „Mittelalter“ ist nach ihm „ein unglücklicher, schiefer Begriff, der ... nur durch Gewöhnung erträglich geworden ist.“ (S. 13). „Eine schlüssige Begrenzung“ des Fachs wäre die Zeit von Konstantin dem Großen bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Der problematische Begriff „Mittellatein“ setzt sich also ab von der lateinischen Sprache der Spätantike wie vom neuzeitlichen Latein. Es handelt sich um die Bezeichnung für das im europäischen Mittelalter geschriebene und gesprochene Latein. Diese Philologie basiert auf Handschriften, deshalb nimmt die Paläographie (die „Lehre vom alten Schreiben“) eine zentrale Stelle ein. Zu den bekanntesten Paläographen des 19. Jahrhunderts zählte Wilhelm Wattenbach (1819–1897), der 1862–1873 in Heidelberg einen historischen Lehrstuhl innehatte. Sein Standardwerk „Das Schriftwesen im Mittelalter“ (1871ff.) „ist die schönste Frucht der Heidelberger

Jahre (...) Wattenbach hat in Heidelberg wohl als erster systematisch Paläographie unterrichtet.“ (S. 64). Die im öffentlichen Raum in Heidelberg vorhandenen lateinischen Inschriften stammen vorwiegend aus der Renaissance (wie der Epitaph des Wilhelmus Xylander († 1576) in der Peterskirche, 1564/65 Rektor der Universität Heidelberg). „Die letzten lateinischen Bücher, die ein großes und für die Intelligenz repräsentatives Publikum im Buchladen gekauft hat und die von den jungen Leuten trotz ihres großen Umfangs ‚verschlungen‘ wurden, sind die Romane von John Barclay (1582–1621) gewesen (...)“ (S. 12).

Walter Berschin ist emeritierter Professor für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit, außerdem Herausgeber bzw. Mitherausgeber mehrerer mittellateinischer Reihen (Editiones Heidelbergensis, Mittellateinische Studien, Reichenauer Texte und Bilder etc.). Die ihm von 99 Kollegen gewidmete Festschrift „Scripturus vitam“ erschien 2002 ebenfalls bei Mattes. Zwischen 1974 und 2005 bot er an der Universität Heidelberg eine „Einführung in die Lateinische Philologie des Mittelalters“ als Vorlesung an. Das Skript dieser Vorlesung liegt nun, von Tino Licht herausgegeben, als Buch in einer überarbeiteten und aktualisierten Form vor. „Ziel ist es, dem mediävistisch Interessierten einen umfassenden und lesbaren Überblick über Erkenntnisse und Methoden der mittellateinischen Philologie zu vermitteln“ (aus dem Vorwort). Dabei wurde die Form der Vorlesungen beibehalten. Es sind insgesamt neun. Die erste bietet eine Übersicht, die zweite eine kleine Geschichte des Mittellateins als Universitätsfach, die dritte und vierte eine historische Einleitung in die Lateinische Paläographie des Mittelalters, die fünfte und sechste eine kleine Geschichte der lateinischen Sprache. (Diese beiden Kapitel sind wahrscheinlich für Nicht-Fachleute die interessantesten). Die siebte Vorlesung geht auf den Begründer der mittellateinischen Lexikographie, Charles DuFresne DuCange, ein, in ihrem zweiten Teil handelt sie von der Metrik, der Rhythmik und den Dichtungsformen. Die achte Vorlesung widmet sich im ersten Teil der Überlieferungsgeschichte, im zweiten der Literaturgeschichte. Die neunte und letzte Vorlesung geht auf das Mittellatein als Editionsphilologie ein.

Der Zugang zum Fach erfolgt in der Tradition des Fachgründers Ludwig Traube (1861–1907) aus Berlin, der die mittellateinische Philologie auf die Überlieferungsgrundlage, die Grundlage der mittelalterlichen Handschrift, festgelegt hat. Als weitere Gründerväter gelten Wilhelm Meyer aus Speyer (1845–1917) und Paul von Winterfeld (1872–1905) aus Berlin. Der Romanist Ernst Robert Curtius (1886–1956, 1923–1929 Professor in Heidelberg) etablierte die Erforschung des lateinischen Mittelalters in der Literaturwissenschaft und gilt als einer der herausragenden Experten auf dem Gebiet der mittelalterlichen Literatur. Sein Werk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ (1948), „dessen Inkubationszeit in die Heidelberger Jahre von Curtius fällt (...), hat durch seine Originalität und Qualität Tausende davon überzeugt, dass die modernen Literaturen nicht mit ‚Luftwurzeln‘ über das Mittelalter hinweg direkt in der Antike ihren Boden haben, sondern viel mittelalterlicher präformiert sind, als man allgemein glaubte.“ (S. 43). „Über Ernst Robert Curtius, Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven, gab es 1986 ein Heidelberger Symposion, dessen Beiträge und Diskussionen 1989 erschienen sind“ (S. 44).

Ein weiterer Bezug zu Heidelberg erschließt sich durch die Person Friedrich Adolung, der 1796 in Königsberg die „Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergschen Bibliothek in die Vatikanische gekommen“ veröffentlichte (drei Jahre später erschien der zweite Band). „Ohne die beiden Bände Adolung (...) wäre kaum jemand auf die Idee gekommen, zwanzig Jahre später die Codices Palatini germanici aus Rom für Heidelberg zurückzufordern.“ (S. 161).

2008 wurde das Mittellateinische Seminar an der Universität Heidelberg geschlossen, die Bibliothek dem Historischen Seminar übertragen. Damals fielen die denkwürdigen Worte: „Wenn wir zu neuen Ufern aufbrechen wollen, müssen wir auch einmal ältere Kapitel abschließen (...). Was dort vor 200 Jahren geschah, ist heute völlig uninteressant“ (Prorektor Prof. Kurt Roth, RNZ, 16. 9. 2008). Heute untersteht die Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit in Heidelberg dem Zentrum für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften. Der interdisziplinäre „Heidelberger Mittelalter Master-Studiengang“ führt die mediävistischen Angebote der Universität Heidelberg und der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg zu einem zweijährigen Masterprogramm zusammen.

Hansjoachim Räther

Karl Heinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg 2012, 162 S., 9,90 Euro

Im Jahr 2011 feierte die Universität ihr 625jähriges Jubiläum. Aus diesem Grund sollte auch die Vortagsreihe Studium Generale ein besonderes Programm durchführen. „Herausragende Persönlichkeiten“ wurden eingeladen, über ihre Zeit in Heidelberg, ihre Erkenntnisse und deren Einfluss auf ihre weitere wissenschaftliche Arbeit zu berichten. Die Vorträge wurden im Wintersemester 2010/11 gehalten. Fünf von ihnen liegen jetzt in schriftlicher Form vor.

Für Leser, die an der Stadt, ihrer Universität und dem Geschehen dort interessiert sind, kann der kleine Band eine anregende Lektüre sein. Ein nicht alltägliches Heidelberg-Bild und Einblicke in verschiedene Forschungsbereiche bietet das kleine Buch.

Der Ägyptologe Jan Assmann, der einen großen Teil seines Lebens in Heidelberg verbrachte, nennt seinen Beitrag „Leben im Mythos“. Und der „Mythos Heidelberg“ ist ihm der Kreis: als Jugendlicher, noch unter dem Einfluss der Eltern, erlebte er Gesprächskreise, Künstlerkreise, als Wissenschaftler gründete er selbst oder war beteiligt an Arbeitskreisen, Ringseminaren, Ringvorlesungen und Tagungen. In zwei Themenfelder, die eng mit dieser interdisziplinären Forschungsarbeit verbunden sind, führt Assmann den Leser ein: in das des kulturellen Gedächtnisses und das der Entstehung des Monotheismus.

„Was ich in vier Jahren in Heidelberg verlernt habe“, so nennt der Theologe (Kirchengeschichte) Christoph Marksches etwas überraschend seinen Beitrag; zu jedem Lernvorgang gehöre auch ein Verlernen. Auch ihm ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit, die er in seiner Heidelberger Zeit (2000–2004) erlebte, besonders wichtig. Sie ist ihm sogar das auffälligste Kennzeichen seines Heidelberger Profils.

Der Anglist Norbert Greiner (in Heidelberg 1983–2000) sieht Interdisziplinarität sogar im professoralen Alltag. Gefördert durch die Architektur der Stadt (Marksches) und ihre überschaubare Größe begegne man sich immer wieder: die Hauptstraße sei „eine Fakultätssitzung ohne Tagesordnung.“ Greiner billigt der Stadt ein Alleinstellungsmerkmal zu gegenüber Städten wie Hamburg oder Wien, die zwar auch eine Universität haben, die aber längst nicht so prägend wirke wie das in Heidelberg der Fall sei. Die Verzahnung städtischer und universitärer Gesellschaft sei hier besonders eng und führe zu einer besonderen Form akademischer Geselligkeit. Die Alte Aula und die Peterskirche mit ihren Veranstaltungen dienen ihm u.a. als Beispiel. Sein Fazit ist auch der Titel seines Beitrags: Heidelberg als akademische Lebensform.

Ein anderes Heidelberg erlebte der Sprachwissenschaftler (Psycholinguistik) Wolfgang Klein. Er sieht in den Erfahrungen, die er in den frühen 70er Jahren, einer Zeit heftiger universitätspolitischer Auseinandersetzungen, gemacht hat, einen Anstoß, grundsätzlich nach dem Sinn wissenschaftlichen Arbeitens zu fragen. Die Antwort heißt für ihn nicht, Suchen nach der letzten Wahrheit, sondern Suche nach verlässlichem Wissen: eine klare Antwort zu geben auf eine klare Frage. Die gegenwärtige Entwicklung, den Wissenschaftsbetrieb zunehmend nach den Regeln des Marktes zu organisieren, also nach dem Grundsatz von Angebot und Nachfrage, sieht er sehr kritisch und beschreibt die negativen Folgen, die er bereits jetzt erkennen kann.

Im letzten Text dieser Reihe untersucht die brasilianische Juristin Claudia Lima Marques, die in Heidelberg promoviert hat, die zunehmende Bedeutung des Verbraucherschutzes im Internationalen Privatrecht innerhalb einer globalen Welt. Die Zahl der Namen, die sie nennt, und die Fülle der Anmerkungen sind beeindruckend, die Ausführungen nicht unbedingt. Einem Hörer des Studium Generale, oder einem juristischen Laien-Leser, dürfte es schwer fallen, dem Gedankengang zu folgen. Eine Fülle an Details überwuchert diesen. Die Bildergalerie der mit der Ruprecht-Karls-Universität verbundenen Nobelpreisträger beschließt das Buch. Unter ihnen auch das von Philipp Lenard mit der von vielen als zu harmlos empfundenen Bildunterschrift.

Ingrid Moraw

Nicht historische Neugier, sondern Zuneigung und Respekt seien die Motive gewesen, die sie zum Schreiben dieses Buches über ihre Lehrerin, Frau Dr. Lux, geführt hätten, bekennt Hilde Schramm. „Ihr möchte ich ein ehrendes Gedenken geben...“ (S. 11).

Erwartet man deshalb vor allem ein Erinnerungsbuch an die eigene Schulzeit der Autorin in den 50er Jahren, so täuscht man sich. Das Buch ist weitaus mehr, wie auch schon der Untertitel „Nachforschungen“ zeigt. Die historische Neugier hat die Autorin wohl doch überkommen, denn sie hat in diesem Buch ausführlich das ungewöhnliche Leben einer außergewöhnlichen Frau beschrieben, teilweise ist es sogar das eines ganzen Familienverbandes. Dabei hat sie sehr gründlich recherchiert: sie hat in einer Vielzahl von Archiven geforscht und der Anmerkungsapparat sowie die verarbeitete Literatur sind umfangreich. Zum Teil war das Erforschte so interessant, dass Hilde Schramm fünf Exkurse zu bildungsgeschichtlichen und kulturhistorischen Themen ins Internet gestellt hat (www.rowohl.de/doralux). Einige ihrer Ergebnisse haben wissenschaftlichen Neuigkeitswert, schreibt sie nicht ohne Stolz.

Das Buch beginnt mit eigenen Erinnerungen: Hilde Schramm, damals Hilde Speer, war seit 1946 Schülerin an der Elisabeth-von-Thadden Schule und dort wurde sie in den beiden letzten Schuljahren vor dem Abitur (1955) im Fach Geschichte von Frau Dr. Lux unterrichtet. (Die Autorin nennt sie immer so, wenn sie von ihr im Zusammenhang mit der Schule spricht.) Über dreißig Mitschülerinnen, die ebenfalls in den 50er Jahren das Thadden besuchten, hat sie nach ihren Erinnerungen an die Latein- und Geschichtslehrerin Dora Lux befragt. So entsteht zunächst aus der Perspektive der ehemaligen Schülerinnen das Bild einer allseits geachteten, auch beliebten, Lehrerin, die nicht mehr jung war, leise sprach, aber souverän unterrichtete.

Nach diesem einführenden Kapitel beschreibt Hilde Schramm das ungewöhnliche Leben ihrer Lehrerin. Neben den eher spärlichen schriftlichen Äußerungen von Dora Lux selbst (ein 10seitiger Brief von 1944 und einige Artikel in der Zeitschrift *Ethische Kultur*) kann sie sich dabei u.a. auf die Aussagen der beiden Töchter stützen.

Dora Lux geb. Bieber stammte aus einer jüdischen Familie; sie wurde 1882 geboren und evangelisch getauft. Sie selbst bezeichnete sich aber nicht als religiös, sondern als Freidenkerin. Die Familie Bieber zog 1891 nach Berlin, und hier machte Dora Bieber zusammen mit ihrer Schwester das Abitur. (Sie gehören zu den ersten 50 Abiturientinnen in Deutschland.) Zur Vorbereitung hatten beide die „Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin“ besucht. Danach begann Dora Bieber ihr Studium; zuerst als Gasthörerin in Berlin, dann als vollmatrikulierte Studentin in Heidelberg und in München, wo sie auch promovierte; sie legte danach in Karlsruhe das Staatsexamen ab und absolvierte in Kassel das Vorbereitungsjahr für das Lehramt. Allerdings war dies nicht einfach: Ausnahmegenehmigungen mussten erbeten werden, Fürsprecher waren vonnöten, Studienorte mussten gewechselt werden, da nicht in allen deutschen Ländern die gleichen Regeln galten. Dora Bieber war schließlich eine der ersten promovierten Gymnasiallehrerinnen im deutschen Reich. Eine staatliche Anstellung war dennoch kaum möglich, da es nur wenige Gymnasien für Mädchen gab und außerdem die „Zölibatsklausel“ galt. Dora Bieber aber hatte 1915 Heinrich Lux geheiratet. Nach einer kurzen Zeit als Hauslehrerin in der Familie Gertrud Mayers (später Jaspers) unterrichtete sie in den Gymnasialkursen Helene Langes und seit 1922 an einer „Berufsbildungsstätte für Frauen“, an der v.a. Lehrerinnen ausgebildet wurden. Auch nachdem 1919 und 1920 ihre beiden Töchter geboren waren, blieb Dora Lux berufstätig. Eine voll berufstätige Frau mit Mann und Kindern, das war in der Zeit der Weimarer Republik noch eine große Ausnahme unter den akademisch gebildeten Lehrerinnen.

An Ostern 1933 wurde Dora Lux entlassen. Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wurde auf sie angewendet wegen des „Arierparagraphen“ und wohl auch wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ ihres Mannes. Heinrich Lux war SPD-Mitglied. Trotz des immer enger werdenden Lebensraumes für Juden, lebte Dora Lux bis 1945 in ihrem gewohnten Umfeld bei ihrer Familie in Berlin. Das war mutig, aber natürlich außerordentlich riskant, und man fragt

sich sofort, wie das überhaupt möglich war. Günstig für sie war, dass sie in einer sogenannten Mischehe lebte (Heinrich Lux war nichtjüdisch); sie war evangelisch getauft und daher nie in einer jüdischen Gemeinde als Mitglied geführt worden. Die verschiedenen staatlichen Aufforderungen, sich als Jüdin zu melden, z. B. um sich eine Kennkarte (mit dem Namen Sara und dem diskriminierenden J) ausstellen zu lassen, ignorierte sie. Sie behielt ihren alten Postausweis, der für Nichtjuden ausreichte, sie vermied Situationen, in denen man sich ausweisen musste, und sie fälschte bei der Volkszählung 1939 die Zahl ihrer jüdischen Vorfahren. Auch eine gewisse Unfähigkeit der damaligen Bürokratie, die vorhandenen Daten personenbezogen zusammenzufügen, wirkte sich zu ihren Gunsten aus. Und schließlich: niemand aus ihrem Umfeld denunzierte sie. Dora Lux weigerte sich, von den Nationalsozialisten nach deren Kriterien zur Jüdin gemacht zu werden: „Ich bin nicht jüdisch, und mein Name ist nicht Sara. Lass sie kommen.“ (S. 254) Von ihren Geschwistern gelang es einer Schwester, in die USA zu entkommen, die andere wurde nach Theresienstadt deportiert und ihr Bruder wurde in Auschwitz ermordet. Gegen Ende des Krieges scheint ihr die Situation aber doch zu gefährlich geworden zu sein, denn im Februar 1945 floh sie aus Berlin nach Niederstausen/Allgäu. Und von dort kam sie bereits im November 1945 – wahrscheinlich mit Hilfe des Ehepaars Jaspers – nach Heidelberg.

Im letzten Teil ihres Buches schreibt Hilde Schramm über diese Heidelberger Jahre (1945–1958). Dora Lux war zu diesem Zeitpunkt schon nahe am üblichen Pensionsalter, aber die Rente, die sie schließlich erhielt, war sehr gering. Sie unterrichtete ein Jahr in den Vorsemerkursen der Universität und seit dem Frühjahr 1947 an der Elisabeth-von-Thadden Schule. Gestützt auf die Aussagen ehemaliger Schülerinnen und einer damals jungen Freundin von Dora Lux kann die Autorin die Lebensumstände und den Unterrichtsstil ihrer Protagonistin rekonstruieren. 13 Jahre lebte Dora Lux in einem einzigen Zimmer in einer Familienpension in der Neuenheimer Landstraße. Bescheiden und zurückgezogen, aber in ihrem Umfeld mit großem Respekt behandelt. Sie war die älteste Lehrerin an der Thadden-Schule, aber Hilde Schramm ist sicher, dass sie die Schule mitprägte. Das Thadden zeichnete sich in dieser Zeit durch eine starke Frauendominanz aus, sowohl in der Leitung wie im Kollegium. Hilde Schramm stellt einige der Frauen vor (auch durch Fotos). Eine zweite Besonderheit des Kollegiums war die große Zahl – etwa die Hälfte – derer, die dem NS-Regime kritisch oder ablehnend gegenüber gestanden hatten. Sie stellt dann aber fest, dass der Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht bei Frau Dr. Lux kaum ein Thema war, ebenso wenig wie Antisemitismus oder Rassismus. Sie hat sogar den Eindruck, dass ihre Lehrerin den Nationalsozialismus möglichst umgehen wollte. Dass auch zwischen ihr (der Tochter eines Täters) und Frau Dr. Lux (die unter dem Regime gelitten hatte) nie über diese Zeit gesprochen wurde, erklärt sie sich als „eine doppelte Schonung: Frau Dr. Lux schonte mich, aber sie schonte auch sich selbst.“ (S. 335) Sie stellt aber fest, dass die Schule bei ihr „das Fundament für ein antifaschistisches Selbstverständnis gelegt“ habe (S. 328). 1956 hat Dora Lux ihr letztes Abitur abgenommen. Sie blieb in Heidelberg, bis sie im November 1958 nach Hamburg zu ihrer Tochter zog, wo sie im folgenden Jahr gestorben ist.

Mit deutlicher Sympathie, aber auch sehr sachlich zeichnet die Autorin den Lebensweg ihrer Lehrerin nach. Die „Nachforschungen“ zeigen, dass Dora Lux eine bemerkenswert eigenständig denkende, entschlossen und mutig handelnde Frau war: eine Pionierin des Frauenstudiums in der Kaiserzeit, eine moderne, emanzipierte Frau in den 20er Jahren, aufs äußerste gefährdet während der Zeit des Nationalsozialismus, eine hoch geachtete, auch verehrte, Lehrerin in der Nachkriegszeit in Heidelberg.

Ingrid Moraw

Alice Habersack: Fremdarbeiter in Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs (Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 26) verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2013, 367 S., 24,80

Die jüngste Publikation des Stadtarchivs Heidelberg ist die gekürzte deutsche Fassung einer im Jahr 2008 an der Universität Paris IV-Sorbonne angenommenen Dissertation, als Zweitgutachter betreute Prof. Dr. Volker Sellin – Emeritus am Historischen Seminar der Universität Heidelberg – die Arbeit. Als Quellengrundlage dient überwiegend ein in den 1990er Jahren vom Stadtarchiv übernommener umfangreicher Aktenbestand, der nach 1945 auf Anordnung der amerikanischen Besatzungsmacht angelegt wurde. Er enthält Schriftgut zu mehr als 27.000 Personen, die während des Zweiten Weltkriegs als „Fremdarbeiter“ der unterschiedlichsten Kategorien in Heidelberg und Umgebung beschäftigt waren. Dieser Bestand wurde in den Jahren 2001 bis 2006 im Rahmen eines Kooperationsprojekts des Stadt- und des Universitätsarchivs erschlossen und in einer Datenbank erfasst. Diese wurde von der Autorin vor allem zur Gewinnung von statistischen Daten genutzt, außerdem hat sie rund 10 % der Einzelfallakten stichprobenartig ausgewertet und zusätzlich einschlägige Akten der Heidelberger Stadtverwaltung, Bestände des Universitätsarchivs sowie Gesprächsprotokolle mit ehemaligen französischen Zivilinternierten als Quellen herangezogen.

Die Arbeit beginnt mit einem äußerst knappen Abschnitt über „die Heidelberger Wirtschaft in der NS-Zeit“, der jedoch kaum mehr als einige Angaben zu den wichtigsten Branchen und eine Aufzählung der größeren Industriebetriebe enthält. Bedauerlicherweise hat die Autorin die neuere Literatur zur Heidelberger Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte offenbar nur oberflächlich zur Kenntnis genommen, so wird eine Studie des Rezensenten zur Schnellpressenfabrik zwar in einer Fußnote erwähnt, die darin enthaltenen Befunde über die Beschäftigung von Fremdarbeitern und deren Unterbringung und Verpflegung werden jedoch nicht thematisiert (vgl. Krauß, Martin: Vom Glockenguss zum Offsetdruck. Die Geschichte der Heidelberger Druckmaschinen AG, Ubstadt-Weiher 2000, S. 109–112).

Im weiteren Verlauf ihrer Untersuchung beschäftigt sich Alice Habersack zunächst mit der Anzahl und der Herkunft der Fremdarbeiter sowie mit deren Bedeutung für die Heidelberger Wirtschaft, um dann ausführlich auf zahlreiche Aspekte ihrer Lebensverhältnisse einzugehen. Dazu zählen die Unterbringung in den verschiedenen Lagern, Ernährung, Bekleidung, die medizinische Versorgung sowie das Alltags- und Sozialleben. Den Abschluss bildet ein Kapitel über „Kriegsende und Befreiung“, im Anhang finden sich zwei umfangreiche Listen mit Angaben zu Arbeitgebern, die Fremdarbeiter beschäftigten, sowie zu den nachweisbaren Lagern, die zudem mittels Karten grafisch verortet werden.

Je nach Wahl des Kriteriums („Arbeitsort“ oder „Wohnort“) hielten sich während des Zweiten Weltkriegs insgesamt zwischen 12.200 und 15.200 Menschen zeitweilig als Fremd- oder Zwangsarbeiter in Heidelberg auf. Nach Einschätzung der Autorin liegt die erste Zahl wohl „näher an den tatsächlichen Verhältnissen“, da auch stationär in eine Heidelberger Klinik aufgenommene Fremdarbeiter als in Heidelberg wohnend erfasst wurden. Im Hinblick auf ihre geographische Herkunft stellten Franzosen (34,2 %) die größte Gruppe, gefolgt von Russen (23,9 %), Polen (11,6 %), Niederländern (6,3 %) und Italienern (4,8 %). Auch in Heidelberg lässt sich die bekannte Hierarchie der unterschiedlichen Kategorien von Fremd- und Zwangsarbeitern im Hinblick auf ihre Beschäftigung, Unterbringung und Versorgung feststellen, an der Spitze der Skala standen freiwillig in Deutschland tätige „Westarbeiter“, am unteren Ende rangierten russische Kriegsgefangene und italienische Militärinternierte; KZ-Häftlinge wurden nach den bislang vorliegenden Erkenntnissen in Heidelberg wohl nicht beschäftigt.

Insgesamt gab es kaum einen Bereich der Heidelberger Wirtschaft, in dem keine Fremdarbeiter beschäftigt wurden. Das Spektrum der Arbeitgeber reicht von Industrie- und Handwerksbetrieben über städtische Ämter und Einrichtungen der Universität bis hin zu Hotels, Restaurants

und Privathaushalten. An erster Stelle stand die Kommune, sie beschäftigte rund 36 % aller Fremdarbeiter, vor allem bei den städtischen Versorgungsbetrieben, im Schlacht- und Viehhof sowie in den Zuständigkeitsbereichen des Forstamts, der Friedhofsverwaltung und des Tiefbauamts. Auch für die Landwirtschaft (8 %) waren Fremdarbeiter unentbehrlich, schon bald nach Kriegsbeginn wurden polnische und französische Kriegsgefangene bei Erntearbeiten eingesetzt. Im Bereich der Industrie beschäftigte nach den Feststellungen der Autorin die Waggonfabrik Fuchs die meisten Fremdarbeiter, rund 8 % aller erfassten Personen waren in diesem Unternehmen tätig, gefolgt von der Reichsbahn (6 %), der Bremsenfabrik Grau (2,5 %), der Firma Stotz-Kontakt (1,7 %) und der Schnellpressenfabrik (1,6 %). Diese Zahlen sagen jedoch nichts über die Bedeutung des Fremdarbeitereinsatzes für die einzelnen Unternehmen aus, hierzu wäre es notwendig, zumindest den Anteil der Fremdarbeiter an allen jeweils Beschäftigten zu ermitteln. So arbeiteten etwa in der nur in einem Randbereich der Rüstungsproduktion (Fertigung von Drehbänken) tätigen Schnellpressenfabrik in den Jahren 1943 und 1944 durchschnittlich zwischen 130 und 140 Fremdarbeiter (Ostarbeiter/innen, russische und französische Kriegsgefangene), diese machten aber immerhin rund 30 % aller Arbeiter bzw. 23 % aller Beschäftigten aus. In anderen Betrieben dürften diese Anteile noch höher gewesen sein.

Die Unterbringung der Fremd- und Zwangsarbeiter erfolgte zunächst in Gaststätten und anderen improvisierten Lagern, ab 1942 entstand dann eine Reihe von Barackenlagern, das größte befand sich bekanntermaßen im „Baggerloch“, dort waren zeitweilig bis zu 1.000 Menschen untergebracht. Die hygienischen Verhältnisse in den Lagern waren unterschiedlich, ebenso die Versorgung der Fremdarbeiter mit Nahrungsmitteln und Kleidung. Die Autorin liefert hierzu eine Fülle von Informationen, generell liegt die Stärke der Arbeit in der aus Einzelfallakten und Zeitzeugengesprächen gewonnenen Darstellung der Lebensverhältnisse der Betroffenen. Besonders bemerkenswert ist, dass kranke oder verletzte Fremdarbeiter in den Heidelberger Kliniken in der Regel die gleiche medizinische Versorgung erhielten wie Deutsche. Im Vordergrund stand dabei selbstredend die Erhaltung bzw. Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft, humanitäre Beweggründe dürften allenfalls eine untergeordnete Rolle gespielt haben.

Insgesamt bietet die Arbeit von Alice Habersack eine Reihe wichtiger Erkenntnisse zum Themenkomplex Fremd- und Zwangsarbeiter in Heidelberg, wenn sie auch die Erwartungen des Rezensenten nicht in allen Punkten erfüllen kann. Eine eingehende Untersuchung der Heidelberger Wirtschaft in der NS-Zeit – idealerweise im Vergleich mit den Nachbarstädten Mannheim und Ludwigshafen – bleibt ein Desiderat, dabei wäre dann auch der Fremdarbeitereinsatz in den Unternehmen genauer zu beleuchten.

Martin Krauß

Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhsheim 2013, Heidelberg 2013, 112 S. Erhältlich beim Stadtteilverein Handschuhsheim, 5,00 Euro.

Die Handschuhsheimer Kerwe ist zwar nicht mehr das, was sie mal war, aber das zu diesem Anlass (Vitustag) erscheinende Jahrbuch des Stadtteilvereins Handschuhsheim ist heuer wieder voller Artikel, die nicht nur Handschuhsheimer interessieren dürften. Der nördlichste Heidelberger Stadtteil ist bekanntlich der einzige, in dem Jahr für Jahr (seit 1981) ein eigenes Jahrbuch erscheint. Diesen Erfolg hat der Stadtteilverein im wesentlichen einem treuen Stamm von Autoren und Autorinnen zu verdanken, die fleißig forschen und zuverlässig Texte abliefern, ohne eine Gegenleistung (außer Weißwürsten und ein paar Schoppen Schriesheimer Weins) zu erwarten.

So beantwortet Eugen Holl, Leiter des Tiefburgarchivs, gleich zu Anfang die immer wieder gestellte Frage, wie die Herren von Helmstatt in den Besitz der Handschuhsheimer Burg gelangten. Schließlich liegt Helmstatt im Kraichgau, aber es gibt ja neben der Tiefburg ein Lokal mit dem Namen „Helmstatter Hof“. Was hat also Helmstatt mit Handschuhsheim zu tun? Die Antwort lesen wir auf S. 7f.

Thomas F. Mertel beschreibt ausführlich (S. 9–23) die Restaurierung der Handschuhsheimer Tiefburg 1911–1913. Das, was wir heute sehen, ist ja nicht etwa die im Mittelalter angelegte Wasserburg der Herren von Handschuhsheim, sondern das Resultat eines Fast-Neubaus des 20. Jahrhunderts durch Raban von Helmstatt.

Die Mühlen-Experten Alfred Bechtel und Ludwig Haßlinger nennen (S. 25–29) Besitzer, Pächter und Beständer der 2. Mühle (Mühlalstraße 67) von den Erstbesitzern, den Herren von Handschuhsheim, bis zur Einstellung des Betriebs 1911. Der Mühlbach, der früher mehr Wasser führte als heute, trieb zeitweise bis zu neun Mühlen an. Einen Auszug aus der badischen Mühlenordnung von 1822 bringen Bechtel und Haßlinger auf S. 31.

Alfred Bechtel behandelt auf S. 32–39 eigentlich ein Neuenheimer Thema: den Schönauer Mönchhof. Der 1187 erstmals erwähnte eigenständige Wirtschaftshof des Zisterzienserklosters Schönau lag am nördlichen Ende des Dorfes Neuenheim zwischen der Frankfurter Straße (heutige Bergstraße) und der Mittelgasse (heutige Lutherstraße, die Brückenstraße wurde erst 1890 angelegt). 1560 übernahm die geistliche Administration die Verwaltung der Liegenschaften und die grundherrlichen Rechte. Im 18./19. Jahrhundert saßen hier vier Familien, die vor allem aus Handschuhsheim stammten, als Erbbeständer.

Wer weiß noch, dass Handschuhsheim einmal ein Zentrum der Füllhalter-Industrie war? Thomas Neureither schildert in seinem „dritten Teil aus den Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten“ Aufstieg und Fall der Heidelberger Federhalterfabrik KAWECO (S. 45–51). Vielleicht wird es durch seine Initiative einmal in Handschuhsheim ein Schreibgeräte-Museum geben.

Wilhelm Barth zeigt (S. 53–59), mit historischen Fotos unterlegt, „Blickfelder aus dem Bereiche der ehemaligen OEG-Güterbahnlinie in Handschuhsheim“. Auch dieses Industriedenkmal ist aus der Landschaft verschwunden.

Rainer Kaschau, der im Jahrbuch *Leben und Werk Handschuhsheimer Persönlichkeiten* beschreibt, nimmt diesmal den 90. Geburtstag des Künstlers Walter Dorn zum Anlass, ihm ein Portrait zu widmen (S. 65–67).

Von Karl Wolff („100 Jahre Evangelischer Männerverein“, S. 73f.) erfahren wir, dass Hermann Gilg, 1910–1929 Pfarrer an der Friedenskirche, „gegen den Willen der Mehrheit der Gemeinde“ bestellt wurde („den Handschuhsheimern ist der Neue doch etwas zu fromm“). Der evangelische Männerverein, den Gilg 1913 gründete, hatte 1914 allerdings bereits 217 Mitglieder). Gilg war auch der Gründer des Versorgungshauses Handschuhsheim (1936 nach Gilgs Tochter „Eleonorenhaus“ genannt), wo uneheliche Mütter diskret entbinden konnten, später städtisches Kinderhaus, welches 1986 geschlossen und 2013 abgerissen wurde.

Die „Schutzgemeinschaft Heiligenberg“, 1973 initiiert von Dr. Berndmark Heukemes, feiert in diesem Jahr ihr 40-jähriges Jubiläum. Von den Gründungsmitgliedern sind heute nur noch drei am Leben, darunter der Verfasser dieses Berichts. Dem Verein liegt vor allem die Pflege und Erhaltung der Kulturdenkmäler auf dem Handschuhsheimer Hausberg am Herzen. 2008 vereinigte sich die Schutzgemeinschaft und die Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt (die heuer ihr 15-Jähriges feiert) zu einem Verein. Der erste Vorsitzende, Architekt Bert Burger, beschreibt „40 Jahre Engagement für Kultur und Geschichte“ (S. 77f.).

Eugen Holl stellt auf S. 79–84 die im 20. Jahrhundert entstandene Glasmalerei in den Fenstern der St. Vituskirche vor.

Einen Einblick in die „gute alte Zeit“ (eine doch ironisch gemeinte Metapher) verschafft uns Ludwig Haßlinger anhand des „Hausbuches“ des Michael Gerlach, das auf wunderbare Weise in seinen Besitz gelangt war (S. 87–95). Der Küfermeister und Landwirt, 1815 im Haus Mühlalstraße 10 geboren, führte, wie damals oft üblich, seit 1839 ein Hausbuch, in dem er „das Wetter im Jahresablauf von der Aussaat bis zur Ernte beschrieb, sowie Einnahmen und Ausgaben, familiäre und sonstige Ereignisse notierte“. Auch Naturereignisse, die über Handschuhsheim hinausgingen, und von denen wir bisher nichts wussten, finden wir hier beschrieben.

Über „Aktuelle Entwicklungen im Verkehrsbereich“ informieren uns Petra Bauer und Dieter Teufel auf S. 100–106. Ihrer Ansicht nach „wird es immer unwahrscheinlicher, dass die Stadt die nötigen Finanzmittel in Höhe von ca. 45 Millionen Euro für eine 5. Neckarbrücke (oder gar 130 bis 140 Millionen Euro für einen Tunnel als Neckarquerung) bereitstellen kann.“ (S. 101). Sie zitieren die RNZ, wonach Oberbürgermeister Würzner „einer Verkehrsverlagerung in den Klausenpfad nicht unbedingt positiv gegenüber“ stünde. (Gemeint ist die Öffnung des Feldwegs für den Kfz-Durchgangsverkehr). „Denn das würde Aufruhr in Handschuhsheim bedeuten ... eine Diskussion vor dem anstehenden Kommunal- und OB-Wahlkampf“ käme ungelegen (S. 101).

Von „einladender Klarheit und Heiligkeit“ spricht Jutta Trilsbach anlässlich der Einweihung der Handschuhsheimer Friedenskirche nach zweijähriger Renovierung (S. 107f.) und zitiert Landesbischof Dr. Ulrich Fischer: „Die Friedensgemeinde ist ihrem Namen nicht nachgekommen, die Landeskirche stand oftmals ratlos da ... Ruhe ist eingekehrt, Frieden noch nicht!“ (S. 107). Die in die Stufen der mysteriösen neuen Chortreppe geschriebenen Worte fügen sich zu einem Text aus Friedrich Hölderlins Hymnus „Friedensfeier“ zusammen, der sich so nicht bei dem Dichter findet. Ob die Verwirrung schon bei der Treppe oder erst bei Frau Trilsbach anfing, vermag der Rezensent nicht zu entscheiden.

Das Jahrbuch 2013 des Stadtteilvereins Handschuhsheim hat keine ISBN und ist nicht im Buchhandel erhältlich, sondern beim Stadtteilverein Handschuhsheim, zum Preis von 5 Euro.

Hansjoachim Räther

40 Jahre Bürger für Heidelberg. Hg. vom gemeinnützigen Verein Bürger für Heidelberg, Kurpfälzischer Verlag Heidelberg 2012, 214 S. mit zahlreichen Abbildungen, 19,80 Euro

„Wer an den Dingen seiner Stadt keinen Anteil nimmt, ist nicht ein stiller Bürger, sondern ein schlechter.“ Die Worte des Perikles, ausgesprochen etwa 450 v. Chr., stellt der Verein „Bürger für Heidelberg“ im Vorwort seiner Festschrift zum 40-jährigen Jubiläum 2012 als Motto voran. Hervorgegangen ist die Vereinigung als eine der ersten Bürgerinitiativen der Bundesrepublik 1972 aus dem Bündnis „Bürger für Brandt“, um die Stadtentwicklung in Heidelberg mit „konstruktiver Kritik und alternativen Anregungen“ (S. 45) aktiv zu gestalten und dabei den „Spagat zwischen Erneuern und Bewahren zu wagen“ (S. 16). In der Tat belegt das Jubiläumsbuch eindrucksvoll die vielfältigen, im positiven Sinne lautstarken Initiativen des Vereins, dessen frühe Forderung nach Bürgerbeteiligung inzwischen – im Juli 2012 einstimmig vom Gemeinderat beschlossen – in kommunalen Leitlinien ihren Niederschlag gefunden hat.

Der Rückblick auf „40 Jahre Bürger für Heidelberg“ bietet ein lesenswertes, erhellendes Panoptikum Heidelberger Stadtgeschichte und bürgerlicher Protestkultur seit den 1970er Jahren. Auf Vor- und Nachsatz sowie Innenseiten treibt die Zeichnung „Heidelberg, saniert, entkernt, verkehrsgerecht“ von Marie Marcks augenzwinkernd die Visionen der Stadtplanung von Oberbürgermeister Reinhold Zundel (OB von 1966 bis 1990) auf die Spitze: Im Zuge des Städtebauförderungsprogramms 1972/73 sollte die Altstadt auf Kosten des historischen Bestands modernisiert und Heidelberg zu einer „autogerechten“ Stadt ausgebaut werden. Für jeden erkennbar wurde dies spätestens mit dem Abriss der Kußmaul-Villa in der Plöck 48/50: Im Schnellverfahren wurde das historische Gebäude zerstört, um dort ein funktionales Parkhaus zu bauen. Verhindern konnten die Bürger für Heidelberg hingegen – um nur einige Beispiele zu nennen – den Bau eines 13-stöckigen Hochhauses anstelle des Darmstädter Hofes, den Ausbau des Neckarstadens zu einer vierspurigen „Stadtautobahn“ oder den Abriss historischer Gebäude wie des Amerikahauses, des Handschuhsheimer SchLOSSchens und des „Alten Hallenbads“ (ihm ist im Anhang des Buches ein schön bebildeter historischer Überblick gewidmet). Nachdem auf dem Kornmarkt der Prinz Carl abgerissen worden war, konnten die Bürger für Heidelberg wenigstens erreichen, dass der Charakter des Platzes durch einen Neubau gewahrt bleibt.

Die Bürger für Heidelberg traten dabei keinesfalls als anti-moderne Protestbürger auf: Mit Sachverstand und juristischer Expertise, intensiver Einarbeitung in die Materie und großer Dialogbereitschaft legten sie konstruktive Alternativvorschläge vor. Die Broschüren und Publikationen des Vereins seit 1975 dokumentieren das vielfältige Engagement, sie sind komplett über den Verein zu beziehen.

Ab 1975 positionierten sich die Bürger für Heidelberg zudem in den Kommunalwahlen und verteilten Flugblätter mit parteiübergreifenden Wahlempfehlungen für ihre Mitglieder. Sie organisieren bei weitem nicht nur Infostände und Unterschriftenaktionen, ihre Aktionen und Performances zeichnen sich durch einen ihnen eigenen Humor und Kreativität aus, wie zum Beispiel Chorauftritte zeigen. Mit frappierenden Vorher-/Nachher-Postkarten schulten sie den Blick für die einschneidenden Veränderungen im Heidelberger Stadtbild. Als die Bäume am Neckarstaden 1976 aufgrund von Schäden durch Trockenheit und Hitze gefällt werden sollten, organisierten sie in Zusammenarbeit mit der Freiwilligen Feuerwehr kurzerhand eine mehrtägige Bewässerungsaktion.

Das außerordentliche bürgerliche Engagement brachte dem Verein auch überregionale Anerkennung ein: 1992 wurden die Bürger für Heidelberg mit dem Deutschen Preis für Denkmalschutz für die „Gesamtleistung zur Bewahrung Heidelbergs ebenso wie die ausstrahlende Vorbildrolle des Vereins für Heidelberg und seine Region“ ausgezeichnet.

Der Jubiläumsband kann freilich nur eine Zwischenbilanz sein. Die Bürger für Heidelberg bringen sich bei der Theaterplatzumgestaltung schon seit 1988 ein. Nachdem sie eine historisierende Rekonstruktion des Hortus Palatinus 2008 abwehren konnten und die Stadthallenerweiterung 2010 mit einem erfolgreichen Bürgerentscheid zu Fall brachten, scheint die Konversion der US-amerikanischen Flächen als „Jahrtausendchance“ (S. 158–162) das bestimmende Thema der nächsten Jahre zu werden.

Julia Scialpi

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Thomas Baumann: 111 Orte in der Kurpfalz, die man gesehen haben muss, Köln 2012
- Uwe Bührlen (Bearb.): Die Neckarhelle und ihre Menschen. Ein fotografischer Streifzug zur 125. Wiederkehr des Vereins Neckarhelle 1887 Ziegelhausen e.V. im Jahre 2012. Hg. vom Verein Neckarhelle 1887 Ziegelhausen e.V., Heidelberg u.a. 2012
- Susanne Fiek: Heidelberg zu Fuß, Frankfurt/M 2012
- Tina und Horst Herzig, Volker Oesterreich: Reise durch Heidelberg, Würzburg 2012
- Marcus Imbsweiler, Werner Otto: Heidelberg deutsch – english – français, Gudensberg-Gleichen 2012
- Gabriele M. Knoll: Die Bergstraße. Kulturgeschichte und Gartenkunst zwischen Darmstadt, Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim (Kehls Reiseführer), Hamm am Rhein 2012
- Daria Eva Stanco: Herz of Heidelberg. Ein schräg-schöner Stadtführer, Tübingen 2012

Selbständige Veröffentlichungen 2012

- Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer, Ute Oelmann (Hgg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. 3 Bde. Berlin, Boston 2012
- Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.): Baden! 900 Jahre. Katalog der Großen Landesausstellung 16. Juni bis 11. November 2012, Karlsruhe 2012
- Milena Baumann (Hg.): Heidelberg. Geist und Rätsel, Dossenheim 2012
- Gustav Adolf Benrath: Reformation – Union – Erweckung. Beispiele aus der Kirchengeschichte Südwestdeutschlands. Hg. von Klaus Bümlein, Irene Dingel, Wolf-Friedrich Schäufele (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Bd. 228), Göttingen 2012
- Marco Birn: Bildung und Gleichberechtigung. Die Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Heidelberg, Heidelberg 2012
- Alexander Bonte (Hg.): Max Dudler, Heidelberg, Berlin 2012
- Norbert Bosslet: Heilige Mauern. Heidelbergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte, Heidelberg 2012
- Bettina Brand-Claussen, Thomas Röske, Maike Rotzoll (Hgg.): Todesursache Euthanasie. Verdeckte Morde in der NS-Zeit, Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2012
- Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012
- Helma Brunck, Harald Lönnecker, Klaus Oldenhage: „... ein großes Ganzes ...“, wenn auch verschieden in seinen Teilen“. Beiträge zur Geschichte der Burschenschaft (Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Bd. 19), Heidelberg 2012
- Bürger für Heidelberg (Hg.): 40 Jahre Bürger für Heidelberg, Heidelberg 2012
- Lukas Clemens, Franz J. Felten, Matthias Schnettger (Hgg.): Kreuz – Rad – Löwe. Rheinland-Pfalz. Ein Land und seine Geschichte. Bd. 1: Von den Anfängen der Erdgeschichte bis zum Ende des Alten Reiches, Mainz 2012
- Andreas Cser: Schönau in kurpfälzischer Zeit, Heidelberg u.a. 2012
- Carsten Dutt (Hg.): Gadamers philosophische Hermeneutik und die Literaturwissenschaft. Marbacher Kolloquium zum 50. Jahrestag der Publikation von „Wahrheit und Methode“, Heidelberg 2012

- Wolfgang Uwe Eckart: *Medizin in der NS-Diktatur. Ideologie, Praxis, Folgen*, Wien u.a. 2012
- Maria Effinger, Cornelia Logemann, Ulrich Pfisterer (Hgg.): *Götterbilder und Götzendienen in der frühen Neuzeit. Europas Blick auf fremde Religionen. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg, der Nachwuchsgruppe „Prinzip Personifikation“, Transcultural Studies der Universität Heidelberg und des Instituts für Kunstgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 12)*, Heidelberg 2012
- Evangelische Stadtmission Heidelberg e.V. (Hg.): *Mensch! 1862–2012. 150 Jahre Stadtmission. Festschrift*, Mannheim 2012
- Maxi Fricke: *It's all those Boys... Übersetzungen und Originale aus den Magazinen des Neuenheim College 1885–1905*, Heidelberg 2011
- Herbert Hartkopf: *Franz Weidenreich ein pfälzischer Weltbürger. Arzt – Politiker – Menschenforscher, Ubstadt-Weiher u.a.* 2012
- Volker Hartmann, Wilhelm Kühlmann: *Heidelberg als kulturelles Zentrum der Frühen Neuzeit. Grundriß und Bibliographie*, Heidelberg 2012
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): *Helfer im Verborgenen. Retter jüdischer Menschen in Südwestdeutschland (Laupheimer Gespräche 2009)*, Heidelberg 2012
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 17, 2013*, Heidelberg 2012 (HJG Jg. 17, 2013)
- Sabine Herdick: *Frauen auf dem Land am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühneuzeit im Rhein-Neckar-Raum (Schriftenreihe Schriften zur Kulturgeschichte. Bd. 23)*, Hamburg 2012
- Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): *Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30)*, Ostfildern 2012
- Michael Hesse: *Handbuch der neuzeitlichen Architektur*, Stuttgart 2012
- Karl Ludwig Joos: *Schwieriger Aufbau. Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A, Bd. 55)*, Stuttgart 2012
- Karl Korz: *40mal Willibald-Kramm-Preis 1970–2011*, Heidelberg 2012
- Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg (Hg.): *Kelten am Fluss. Handel und Verkehr am Unteren Neckar. Kabinettsausstellung 18.04.2012 bis 26.08.2012*, Heidelberg 2012
- Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): *Forschungen zum Heiligenberg. Forschungsgeschichte, Fundmaterial, Restaurierung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 32)*, Stuttgart 2012
- Klaus Lang: *Wilhelm Furtwängler und seine Entnazifizierung*, Aachen 2012
- Paul Christopher Leo: *Wilhelm Groh – Erster Rektor der Ruperto-Carola in der NS-Zeit (Rechtsgeschichtliche Studien. Bd. 52)*, Hamburg 2012
- Lions Club Heidelberg, Ernst G. Jung u.a. (Hgg.): *Heidelberg. Die Stadt, in der wir leben*, Mannheim 2012
- Markus Löffelhardt: *Neue Architektur Heidelberg Ludwigshafen Mannheim*, Mannheim 2012
- Ulrich Löffler, Heidrun Dierk: *Kleines Buch – große Wirkung. 450 Jahre Heidelberger Katechismus. 450 Years of Heidelberg Catechism – Relevant 450 years later*, Heidelberg 2012
- Peter Merseburger: *Theodor Heuss. Der Bürger als Präsident. Biographie*, München 2012
- Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg (Hg.): *Architektur der Fünfziger Jahre. Denkmale in Baden-Württemberg*, Stuttgart 2012
- Nicholas M. Railton: *Pietismus und Revolution. Der badische Pfarrer Jakob Theodor Plitt (1815–1886) und seine Beziehung nach England. Hg. von Gerhard Schwinge (Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Bd. 8)*, Heidelberg u.a. 2012
- Jesko Reiling (Hg.): *Berthold Auerbach (1812–1882). Werk und Wirkung*, Heidelberg 2012

- Christian Reinhardt: Fürstliche Autorität versus städtische Autonomie. Die Pfalzgrafen bei Rhein und ihre Städte 1449 bis 1618: Amberg, Mosbach, Nabburg und Neustadt an der Haardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 186), Stuttgart 2012
- Dorothea Roos: Der Karlsruher Architekt Hermann Reinhard Alker. Bauten und Projekte 1921 bis 1958, Tübingen, Berlin 2011
- Heinz Scheible: Beiträge zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 2), Stuttgart 2012
- Hilde Schramm: Meine Lehrerin Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen, Reinbek bei Hamburg 2012
- Hansmartin Schwarzmaier: Klöster, Stifter, Dynastien. Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 190), Stuttgart 2012
- Helmut Schwier, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Nötig zu wissen. Heidelberger Beiträge zum Heidelberger Katechismus (Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche. Theologie – Spiritualität – Ethik. Bd. 3), Heidelberg 2012
- Gerhard Schwinge: „Flegeljahre“ der badischen evangelischen Kirche? Spät-rationalistische und spätpietistische Pfarrer über den Zustand der Kirche. Auseinandersetzungen in Zeitungen und Streitschriften der Jahre 1843 bis 1850, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Peter Sinn: Zur Landschaft und Geschichte von Handschuhsheim. Gesammelte Aufsätze, Ubstadt-Weiher u.a. 2013
- Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012
- Roswitha Sperber, Theater und Orchester Heidelberg (Hgg.): Visionen – Aufbrüche. Der Weg ins 21. Jahrhundert. 25 Jahre Heidelberger Künstlerinnenpreis – Musikpreis der Stadt Heidelberg, Heidelberg 2012
- Peter Sprengel: Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum. Eine Biographie, München 2012
- Stadt Heidelberg Kulturamt (Hg.): Werner Robert Schaub. Katalog. Eine Ausstellung der Stadt Heidelberg im Kurpfälzischen Museum: 24. Juli – 9. September 2012, Heidelberg 2012
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2012, Heidelberg 2012 (Jb Hhm 2012)
- Petra Stumm: Leopold Gmelin (1788–1853). Leben und Werk eines Heidelberger Chemikers (Neue Medizin- und Wissenschaftsgeschichte. Quellen und Studien. Bd. 33), Freiburg 2012
- Marion Tauschwitz: Hilde Domin. Das heikle Leben meiner Worte, Mainz 2012
- Andrew L. Thomas: A House Divided. Wittelsbach Confessional Court Cultures in the Holy Roman Empire c. 1550–1650 (Studies in Medieval and Reformation Traditions. Vol. 150), Leiden, Boston 2010
- Christine Wiehaus: Synagogen im Großherzogtum Baden (1806–1918). Eine Untersuchung zu ihrer Rezeption in den öffentlichen Medien (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Bd. 15), Heidelberg 2012
- Universitätsbibliothek Heidelberg, Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, UNESCO-Welterbestätte Kloster Lorsch (Hgg.): Das Verborgene sichtbar machen. Die virtuelle Rekonstruktion der Klosterbibliothek Lorsch, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Heiko P. Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg – Residenz – Denkmal. Hg. Stadtarchiv Heidelberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Reinhold Weber, Peter Steinbach, Hans-Georg Wehling (Hgg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte, Stuttgart 2012
- Klaus Welzel (Hg.): Die ganze Welt ist Bühne. Das Heidelberger Bürgertheater im neuen Gewand, Heidelberg 2012

Hanna Wölki: Heidelberger Hotels im späten 19. Jahrhundert. Schloss-Hotel und Hotel Bellevue (Schriftenreihe der Stadt Heidelberg, Sonderveröffentlichungen 19), Ubstadt-Weiher u.a. 2012

Reinhard Zimmermann: Das Heidelberger Schloss – Seine Bauten, seine Bewohner, seine Geschichte, Trier 2012

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

Peter König, Einhard Kemmet, Renate Ludwig: Mittelbronzezeitliche Baubefunde von Heidelberg-Neuenheim, in Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011, Stuttgart 2012, S. 96–98

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg (Hg.): Kelten am Fluss. Handel und Verkehr am Unteren Neckar. Kabinettsausstellung 18.04.2012 bis 26.08.2012, Heidelberg 2012

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Forschungen zum Heiligenberg. Forschungsgeschichte, Fundmaterial, Restaurierung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 32), Stuttgart 2012

12. – 18. Jahrhundert

Gustav Adolf Benrath: Die Eigenart der pfälzischen Reformation und die Vorgeschichte des Heidelberger Katechismus (1563), in Gustav Adolf Benrath: Reformation – Union – Erweckung. Beispiele aus der Kirchengeschichte Südwestdeutschlands. Hg. von Klaus Bümlein, Irene Dingel, Wolf-Friedrich Schäufele (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Bd. 228), Göttingen 2012, S. 33–55

Gustav Adolf Benrath: Reformation – Union – Erweckung. Beispiele aus der Kirchengeschichte Südwestdeutschlands. Hg. von Klaus Bümlein, Irene Dingel, Wolf-Friedrich Schäufele (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Bd. 228), Göttingen 2012

Maria Effinger, Cornelia Logemann, Ulrich Pfisterer (Hgg.): Götterbilder und Götzendiener in der frühen Neuzeit. Europas Blick auf fremde Religionen. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg, der Nachwuchsgruppe „Prinzip Personifikation“, Transcultural Studies der Universität Heidelberg und des Instituts für Kunstgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 12), Heidelberg 2012

Maximilian Gamer, Jörg Diefenbacher: Größer und berühmter als Aeneas: Johann Casimir. Zwei Gelegenheitsgedichte des Frankenthaler Apothekers Henric Mirou von 1592 an den kurpfälzischen Hof, in ZGO Bd. 160, 2012, S. 253–274

Jochen Goetze: Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden, in HJG Jg. 17, 2013, S. 11–23

Volker Hartmann, Wilhelm Kühlmann: Heidelberg als kulturelles Zentrum der Frühen Neuzeit. Grundriß und Bibliographie, Heidelberg 2012

Sabine Herdick: Frauen auf dem Land am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühneuzeit im Rhein-Neckar-Raum (Schriftenreihe Schriften zur Kulturgeschichte. Bd. 23), Hamburg 2012

Thorsten Huthwelker: Das Heidelberger Franziskanerkloster als Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein und ihres Hofes, in ZGO Bd. 160, 2012, S. 165–182

Jörg Kreutz: Die Korrespondenz Voltaires mit Kurfürst Karl Theodor und anderen Repräsentanten des kurpfälzischen Hofes, in ZGO Bd. 160, 2012, S. 371–410

Wilhelm Kreutz: (K)Ein Prinz aus pfälzischem Geblüte. Der Jubel über die Schwangerschaft Elisabeth Augustas in zeitgenössischen Predigten sowie Gedichten von Johann Jakob Hemmer, Johann Christoph Schwarz und François-Marie Arouet de Voltaire, in Mannheimer Geschichtsblätter Jg. 23, 2012, S. 4–19

Ulrich Löffler, Heidrun Dierk: Kleines Buch – große Wirkung. 450 Jahre Heidelberger Katechismus. 450 Years of Heidelberg Catechism – Relevant 450 years later, Heidelberg 2012

- Hans-Martin Mumm: Kam der Architekt des Heiliggeistchores aus der Oberpfalz? Die Baubeziehungen zwischen Heidelberg und Bayern im frühen 15. Jahrhundert, in HJG Jg. 17, 2013, S. 149–189
- Christian Reinhardt: Fürstliche Autorität versus städtische Autonomie. Die Pfalzgrafen bei Rhein und ihre Städte 1449 bis 1618: Amberg, Mosbach, Nabburg und Neustadt an der Haardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 186), Stuttgart 2012
- Heinz Scheible: Beiträge zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 2), Stuttgart 2012
- Hansmartin Schwarzmaier: Klöster, Stifter, Dynastien. Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 190), Stuttgart 2012
- Helmut Schwier, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Nötig zu wissen. Heidelberger Beiträge zum Heidelberger Katechismus (Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche. Theologie – Spiritualität – Ethik. Bd. 3), Heidelberg 2012
- Christoph Strohm: Der Heidelberger Katechismus. Historischer Kontext und theologisches Profil, in Helmut Schwier, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Nötig zu wissen. Heidelberger Beiträge zum Heidelberger Katechismus (Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche. Theologie – Spiritualität – Ethik. Bd. 3), Heidelberg 2012, S. 3–17
- Andrew L. Thomas: A House Divided. Wittelsbach Confessional Court Cultures in the Holy Roman Empire c. 1550–1650 (Studies in Medieval and Reformation Traditions. Vol. 150), Leiden, Boston 2010
- Hartmut Troll: Entgrenzung und Vernetzung. Barockanlagen am Oberrhein, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 189–199
- Universitätsbibliothek Heidelberg, Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, UNESCO-Welterbestätte Kloster Lorsch (Hgg.): Das Verborgene sichtbar machen. Die virtuelle Rekonstruktion der Klosterbibliothek Lorsch, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Ulrich Wagner: Ludwig V. von der Pfalz im Bauernkrieg. Aspekte und Quellen, in HJG Jg. 17, 2013, S. 25–59
- Sean Ward: „P.S. under dach bringen“. Die Heidelberger Jahre der Prinzessin Sophie von der Pfalz, spätere Kurfürstin von Hannover, in HJG Jg. 17, 2013, S. 61–84
- Klaus Winkler: Der Komponist Andreas Grundler. Schweinfurt ca. 1516–1555 Heidelberg, in HJG Jg. 17, 2013, S. 195–204
- Eike Wolgast: Konfession als Mittel der Grenzbestimmung in der Frühen Neuzeit, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 157–173

18. und 19. Jahrhundert

- Helma Brunck, Harald Lönnecker, Klaus Oldenhave: „... ein großes Ganzes ..., wenn auch verschieden in seinen Teilen“. Beiträge zur Geschichte der Burschenschaft (Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Bd. 19), Heidelberg 2012
- Patrick Heinstein: Eine steile Beamtenkarriere im Übergang der Kurpfalz an Baden: Friedrich Wilhelm Beck. Administrationsschaffner zu Kreuznach und rheinpfälzischer Generallandeskommissariatsrat zu Mannheim, in ZGO Bd. 160, 2012, S. 437–492
- Nicholas M. Railton: Pietismus und Revolution. Der badische Pfarrer Jakob Theodor Plitt (1815–1886) und seine Beziehung nach England. Hg. von Gerhard Schwinge (Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Bd. 8), Heidelberg u.a. 2012
- Jesko Reiling (Hg.): Berthold Auerbach (1812–1882). Werk und Wirkung, Heidelberg 2012

- Armin Schlechter: Heidelberg-Romantik, in Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.): Baden! 900 Jahre. Katalog der Großen Landesausstellung 16. Juni bis 11. November 2012, Karlsruhe 2012, S. 238–241
- Gerhard Schwinge: „Flegeljahre“ der badischen evangelischen Kirche? Spätationalistische und spät pietistische Pfarrer über den Zustand der Kirche. Auseinandersetzungen in Zeitungen und Streitschriften der Jahre 1843 bis 1850, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Gerhard Schwinge: Zwei ungleiche Freunde. Die jahrzehntelangen Beziehungen zwischen Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) und Johann Friedrich Mieg (1744–1819), in HJG Jg. 17, 2013, S. 87–107
- Petra Stumm: Leopold Gmelin (1788–1853). Leben und Werk eines Heidelberger Chemikers (Neue Medizin- und Wissenschaftsgeschichte. Quellen und Studien. Bd. 33), Freiburg 2012
- Peter Zimmer: Sie sammelte Volkslieder aus dem Odenwald. Das Leben und Wirken der Dichterin Auguste Pattberg (1769–1850), in HJG Jg. 17, 2013, S. 205–220

19. und 20. Jahrhundert

- Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer, Ute Oelmann (Hgg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. 3 Bde. Berlin, Boston 2012
- Frank-Uwe Betz: Die rote Fahne auf dem Gewerkschaftshaus. Ein Strafverfahren gegen Nationalsozialisten zu Weimarer Zeit, in HJG Jg. 17, 2013, S. 221–230
- Marco Birn: Bildung und Gleichberechtigung. Die Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Heidelberg, Heidelberg 2012
- Bettina Brand-Claussen, Thomas Röske, Maike Rotzoll (Hgg.): Todesursache Euthanasie. Verdeckte Morde in der NS-Zeit, Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2012
- Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012
- Jürgen Brose: Lob auf Handschuhsheim. Vor 120 Jahren schrieb Albert Ludwig das bekannte „Handschuhsheimer Lied“, in Jb Hhm 2012, S. 26f.
- Wolfgang Uwe Eckart: Medizin in der NS-Diktatur. Ideologie, Praxis, Folgen, Wien u.a. 2012
- Frank Engehausen: Die badischen Verfassungsfeiern (1843, 1868, 1918), in Badische Heimat. Jg. 92, 2012, H. 2, S. 376–387
- Maxi Fricke: It's all those Boys... Übersetzungen und Originale aus den Magazinen des Neuenheim College 1885–1905, Heidelberg 2011
- Reiner Haehling von Lanzenauer: Alfred Mombert, Sucher zwischen Sternwelten, in Badische Heimat. Jg. 92, 2012, H. 4, S. 725–731
- Timo Hagen, Daniel Keller: Gesamtanlage „Weststadt Heidelberg“. Ein exemplarisches Beispiel gründerzeitlicher Stadterweiterung, in Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 41, 2012, H. 4, S. 200–206
- Herbert Hartkopf: Franz Weidenreich ein pfälzischer Weltbürger. Arzt – Politiker – Menschenforscher, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Helfer im Verborgenen. Retter jüdischer Menschen in Südwestdeutschland (Laupheimer Gespräche 2009), Heidelberg 2012
- Heinrich Hauß: Orte philosophischen Denkens: Freiburg und Heidelberg, in Badische Heimat. Jg. 92, 2012, H. 2, S. 240–251
- Werner Keller: „Alle Liebe ist Kraft“. Elly Heuss-Knapp, geboren am 25. Januar 1881, zu ihrem Todestag am 19. Juli 2012, aus ihrem Leben, besonders ihrer Zeit in Heidelberg-Handschuhsheim 1943–1945. Pädagogin – Sozialreformerin – Publizistin – Werbefachfrau – Kulturpolitikerin – First Lady, in Jb Hhm 2012, S. 29–37
- Michael Kitzing: Großherzog Friedrich I. 1852/56–1907. „Monarch in Badens guter alter Zeit“, in Badische Heimat. Jg. 92, 2012, H. 2, S. 365–375

- Wilhelm Kreutz: Regionale Identitätsbildung: Die Pfalz im langen 19. Jahrhundert, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 221–238
- Klaus Lang: Wilhelm Furtwängler und seine Entnazifizierung, Aachen 2012
- Paul Christopher Leo: Wilhelm Groh – Erster Rektor der Ruperto-Carola in der NS-Zeit (Rechtsgeschichtliche Studien. Bd. 52), Hamburg 2012
- Peter Merseburger: Theodor Heuss. Der Bürger als Präsident. Biographie, München 2012
- Almut Meyer: Ein Handschuhsheimer in Indien: Der Missionar Johannes Mack, in Jb Hhm 2012, S. 39f.
- Thomas Neureither: Füllhaltertechnik, Material und Herstellung. Zweiter Teil aus den Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten, in Jb Hhm 2012, S. 74–78
- Lori Pearson: Ernst Troeltsch and Contemporary Discourses of Secularization, in Journal for the History of Modern Theology. Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte. Vol. 19, 2012, Nr. 2, S. 173–192
- Christum Präger: Das Denkmal für die Neckar-Kanalisation von 1937, in HJG Jg. 17, 2013, S. 191–193
- Dorothea Roos: Der Karlsruher Architekt Hermann Reinhard Alker. Bauten und Projekte 1921 bis 1958, Tübingen, Berlin 2011
- Maike Rotzoll: Krankmord im Dienst des Fortschritts? Der Heidelberger Psychiater Carl Schneider als Gehirnforscher und „therapeutischer Idealist“, in Der Nervenarzt Jg. 83, 2012, S. 311–320
- Hilde Schramm: Meine Lehrerin Dr. Dora Lux. 1882–1959. Nachforschungen, Reinbek bei Hamburg 2012
- Volker Sellin: Ernst Krieck, in Badische Heimat. Jg. 92, 2012, H. 2, S. 407–411
- Peter Sprengel: Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum. Eine Biographie, München 2012
- Christine Twiehaus: Synagogen im Großherzogtum Baden (1806–1918). Eine Untersuchung zu ihrer Rezeption in den öffentlichen Medien (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Bd. 15), Heidelberg 2012
- Wolfgang Wiese: Rückkehr historischer Räume – Der Historismus und die badischen Schlösser im 19. Jahrhundert, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 201–219
- Hanna Wölki: Heidelberger Hotels im späten 19. Jahrhundert. Schloss-Hotel und Hotel Bellevue (Schriftenreihe der Stadt Heidelberg, Sonderveröffentlichungen 19), Ubstadt-Weiher u.a. 2012

20. und 21. Jahrhundert

- Jan Assmann: Leben im Mythos, in Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012, S. 9–30
- Wilhelm Barth: Rückschau auf die Heidelberger Neckar-Querungen 1945, in Jb Hhm 2012, S. 79–83
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger, Helmut Schmitt: Spurensuche in Handschuhsheim nach 60 Jahren in den USA, in Jb Hhm 2012, S. 102–104
- Alexander Bonte (Hg.): Max Dudler, Heidelberg, Berlin 2012
- Jürgen Brose: „Unvergessen sind alle ...“ Zum Flugzeugabsturz auf dem Hohen Nistler vor mehr als 20 Jahren, in Jb Hhm 2012, S. 69f.
- Bürger für Heidelberg (Hg.): 40 Jahre Bürger für Heidelberg, Heidelberg 2012

- Lorand Dészpa u.a.: Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben. In memoriam der zehn Mitglieder des Seminars für Alte Geschichte und Epigraphik, die am 23. September 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Ankara ihr Leben verloren, in HJG Jg. 17, 2013, S. 231–258
- Carsten Dutt (Hg.): Gadamers philosophische Hermeneutik und die Literaturwissenschaft. Marbacher Kolloquium zum 50. Jahrestag der Publikation von „Wahrheit und Methode“, Heidelberg 2012
- Norbert Greiner: Heidelberg als akademische Lebensform, in Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012, S. 31–60
- Manfred Jenne: Eichersheimer Kartoffeln nach Heidelberg, in Unser Land 2013, Heidelberg 2012, S. 262–264
- Karl Ludwig Joos: Schwieriger Aufbau. Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A, Bd. 55), Stuttgart 2012
- Wolfgang Klein: Auf dem Markt der Wissenschaften oder: weniger wäre mehr, in Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012 S. 61–84
- Karl Korz: 40mal Willibald-Kramm-Preis 1970–2011, Heidelberg 2012
- Markus Löffelhardt: Neue Architektur Heidelberg Ludwigshafen Mannheim, Mannheim 2012
- Christoph Marschies: Was ich in vier Jahren in Heidelberg verlernt habe, in Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012 S. 85–110
- Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg (Hg.): Architektur der Fünfziger Jahre. Denkmale in Baden-Württemberg, Stuttgart 2012
- Hansjoachim Räther: Ein alter Handschuhsheimer. Aus einem Interview mit Prof. Dr. Heinz Markmann, in Jb Hhm 2012, S. 85–87
- Reinhard Riese: „Es mag ... nicht leicht sein, Sieger in einem solchen Lande zu sein, denn der Sieg bringt nicht nur Rechte, sondern auch ... Verantwortung für den Besiegten.“ Liselotte Mugdan und ihr Schreiben vom Juli 1945 an die US-Militärregierung, in HJG Jg. 17, 2013, S. 109–131
- Maike Rotzoll: Die Entstehung der „Sozialpsychiatrischen Klinik Heidelberg“ in den 1960er Jahren. Sozialpsychiatrie in Heidelberg, in HJG Jg. 17, 2013, S. 133–148
- Karlheinz Sonntag (Hg.): Heidelberger Profile. Herausragende Persönlichkeiten berichten über ihre Begegnung mit Heidelberg. Studium Generale WS 2010/2011, Heidelberg 2012
- Roswitha Sperber, Theater und Orchester Heidelberg (Hgg.): Visionen – Aufbrüche. Der Weg ins 21. Jahrhundert. 25 Jahre Heidelberger Künstlerinnenpreis – Musikpreis der Stadt Heidelberg, Heidelberg 2012
- Stadt Heidelberg Kulturamt (Hg.): Werner Robert Schaub. Katalog. Eine Ausstellung der Stadt Heidelberg im Kurpfälzischen Museum: 24. Juli – 9. September 2012, Heidelberg 2012
- Marion Tauschwitz: Hilde Domin. Das heikle Leben meiner Worte, Mainz 2012

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.): Baden! 900 Jahre. Katalog der Großen Landesausstellung 16. Juni bis 11. November 2012, Karlsruhe 2012
- Milena Baumann (Hg.): Heidelberg. Geist und Rätsel, Dossenheim 2012
- Alfred Bechtel: Handschuhsheimer Familien Schlicksupp. 2. Fortsetzung, in Jb Hhm 2012, S. 105–113
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Handschuhsheimer Mühlen im Siebenmühlental. 2. Fortsetzung, in Jb Hhm 2012, S. 55–67

- Norbert Bosslet: Heilige Mauern. Heidelbergs Klöster und Stifte durch die Jahrhunderte, Heidelberg 2012
- Lukas Clemens, Franz J. Felten, Matthias Schnettger (Hgg.): Kreuz – Rad – Löwe. Rheinland-Pfalz. Ein Land und seine Geschichte. Bd. 1: Von den Anfängen der Erdgeschichte bis zum Ende des Alten Reiches, Mainz 2012
- Evangelische Stadtmission Heidelberg e.V. (Hg.): Mensch! 1862–2012. 150 Jahre Stadtmission. Festschrift, Mannheim 2012
- Rolf Fuhlrott: Baden und seine Bibliotheken. Ein Beitrag zu ihrer Entstehungs- und Baugeschichte, in *Badische Heimat*. Jg. 92, 2012, H. 2, S. 252–266
- Albert Greule, Sabine Buchner: Sprach- und Namensräume am Oberrhein, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 49–68
- Ludwig Haßlinger: Alte Waldwege und Waldfluren, in *Jb Hhm* 2012, S. 47–53
- Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012
- Michael Hesse: Handbuch der neuzeitlichen Architektur, Stuttgart 2012
- Simone Joos: 120 Jahre Orchesterverein 1892 e.V. Heidelberg-Handschuhsheim, in *Jb Hhm* 2012, S. 19–21
- Eric J. Lehn: „Ein kleines Oratorium sampt Kirchhof“. 275 Jahre St. Peter „auf der glaßhütt“ in Peterstal, in *Unser Land* 2013, Heidelberg 2012, S. 101–106
- Lions Club Heidelberg, Ernst G. Jung u.a. (Hgg.): Heidelberg. Die Stadt, in der wir leben, Mannheim 2012
- Ulrich Müller: Die Eisenbahn im Straßenbahnkleid. 125 Jahre OEG, in *Straßenbahn Magazin*. Betriebe – Fahrzeuge – Geschichte. Jg. 43, 2012, H. 9, S. 50–61
- Jörg Peltzer: Alemannen, Franken, Pfalz, Oberrhein – von den Versuchen der Landesgeschichte eine Heimat zu geben, in Brigitte Herrbach-Schmidt, Hansmartin Schwarzmaier (Hgg.): Räume und Grenzen am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 30), Ostfildern 2012, S. 109–125
- Monika Rinski, Maria Plass: MGV Liederkrantz 1847 e.V. Heidelberg-Handschuhsheim, in *Jb Hhm* 2012, S. 11f.
- Manfred Schückler: Turn- u. Sportverein Handschuhsheim 1886 e.V. ... ganz schön sportlich – seit 125 Jahren! in *Jb Hhm* 2012, S. 13–15
- Peter Sinn: Zur Landschaft und Geschichte von Handschuhsheim. Gesammelte Aufsätze, Ubstadt-Weiher u.a. 2013
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2012, Heidelberg 2012 (*Jb Hhm* 2012)
- Heiko P. Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg – Residenz – Denkmal. Hg. Stadtarchiv Heidelberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2012
- Reinhold Weber, Peter Steinbach, Hans-Georg Wehling (Hgg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte, Stuttgart 2012
- Klaus Welzel (Hg.): Die ganze Welt ist Bühne. Das Heidelberger Bürgertheater im neuen Gewand, Heidelberg 2012
- Reinhard Zimmermann: Das Heidelberger Schloss – Seine Bauten, seine Bewohner, seine Geschichte, Trier 2012

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Michael Buselmeier

Der
Unter
gang
von
Heidel
berg

Roman
Wunderhorn

Neuaufgabe 2013. 195 Seiten. € 19,80

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Angelika Andruchowicz, geb. 1950, niedergelassene Rechtsanwältin und Verlegerin des „Verlags Das Wunderhorn“ in Heidelberg. Rohrbacher Straße 18, 69115 Heidelberg, Tel. 06221 402428, wunderhorn.verlag@t-online.de (d)
- Thomas Apfel, geb. 1967, Schreinermeister bei der Stadt Heidelberg, seit 2004 nebenberuflich Studium der Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Heidelberg, Dissertationsvorhaben zum Thema: Zeitgenössisches Bauen in homogener Altstadtstruktur. Bauten des 20. und 21. Jahrhunderts in der Heidelberger Altstadt. Kleingemünder Straße 30/1, 69118 Heidelberg (p)
- Benedikt Bader, Bergstraße 107, 69121 Heidelberg (p)
- Dr. Dietrich Bahls, geb. 1938, Rechtsanwalt, Stadtführer. Friedrichstraße 11, 69117 Heidelberg (p/d)
- Jo-Hannes Bauer, M.A., geb. 1955, Journalist und Medienpädagoge. Bergheimer Straße 133, 69115 Heidelberg (p)
- Martin Blumröder, M.A., geb. 1962, Kunsthistoriker, Erziehungswissenschaftler, Städte- und Schlösserführer. Peter-Wenzel-Weg 26, 69118 Heidelberg, martin.blumroeder@web.de (p)
- Dr. Michael Braun, geb. 1968, wiss. Mitarbeiter an der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Lehraufträge an der Pädagogischen Hochschule und an der Universität Heidelberg. Sandwingert 21, 69123 Heidelberg (p)
- Karin Buselmeier, Professorin i. R. für Ästhetik und Kommunikation an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)
- Dietrich Dancker, geb. 1967. Bruchhäuser Weg 1, 69124 Heidelberg, D.Dancker@gmx.de (p)
- Prof. Dr. Reinhard Düchting, geb. 1936, lehrte und forschte am Seminar für lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Heidelberg. Kopernikusstraße 12, 69207 Sandhausen (p)
- Michaela Escher-Eisel, M.A., Studium der Kunstgeschichte und der Germanistik an der Universität Heidelberg, seit 1994 Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache, Gästeführerin. Heinrich-Schwegler-Straße 3/1, 69214 Eppelheim, m.escher.eisel@web.de (p)
- Gabriele Faust-Exarchos, geb. 1951, Soziologin und Mediatorin, Stadträtin der Grün Alternativen Liste (GAL). Zwingerstraße 1, 69117 Heidelberg (p)
- Susanne Fiek, geb. 1963, Bankkauffrau, Gästeführerin in Heidelberg und Umgebung mit eigener Agentur, Autorin mehrerer Bücher zu Heidelberg. Am Kronenburger Hof 17, 69221 Dossenheim, fieck@eventchen-heidelberg.de (p/d)
- Dr. Oliver Fink, Redakteur in der Pressestelle der Universität Heidelberg. Grabengasse 1, 69117 Heidelberg, Tel. 06221/542214, oliver.fink@rektorat.uni-heidelberg.de (d)
- Sigrid Gensichen, M.A., freiberufliche Kunsthistorikerin, wissenschaftliche Recherche. Unterer Burggarten 7, 69221 Dossenheim, sigrid.gensichen@gmx.de (p)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Dr. Jochen Goetze, geb. 1937, Historiker. Untere Neckarstraße 62, 69117 Heidelberg (p)
- Ernst Gund, geb. 1936, Schulleiter a.D. in Heidelberg (IGH), Gemeinderat. Tel. 06221 409945 (p)
- Heike Haß, Archäologin (M.A.), Public Relations Beraterin (B.A.), Mitarbeiterin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit am Museum Sammlung Prinzhorn. Voßstraße 2, 69115 Heidelberg, heike.hass@med.uni-heidelberg.de (d)
- Egon Hassbecker, 1924–2013, Buchhändler, Galerist und Sammler, Gründer und Leiter des Museums Cajeth sowie der Gesellschaft der Freunde des Museums Haus Cajeth e.V. Stiftung der Sammlung Hassbecker-Schulz. Haspelgasse 12, 69117 Heidelberg (d)

- Dr. Heike Hawicks, geb. 1969, Lehrbeauftragte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, heike.hawicks@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Prof. Dr. Frieder Hepp, geb. 1957, Direktor des Kurpfälzischen Museums Heidelberg, Hauptstraße 97, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Dietrich Hildebrandt, geb. 1944, Historiker, Bahnhofstraße 47, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Carola Hoécker, geb. 1967, freiberufliche Historikerin, Römerstraße 49, 69115 Heidelberg, buch-museum@web.de (d)
- Dr. Christian Jansen, Professor für Neuere und Neueste Geschichte, Universität Trier, FB 3, 54296 Trier, Tel. 030 32766207 (p), jansen@uni-trier.de (d)
- Christa-Huberta Kemmer, geb. 1937 in Breslau, Dipl. Übersetzerin, Gästeführerin, Mönchhofstraße 40, 69120 Heidelberg, kiakem@web.de (p)
- Gustav Knauber, geb. 1933, Bundesbahnratsrat a. D., Beisitzer im Stadtteilverein Rohrbach und zuständig für das Heimatmuseum Rohrbach, Mundartdichter, Lindenweg 13, 69126 Heidelberg (p)
- Dr. Christine Kratzert, geb. 1942, Kunsthistorikerin, Gaisbergstraße 71, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmittglied des Heidelberger Geschichtsvereins, Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker, Leiter des Medienzentrums im Bürgerhaus Emmertsgrund, Erwachsenenbildung, Obere Neckarstraße 16, 69117 Heidelberg, kruenn@web.de (p)
- Dr. Hermann Lehmann, geb. 1934, Diplom-Psychologe, Verleger, Kurpfälzischer Verlag, Dreikönigstraße 10, 69117 Heidelberg, kurpfaelzischer.verlag@t-online.de (p/d)
- Georg Machauer, geb. 1966, Studium der Kunstgeschichte und Klassischen Archäologie, Oberhausen-Rheinhausen, gmachau@ix.urz.uni-heidelberg.de (p)
- Dr. Bertil Mächtle, geb. 1972, Vertreter der Professur für Physische Geographie, Geographisches Institut der Universität Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 348, 69120 Heidelberg (d)
- Dr. Renate Marzolff, geb. 1938, Studium der Romanistik, Germanistik, Kunstgeschichte, bis 2001 Lehrerin für Deutsch, Französisch, Kunst, Jaspersstraße 33, 69126 Heidelberg (p)
- Kurt Mattes, Verleger, Steigerweg 69, 69115 Heidelberg, Tel. 459321, kurt.mattes@mattes.de (d)
- Manfred Metzner, Mit-Gründer und Verleger des „Verlags Das Wunderhorn“, Rechtsanwalt, Blumenstraße 26, 69115 Heidelberg, Tel. 06221 20334, resport@web.de (d)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen (p)
- Prof. Dr. Walter Mühlhausen, geb. 1956, Geschäftsführer der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, apl. Prof. TU Darmstadt, muelhausen@ebert-gedenkstaette.de (d)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins, Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg (p)
- Ildiko Mumm, Theologin i.R. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg (p)
- Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg, Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)
- Wolfgang G. Nestler, geb. 1944, Dipl.-Ing. Elektrotechnik, freier Journalist, Technikhistorie, Franz-Kruckenberg-Straße 15, 69126 Heidelberg, wolfgang-g.nestler@t-online.de (p/d)
- Dr. Marko Neumaier, geb. 1976, Historiker, Dreisamweg 5, 76275 Ettligen (p)
- Dr. Luitgard Nipp-Stolzenburg, geb. 1950, Leiterin der Volkshochschule Heidelberg, Bergheimer Straße 76, 69115 Heidelberg (d)
- Volker von Offenberg, geb. 1951, unterrichtet Deutsch und Geschichte an einem Mannheimer Gymnasium, Burgstraße 20, 69121 Heidelberg, v.v.offenberg@web.de (p)
- Walter Petschan, geb. 1949, Lehrer für Geschichte und Latein am Gymnasium Walldorf, Schwabenheimer Weg 5c, 69123 Heidelberg (p)

- Dr. Marcus Popplow, Historiker mit den Schwerpunkten Technik-, Wissens- und Umweltgeschichte. Zuletzt u.a. Gastprofessor an den Universitäten Stuttgart, Salzburg und Augsburg. marcus.popplow@web.de (p)
- Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, Kunsthistoriker, Schwerpunkt: Kunst von ca. 1780 bis zur zeitgenössischen Kunst. chris.praeger@web.de (p)
- Dino Quaas, geb. 1968, Schlossführer in Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen, Gästeführer in Heidelberg, stellv. Vorsitzender des Heidelberger Gästeführer e.V. Comeniusstraße 51, 69181 Leimen, dino-quaas@gmx.de (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, M.A., Kunsthistorikerin und Germanistin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p)
- Sonja Rohleder, geb. 1964, Medizinische Fachangestellte (Radiologie). Häusserstraße 34, 69115 Heidelberg (p)
- Dr. med. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin, Mitglied im Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins. maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Ingo Runde, geb. 1970, Direktor des Universitätsarchivs Heidelberg. Akademiestraße 4–8, 69117 Heidelberg, runde@uniarchiv.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Peter Saueressig, seit 2000 für die Klaus Tschira Stiftung, seit 2010 Leiter der Öffentlichkeitsarbeit des Heidelberger Instituts für Theoretische Studien (HITS) und des European Media Laboratory (EML). peter.saueressig@h-its.org (d)
- Ilona Christa Scheidle, M.A., freie Historikerin, „Miss Marples Schwestern“ – Heidelberg/Mannheim. Eichelsheimerstraße 51, 68163 Mannheim, Tel. 0621 83 260 93, www.miss-marples.net, www.queerstory.de, ilonascheidle@web.de (p)
- Dr. Thomas Schipperges, geb. 1959, Professor für Musikwissenschaft und Direktor des Musikwissenschaftlichen Instituts an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Lutherstraße 51, 69120 Heidelberg (p), t.schipperges@uni-tuebingen.de (d)
- Andreas Schmidt, geb. 1983, stellvertretender Geschäftsführer des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde (FPI), Forschungsschwerpunkte u.a. zur Kirchen- und Landesgeschichte. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, andreas.schmidt@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Christel Schmidt, Apothekerin, Gästeführerin. Konstanzer Straße 44, 69126 Heidelberg (p)
- Ludwig Schmidt-Herb, geb. 1945, selbständiger Buchhändler, Schriftführer im Stadtteilverein Rohrbach und Chronist des Heimatmuseums Rohrbach. St.-Peter-Straße 15, 69126 Heidelberg (p)
- Wolfgang Schröck-Schmidt, geb. 1960, Kunsthistoriker (M.A.), zahlreiche Publikationen zur Geschichte der Kurpfalz, 2012 der historische Roman „Die erstaunliche Reise des Jacob von Bardenfleth“. Am Leimbach 21, 68723 Oftersheim, regionaltouren@aol.com (p)
- Barbara Schulz, führt seit 1980 „Hassbeckers Galerie & Buchhandlung im Hause Cajeth“. Haspelgasse 12, 69117 Heidelberg (d)
- Arnold Schwaier, Dipl. Ing. Peterhofweg 1, 69118 Heidelberg, arnold.schwaier@t-online.de (p)
- Dr. Julia Scialpi, geb. 1974, freiberufliche Historikerin. Schillerstraße 30, 69115 Heidelberg, julia.scialpi.de, www.scialpi.de (d)
- Dr. Anneliese Seeliger-Zeiss, geb. 1936, Kunsthistorikerin, von 1989 bis 2001 Leiterin der Forschungsstelle Deutsche Inschriften der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte Epigraphik, Grabmalforschung, Architektur der Spätgotik und Spätrenaissance und protestantischer Kirchenbau. aseeliger-zeiss@t-online.de (p)

- Gabriela Skolaut, M.A, geb. 1955 in Polen, Germanistin, Referentin für Informationsmanagement, Gästeführerin, im Vorstand der Initiative Partnerschaft mit Polen e.V., Lehrbeauftragte für Slavistik an der Universität Heidelberg. Schröderstraße 4a, 69120 Heidelberg, gw.skolaut@t-online.de (p)
- Tobias Städtler, M.A., geb. 1964, Archäologe der Ur- und Frühgeschichte, Fotograf. Oberer Rainweg 31, 69118 Heidelberg (p)
- Dr. Gheorghe Stanomir, geb. 1949, Germanist und Rumänist, Archivar der Jesuitenkirche in Heidelberg, Dolmetscher und Urkundenübersetzer für die rumänische Sprache. Peterhofweg 3, 69118 Heidelberg, www.stanomir.de (p)
- Dr. Elisabeth Südkamp, Kunsthistorikerin. Birkenweg 56, 69221 Dossenheim, elisabeth.suedkamp@t-online.de (p)
- Jörg Tröger, geb. 1943, von 1971 bis 2008 Autor und Redakteur – Hörfunk und Fernsehen – bei SDR und SWR, Redaktion Kultur und Wissenschaft, Studio Heidelberg-Mannheim. Römerstraße 1, 69259 Wilhelmsfeld (p)
- Folkwin Vogelsang, geb. 1934, Studium der Malerei und Bildhauerei, Restaurator im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg. Meine Vorfahren hatten den Wolfsbrunnen von 1835 bis 1952 gepachtet; zur Zeit Arbeit an einer Dokumentation über den Wolfsbrunnen. Aktives Mitglied im Freundeskreis Wolfsbrunnen e.V. Wolfsbrunnensteige 13a, 69118 Heidelberg, folkwin.vogelsang@gmx.de (p)
- Charis Willems, Studium der Kunstgeschichte und Klassischen Archäologie, Buchhändlerin. Untere Neckarstraße 30, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Jürgen Zieher, geb. 1969, Historiker. Fahrbachweg 7, 69126 Heidelberg, Juergen.Zieher@t-online.de (p)

Register nach Autorinnen und Autoren

Beiträge der Mitglieder – Orte in Heidelberg

Autor/in	Titelstichwort	Jahrh.	Seite
Angelika Andruchowicz	Blumenstraße 1	20.	165
Thomas Apfel	Hauptbahnhof	20.	169
Benedikt Bader	St. Raphaelskirche	20.	197
Dietrich Bahls	Valerieweg	20.	237
Jo-Hannes Bauer	Bergheimer Straße 107	19.–20.	159
Martin Blumröder	Villa Remler	19.	21
Michael Braun	Holzhof	20.	155
Karin Buselmeier	Stadtbücherei	20.	163
Dietrich Dancker	Petruskirche	18.	215
Reinhard Düchting	Herrengarten	16.	111
Michaela Escher-Eisel	Fenster im Rathaussaal	20.	37
Gabriele Faust-Exarchos	Zwingerhalle	19.–20.	61
Susanne Fiek	Europäischer Hof	19.–20.	123
Oliver Fink	Universitätsplatz	18.–20.	82
Sigrid Gensichen	von Oechelhäuser	20.	17
Norbert Giovannini	Jüdischer Friedhof	18.–20.	89
Jochen Goetze	Wasserversorgung	13.–19.	43
Ernst Gund	Villa Krehl	20.	202
Heike Haß	Sammlung Prinzhorn	20.	135
Egon Hassbecker	Haus Cajeth	20.	51
Heike Hawicks	Roter Ochse	18.–20.	30
Frieder Hepp	Museumsgarten	18.–20.	97
Dietrich Hildebrandt	Fauler Pelz	19.–20.	64
Carola Hoécker	Ingrimstraße 8	18.	57
Christian Jansen	Beethovenstraße 39	20.	209
Christa-Huberta Kemmer	Mönchhofstraße 12	19.–20.	194
Gustav Knauber	Rohrbacher Schösschen	18.–20.	226
Christine Kratzert	Evangelische Kapelle Plöck	19.–20.	115
Martin Krauß	Neckarwehr	20.	181
Enno Krüger	Chor der Peterskirche	15.–20.	86
Hermann W. Lehmann	Krambuden am Markt	15.–20.	48
Georg Machauer	Kurpfalzring 113	20.	173
Renate Marzolff	Bierhelderhof	15.–20.	233
Kurt Mattes	Hörsaal Chemie	20.	213
Manfred Metzner	Gloria-Kino	20.	68
Ingrid Moraw	Orthodoxe Synagoge	20.	119

Autor/in	Titelstichwort	Jahrh.	Seite
Walter Mühlhausen	Eberthaus	19.–20.	72
Hans-Martin Mumm	Heidenknörzel	19.	187
Ildiko Mumm	Synagogenplatz	20.	76
Petra Nellen	Palais Graimberg	19.–20.	34
Wolfgang G. Nestler	Wasserturm	20.	218
Marco Neumaier	Cave 54	20.	54
Luitgard Nipp-Stolzenburg	Bergheimer Straße 76	20.	151
Volker von Offenberg	Schlossquell-Brauerei	19.–20.	147
Walter Petschan	Wieblinger Kapelle	10.–20.	177
Marcus Popplow	Drickelschopfe	19.–20.	254
Christmut Präger	Russenkreuz	19.	267
Dino Quaas	Kaufhof (Horten)	20.	127
Hansjoachim Räther	Münchel	12.–19.	257
Reinhard Riese	Mithräum	2.	190
Claudia Rink	Melanchthonkirche	20.	229
Sonja Rohleder	Schlangenberg	13.–20.	184
Maike Rotzoll	Zwei Professorengräber	20.	205
Ingo Runde	Roter Ochse	18.–20.	30
Peter Saueressig	Villa Bosch	20.	240
Ilona Scheidle	Anna-Blum-Haus	19.–20.	93
Thomas Schipperges	Neue Universität, Aula	20.	79
Christel Schmidt	Krebsforschung	19.–20.	139
Ludwig Schmidt-Herb	Rohrbacher Villenkolonie	20.	223
Wolfgang Schröck-Schmidt	Frauenzimmerbau	16.	15
Barbara Schulz	Haus Cajeth	20.	51
Arnold Schwaier	Schlierbacher Landstraße	15.–20.	246
Julia Scialpi	Thermalbad	20.	143
Anneliese Seeliger-Zeiss	Providenzkirche	17.–19.	107
Gabriela Skolaut	Polen in Heidelberg	14.–20.	131
Tobias Städtler	Luisenheim	18.–20.	250
Gheorghe Stanomir	Peterhof	20.	260
Elisabeth Südkamp	Haus Buhl	20.	25
Jörg Tröger	Stift Neuburg	20.	263
Folkwin Vogelsang	Wolfsbrunnen	16.–20.	243
Charis Willems	Stadthalle	20.	103
Jürgen Zieher	Edith-Stein-Haus	20.	100

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 30,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink;
Dr. Martin Krauß; Dr. Maike Rotzoll; Hansjoachim Räther

Kontakt:

Vereinsadresse: Heidelberger Geschichtsverein
c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg
E-Mail: hansjoachimR@t-online
Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadressen. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.

hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

Lili FEHRLE – BURGER

**Königliche Frauenschicksale
zwischen
England und Kurpfalz**



zum
400. Jubiläum
der Hochzeit von

Kurfürst Friedrich V. mit
Elisabeth Stuart

neu aufgelegt

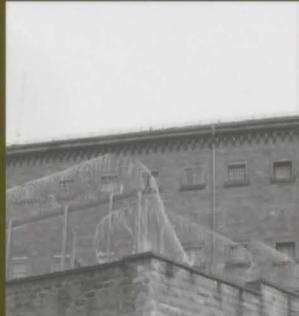
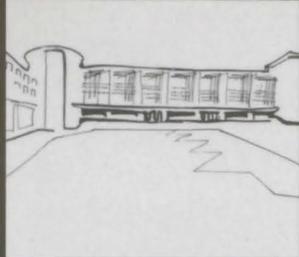
fest gebunden
mit Schutzumschlag
175 Seiten, 45 Abbildungen
27 x 20 cm
Preis 22,00
ISBN 978-3-924566-52-4



KURPFÄLZISCHER VERLAG
HEIDELBERG

info@kurpfaelzischer-verlag.de www.kurpfaelzischer-verlag.de

H. : 206 m. S.



KURPFÄLZISCHER VERLAG

ISBN 978-3-924566-41-8
ISSN 1432-6116